Vermischte

historische Schriften

von

Dr. Ernst Münch,

Königl. Niederländischem Professor der Kirchen-Geschichte an der Universität zu Lüttich, der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtkunde zu Freiburg im Breisgau, der nordischen Alterthums-Gesellschaft zu Kopenhagen, und der philodanischen an der Donau, der philosophisch-medicinischen zu Würzburg, der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, der schweizerisch-geschichtforschenden zu Bern, der vaterländischen Kultur-Gesellschaft zu Aarau, und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft ordentlichem, auswärtigem und korrespondirendem Mitgliede.

S. L. B.

Zweiter Band.

Ludwigsburg,

Druck und Verlag der C. F. Nast'schen Buchhandlung.

1828.

Lienhard Kaiser.

Quellen: Michael Stiefels Bericht, die Historie Herrn Leonhard Kaisers belangend; Luthers Trostschrift an L. Kaiser; sein Brief an Stiefel, und Epilogus zu der Schrift des Letztern über Leonhard; Ludwig Rhabus Historie der Märtyrer. Fol. B. II. 1572.

Zschokkes Baier'sche Geschichten. B. III. Morgenblatt, 1813. S. 787. Vergl. auch die grobe Gegenschrift Dr. Ecks wider die Historie Luthers und Stiefels.

Die Asche will nit lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.

Luther.

Vielfach sind die Helden der Reformation, jene zumal, welche den Verfolgungen und Angriffen ihrer Gegner siegreichen Widerstand geboten haben, von gleichzeitigen wie von spätern Schriftstellern und im Munde unsers Volkes verherrlicht. Weniger diejenigen, welche im vereinzelten und erfolglosen Kampfe für ihre Ueberzeugung gestritten, und wiewohl heldenmüthig, dennoch ungerächt, gefallen sind, entweder in Ländern, wo die neuen Grundsätze nicht die der Mehrheit wurden, oder wo die Gewalt von oben, oder der Partheihaß der Masse das von der alten Lehre abweichende Bekenntniß durch Kerker, Verweisung, Beil und Holzstoß unterdrückte.

Wenn aber jene Glücklichen und Sieghaften von Geschlecht zu Geschlecht in immer neuem Glanze erscheinen, sollte darum die Erinnerung an glorreiche Opfer für ebendieselbe Sache minder ehrwürdig, und deren Feier eine minder theure Pflicht für die Nachkommen seyn? Legenden der Heiligen, die von dem

Fanatismus des Heidenthums in freier und starkmuthiger Ausübung christlicher Pflicht geschlachtet worden, werden zu unsern Tagen, mit nicht unlöblichem Bemühen, dem Staube der Vergessenheit wieder entrissen; ja auch die Wunder und Thaten der Mönchswelt, die guten wie die bösen, stellt man neuerdings dem Volke als Spiegel und Ideale der Glaubenskraft vor. Derselbe Kampf aber, den der aufblühende Christianismus mit der ganzen Kraft jungfräulicher Unschuld wider den marklos und in Sünden abgeschwächt ihm gegenüberstehenden Geist der alten Götterzeit eingieng, wiederholte sich, nach einer Reihe von Jahrhunderten, im Innern der neuen Kirche selbst, und die Autorität, aus der die Kraft des Vollmachtgebers entwichen war, versuchte es, den selbstständig gewordenen Glauben — die blinde Gewalt der zur vollen Klarheit erwachte Verstand, — der Materialismus, die lebendige Idee einer neuern Zeit, welcher mit der abgewichenen allen Verkehr aufhob, und nothwendig aufheben mußte, zu besiegen. Aber wie bei Ausbreitung des Christenthums, also ward auch in den Tagen der Reformation die Blutsaat des Märtyrthums die Triumph-Aerndte der Bekenner. Hunderttausende wurden hingewürgt; aber sechszig Millionen genießen jetzt das Recht, andern Ueberzeugungen zu folgen, als der Pabst zu Rom.

Es ist mehr als das Bestreben, alten und längst eingeschlummerten Partheihaß wieder zu wecken, und die Gräber der Schlächter, wie der Geschlachteten, zur Verwirrung der Gemüther, der Gegenwart zu öffnen, was den Enkel an die Standbilder und an die Särge der für geistige Freiheit Gefallenen, hinführt: die Märtyrer für eine Idee gehören nicht mehr einer Parthei,

sondern der gesammten Menschheit an; so wie der edle Feind, nach verklungener Streitdrommete, auch die Tapferkeit des Feindes preiset und seinen Fall beweint. Von diesem Gesichtspunkt aus werden die Thaten der Reformation stets ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung bleiben.

Ein Freund der Geschichte dieses großen welthistorischen Ereignisses hat es unternommen, die Vorkämpfer der Reformation und die Opfer dieses Kampfes, von Arnold von Brescia an bis auf Luther, in einer Reihe von geschichtlichen Bruchstücken zu beschreiben. Ich wünschte, daß ein Anderer diese Idee in Bezug auf die Männer nach Luther, und auch auf die vorzüglichsten Zeitgenossen desselben, welche für die Reformation gefallen, deren Erinnerungen aber im Strom des geschichtlichen Ganzen und in der Siegesfeier der größern Charaktere verhallt sind, ausführen möchte, und mache hiermit, ohne mich jedoch streng an die Zeit binden zu wollen, mit einigen den Anfang *)

Lienhard Kaiser.

Dieser Mann, welchen schon Luther einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt hat, welcher übrigens von allen Geschichtschreibern nur kurz angeführt und abgefertigt wird **), ist schon deßhalb sehr merkwür-

*) Lipowsky, welcher die tüchtige Biographie und die sämmtlichen Reliquien der Argula von Grumbach uns geliefert, wäre der Competenteste hiezu.

**) Zschokke, in seiner bairischen Geschichte, hat ihm das würdigste Denkmal gesetzt.

Dies Blatt ist statt des im Texte befindlichen im II. Bande

dig, weil er das erste Opfer religiöser Verfolgung in Baiern war.

Lienhard Kaiser wurde aus einem ehrbaren und ziemlich angesehenen Hause zu Rabb, vier Meilen von Passau, im bairischen Landgericht Schärding, geboren.

Seine frühern Verhältnisse sind zum größten Theil unbekannt; nur so viel weiß man, daß er von Jugend auf ein anständiges und züchtiges Leben, und eben so ein solches nach erhaltener Priesterweihe geführt; auch daß er in Erfüllung seiner Berufspflicht sich die Achtung von Jedermann erworben. Die Umstände führten ihn nach Weizenkirchen, in der Eigenschaft als Vikar des Doctors Berger, welcher Mann eine Domherrnpfründe zu Passau und eine Pfarrei in dem genannten Orte, zugleich, nach Sitte damaliger Zeit, besaß.

Der Geist Luthers kam auch über ihn; durch höhere Ueberzeugung aus dem bisherigen Frieden seines Lebens aufgeschreckt, huldigte er mit starker Seele den neuen Lehren und bekämpfte tapfer die Mißbräuche der Zeit.

Baiern gehörte, wie bekannt, zu den Ländern, welche die Reformation am unholdesten empfiengen. Diese Stimmung der Fürsten des Landes*) und die gefährdete Persönlichkeit seines Prinzipals bereiteten unserm Kaiser daher nothwendig sehr bald Verderben. Je mehr das aufgeregte Volk von den Lieblingsneigungen und Vorurtheilen sich abwandte, desto mehr litt das Interesse dessen, der bis dahin so großen Ge-

---

*) Wilhelm und Albrecht.

winn daraus gezogen. Berger, mit schwerer Klage, daß die Pfarrei durch Lienhards Benehmen äußerst in Verfall gekommen sey, forderte den lästigen Prediger evangelischer Freiheit vor den Bischof zu Passau. Derselbe, durch sein Amt und durch seine Gesinnung natürlicher Weise den Neuerungen äußerst gehaß, strafte den Jüngling mit dreitägigem Gefängniß, und erpreßte von ihm ein Handgelübde, nicht mehr zu lehren, was „lutherisch und den Grundsätzen der katholischen Kirche entgegen sey.“ Er mußte jedoch noch überdies eine Urkunde ausstellen, worin er zur Haltung des Versprochenen feierlich sich verpflichtete. Die Priester, welche das Original sorgfältig bewahrt hatten, nahmen nachmals bequemen Anlaß daraus, den Rückfälligen des Treubruchs und des Meineides anzuklagen. Nach Ausstellung jener Urphede ward Lienhard freigegeben.

Aber er hielt es nicht mehr länger als ein halbes Jahr noch zu Weizenkirchen aus. Dann trieb ihn sein Gewissen und ein mächtigerer innerer Ruf von hinnen. Wittenberg und andere verwandte Städte, wo religiöse Bildung im Geiste der Reformatoren am eifrigsten betrieben wurde, war das nächste Ziel seiner Reise. Er stärkte sich daselbst im Verkehr mit erleuchteten Geistern, in göttlicher Lehre, durch genauere Kenntniß derselben und durch gründlicheres Studium der Wissenschaft im Allgemeinen, das bei seiner ersten Erziehung völlig vernachläßigt worden war. Aber sein böses Schicksal führte ihn bald aus den Städten des Trostes in die Hände seiner Feinde zurück. Ein Brief von Brüdern und Verwandten meldete ihm, daß der Vater in Todesnöthen liege; wenn er somit ihn noch bei Leben zu erblicken wünschte, möchte er eilen. Von

kindlichen und brüderlichen Gefühlen getrieben, machte Kaiser sich auf und empfieng zu Rabb den Segen seines Vaters, der zwei Stunden nach seiner Ankunft in das Ewige schied. Bald sollte er ihm folgen.

Die Bitten seiner Familie machten ihn über sechs Wochen, gegen alle Gründe der Klugheit, in seiner Heimath verweilen. Da wurde er plötzlich, auf Befehl des Bischofs von Passau, dem durch Berger und den Abt zu Suba seine Ankunft berichtet worden, neuerdings verhaftet, und nach drei Tagen, dem Gebrauche der Hofmark gemäß, an das Landgericht Schärding ausgeliefert. Von letzterer Stadt kam er aber bald, zu Wasser abgeführt, nach Passau, in das Gefängniß des bischöflichen Schlosses. Hier begannen alsbald die Verhöre, in Beiseyn vieler gelehrten Männer. Sämmtliche Anwesende, ja der Bischof persönlich, suchten durch Verheißungen wie durch Drohungen Lienhard zum Widerruf seiner ausgesprochenen Grundsätze zu vermögen; allein er antwortete immer standhaft mit den Worten:

„Nach göttlicher Schrift wolle er sich weisen lassen, sonst aber mit nichten." Er schlug übrigens vor, „auf seine oder seiner Freunde Kosten zu etlichen Städten des Reichs, als z. B. Nürnberg, Augsburg, Ulm und andern, zu schicken, und daselbst sein vermeintliches Verbrechen irgend vorlegen zu lassen. Auf den Fall, daß Unrecht gegen ihn erwiesen würde, wollte er das ohne Gnade entgelten; im entgegengesetzten Falle aber, und so er aus göttlicher Schrift nicht überwunden werden könnte, bat er die Richter, ihn nicht ferner zu behelligen." Die Empfindungen über dies Verhör drückte Kaiser durch ein im Kerker aufgesetztes Schreiben an seine Freunde und Geistesver-

wandte aus. „Wer will es — heißt es unter anderm darin — für christliche, brüderliche Liebe ansehen, daß man einen kranken, schwachen Menschen eine Zeitlang in schweres Gefängniß legen soll, und darnach eilends und unversehens ihn angegangen auf solche wichtige Artikel, der Seelen Heil betreffend, so gähling zu respondiren und Antwort zu geben, nachdem doch hohen Verständigern, denen ich mit meinem Verstand die Riemen der Schuhe aufzulösen nicht vermöchte, in solchen ansehnlichen Sachen und nothwendigen Artikeln nicht acht Tage, sondern ein halbes oder ganzes Jahr zugelassen werden? Möget ihr verstehen, was für Tyrannei gebraucht wird, die Gewissen der Menschen auszuforschen und nach ihrem Kopf zu reformiren, welches allein Gottes Thun und Werk ist. Nun wollt' ich auch gern anzeigen die Artikel, darauf ich hab' Antwort geben müssen; ich halte aber dafür, daß mir deren ein gut Theil ausgefallen; hab' aber doch auf sie alle, meinem einfältigen Verstand nach, und dem Wort Gottes gemäß, Jenen geantwortet.“ —

Kaiser führt nun fünf und zwanzig Punkte, theils Glaubenssätze, theils Gebote der Kirche berührend, an, welche ihm als Verbrechen bezeichnet worden, und zugleich die Art und Weise seiner Vertheidigung. Darauf schließt er mit Schilderung des Unmuths und der Verwünschungen wider ihn, so diese letztere bei den Untersuchungsrichtern erregt, mit folgenden Worten: „Ich weiß nicht, wie mir diese Rede entwischte, daß ich sprach: Teutschland habe das Evangelium noch nie gehabt, noch auch nur recht gehört. Dieser Punkt ist mir denn nun auch sammt andern aufgeschrieben worden. Wiewohl der Prophet spricht: in alles Erdreich u. s. f.; pflegt man auch sonst wohl zu sagen,

so man einen Boten ausschickt: ich hab' einen Boten gen Wien geschickt, ob er schon noch auf dem Weg und das Ende nit erreicht hat. — Also schied ich ab in mein Loch, darin ich Mäus und Gestank genug habe. Gott gebe Geduld!" Er bat übrigens seine Freunde, die beigelegte Verantwortung an Philipp Gundel, oder in seiner Abwesenheit an Michael Stiefel*) zu Taller, oder an Wolfgang Georger zu Kaplor zu übermachen, damit diese, im Fall er bei seiner Vertheidigung irgend einen Irrthum begangen hätte, mit Rath und That ihm beiständen.

Höchst rührend, und von seinem tiefen, religiösen Gemüthe und hohen Wahrheitseifer zeugend, sind mehrere andere Sendschreiben aus seinem Kerker, durch welche er, mittelst geistiger Besprechung mit christlichen Freunden, sich selbst stärkte, und zugleich auch diese zu standhaftem Dulden und Wirken für ihre Grundsätze ermuthigte. Wir können uns nicht enthalten, den Lesern einiges davon mitzutheilen. Sein letzter Kampf zwischen dem Geist und den höhern Ueberzeugungen mit der Liebe zum Leben und der Sehnsucht nach dem Fortbesitz so mächtig regender Gefühle und Güter, ist darin mit wenigen Zügen geschildert.

„Lieber N.! — so begrüßt er den unbekannten Freund — Du weißt meinen Unfall, des alten Adams halber, welcher da in der Hülle gepeinigt wird, und ihm sehr zuwider ist, und erhebt sich offen in Ungeduld, wider Gott zu murren, gleich als geschehe ihm groß Unrecht. So ist doch, wiewohl schwach, der Geist

---

*) Ebenfalls ein bedeutender Glaubenszeuge in Baiern, von welchem noch verschiedene interessante Flugschriften vorhanden sind.

vorhanden, thut ihn trösten. O wie gar arbeitselig und matt derselbe ist, klage ich Gott und Dir, lieber N. Bitte Du Gott für mich, daß er gestärkt werde."

„Ich habe Nächten von dem getreuen Mitbruder in Christo, N., vernommen dein holdseliges und freundliches Wesen gegen mir, daß ich mich sehr in meinem Herzen gefreut habe, daß mir Gott einen solchen Freund verliehen, der sich auch von meinetwegen in Gefahr des Todes dörfte geben. Nun, allerliebster N., dir ist gut wissens, daß mein Leben in Gefahr des Todes, doch in der Hand Gottes, schwebet. Dann wie mir durch den frommen N. und andere, die mich in der Stille heimgesucht haben, angesagt, so will mich der Fürst, insofern ich von der Ketzerei nit abstehe, und mich bekehre, für Gericht stellen, und mir, was das Recht giebt, wiederfahren lassen. Ach Gott vom Himmel und des Rechts, schau du darein, rette und vertheidige dein Wort u. s. w. — Es ist lauter Gnade, so ich beständig bleibe, und gar nicht meines Thuns. Es stehe oder falle der Mensch, so stehet oder fällt er durch Gott! — —"

Luther, im Gewühl des Kampfes, der von allen Seiten seine ganze Kraft in Beschlag nahm, vergaß niemals seiner einzelnen, bedrängten Freunde. Auch an Kaiser fertigte er alsbald, nachdem er von seiner Noth und Gefahr vernommen, und durch die ihm zugeschickten Schreiben von dem innern Seelenzustand desselben genaue Kenntniß hatte, eine Trostschrift ab, die Kaisern in seinem Gefängniß nicht wenig stärkte *).

---

*) Ein Trostschrift Dr. M. Luthers Ern Leonhard Käsarn in seine Gefangknuß zugeschickt. S. Haller Ausg. B. XV.

Das Loos des Unglücklichen war aber bereits schon so gut als geworfen. Der Fanatismus wollte unter jedem Vorwand ein Opfer haben; es kam nur darauf an, unter dem Schein des Rechtes es zu thun. Daher die Verhöre und theologischen Gespräche mit dem Gefangenen. Zwar fehlte es nicht an vielen und dringlichen Fürbitten angesehener Herren vom Adel, worunter besonders die Grafen von Schaumburg und Schwarzburg zu nennen sind; ja selbst Churfürst Johann von Sachsen verwendete sich in einem eigenen Schreiben für Kaiser. Allein der Bischof ließ die meisten dieser Briefe unbeantwortet, und verweigerte der Freundschaft des Beklagten selbst die Mittheilung der Klagepunkte, welche mehrfach begehrt worden waren, um ihn gründlich vertheidigen, und jeden Besuch im Kerker, um ihn wenigstens von Irrthümern abbringen zu können.

Am 11. Heumonat erst wurde Kaisern ein Rechtstag angesetzt; jedoch erhielt die Freundschaft kaum noch einen Tag vorher Kenntniß hievon und zugleich die Bewilligung, den Gefangenen sprechen zu dürfen, was bis dahin hartherzig gewehrt worden war. Damit jedoch nichts heimliches vor sich gehe, blieben Doctor Eck und der Abt von Allerspach die unzarten Zeugen dieser Unterredung. Eck störte sie auch bald mit den Aeußerungen: „daß nur aus besonderer Gnade, und durchaus nicht von Rechtswegen Herrn Lienhard dieser Besuch und ein Anwald verwilligt worden.“ Die Freundschaft bat nun dringend, daß die betreffenden Artikel verlesen werden möchten. Dies geschah endlich, nach vielen Umschweifen und stachelreichen Glossen von Seiten Dr. Eks. Kaiser vertheidigte sich, so gut er konnte, bemerkte aber seinen Gegnern unter

anderm: Es thäte ihm Noth, eine triftige Vorrede voranzuschicken. Hieran hindere ihn seine gegenwärtige Schwäche, Bedrängniß und Ungewandtheit sehr. So viel müße er erklären: es liege jedermann klar vor Augen, wie sehr man ihn mißhandelt, und über zehn Wochen lang im Gefängniß herumgeschleppt habe, ohne Verhör und Untersuchung. Darauf sey er plötzlich überfallen und zur Verantwortung auf viele und große Artikel genöthigt und dessen ohngeachtet neuerdings in Kerker geworfen worden. So sey es in einem fortgegangen, wieder hinein, wieder heraus, er selbst wisse nicht, wie? Auf alle Vorwürfe habe er nach Kräften geantwortet, doch sey ihm unbewußt, wie seine Verantwortungen im Zusammenhang sich reimten und schickten. Habe er sich demnach übereilt, oder etwas dem göttlichen Worte Widerstrebendes gesagt, so behalte er sich die Wahl vor, solches ändern zu dürfen. Zu reiferer Ueberlegung begehre er schriftliche Zustellung der Klagartikel und seiner darauf abgegebenen Erklärungen."

Eck, mit listiger Bosheit, las die Verhandlungen vor. Als er jedoch an die Einreden des Beklagten kam, bemerkte er, daß dieselben viel zu umständlich wären, um noch einmal hier mitgetheilt werden zu können. Uebrigens mischte er seinem Vortrag, nach seiner Art, unziemliche Schmähungen bei. „Herr Lienhard — sagt Luther — brachte Schrift, aber Eckius flickte an einem Schlegel. Er brachte geringe Waar, als er ein schwerer Kaufmann ist."

Die Verwandten begehrten nun von den bischöflichen Bevollmächtigten Erweiterung der Frist, in Betreff des angesetzten Rechtstages, und zwar von einem Monat; eben so die Befugniß, für sich und den Be-

klagten, mit Anwälden, denen sicheres Geleit verstattet werden müsse, sich zu versehen; ferner begehrten sie die Uebermachung aller zur Vertheidigung Kaisers durchaus nothwendigen Aktenstücke; endlich: daß einige Personen Zutritt in Lienhards Gefängniß erhalten sollten, damit er über die streitigen Materien gründlich mit denselben sich besprechen könne. Alle Kosten, welche dem Fürstbischof aus dieser Verzögerung des Rechtstages entstehen würden, nehmen die Verwandten bereitwillig über sich.

Allein Eck und der Abt erklärten, daß sie zur Verwilligung dieser Begehren nicht Macht genug besäßen. Von der Freundschaft um Fürsprache hiefür bei dem Bischof ersucht, giengen sie, des festen Willens, hinweg, durchaus nichts für den Beklagten zu thun.

Der trübe Tag erschien; Bischof Ernst umgeben von Weihbischöffen, Aebten, Priestern und zahlreichem Volke, das in dumpfer Unpartheisamkeit oder in freudiger Blutgier um das Opfer sich lagerte, setzte sich zu feierlichem Gericht, und Lienhard ward vor die Schranken desselben geladen, wohlerkennend, daß sein Urtheil längst gesprochen sey. Alle Bitten waren mit roher Strenge abgeschlagen worden, ausgenommen die Aktenmittheilung, die aber trotz der Zusage dennoch nicht geschah. In Bezug auf den Anwald hatte der Bischof, durch seinen Offizial, der Verwandtschaft sagen lassen: „er stelle es ihr heim, ob es ehrlich seyn würde, einem solchen Menschen, wie Lienhard, einigen Beistand zu thun?" Auf solche Weise suchte zu jener Zeit der römische Stuhl seine Rechte zu vertheidigen und sein Ansehen in der Ueberzeugung der Menschen zu retten.

Gebunden wie ein Uebelthäter, gieng der Märtyrer vor seine unversöhnlichen und zum Voraus verdammenden Richter. Ein anderer Priester, der mit ihm, aus gerechtern Ursachen vielleicht zum Tode geführt ward, schritt neben ihm her. Derselbe trieb wunderliche Worte, erklärte einmal über das andere die Unschuld Lienhards, und rief aus: „Ich bin nicht werth, daß ich neben dir gehe! Du bist ein Gerechter, ich habe den Tod verschuldet. Mir soll man mein Recht thun!“ Und nun erhob er sich mit mächtigem Geschrei gegen den Fürsten, schalt ihn einen Bluthund und erfüllte die Luft mit den heftigsten Schmähungen wider die Tyrannen und Gottesfeinde, daß unter dem Volk ein tiefer Eindruck zurückblieb.

Lienhard, mit sanftem Sinne, strafte seinen Amtsgenossen solcher Ungebühr und bestimmte ihn endlich zur Ergebung und zum Schweigen. An einander gebunden — so weit gieng der Verfolger Grausamkeit — hatte man sie durch die Straßen endlich weiter geschleppt.

Rührend war der Abschied Kaisers von seiner Muhme, an deren Wohnung der Zug vorübergieng. Mit heißen Thränen empfiengen ihn auf dem Markte die versammelten Freunde. Sie trösteten und ermuthigten ihn für das nahende Geschick. Keiner aber von Allen begehrte, daß er das irdische Daseyn rette auf Kosten seines geistigen Lebens. Die Wahrheit schien auch ihnen des größten und letzten Opfers werth. In den Wohnungen Gottes hofften sie den Freund sicher wieder zu finden.

Vor dem Kapitelhause und im Pfaffenhofe angelangt, überblickte Kaiser mit Ruhe seine Richter und die bewaffneten Bürger Passau's. Ihn erbarmten

im Innersten die verblendeten Werkzeuge des Wahns, welche der Tyrannei zu allen Zeiten so bereitwillig zu ihrer Selbstvernichtung sich anbieten. In der Zahl der erstern bemerkte man die Zahl der Weihbischöfe von Regensburg und Passau, den Abt von Allerspach, die Pröbste von Suben, Asterhofen, St. Nikolaus und St. Salvator; die Doctoren Eck, Frůschel, Thomas und Meutling; die Domherren Ramelspach, Antonius, Schönburger u. s. f., den Notar Theberasch und den Fiskal Kirchbůler vor allen.

Lienhard forderte, daß die Verhandlung in teutscher Sprache vor sich gehen sollte; allein seine Verfolger hatten Gründe genug, um sich hiezu nicht zu verstehen. Der Akt ward demnach lateinisch vorgenommen.

Nachdem der Offizial die Veranlassung dieses Rechtstages geschildert und die Begehren Lienhards kurz erwähnt hatte, ließ der Bischof die Bande ihm etwas lösen, und vor dem Volke erklären: „er müsse nothwendig thun, was geschehe; der Eid, den er dem römischen Stuhl geschworen, und andere Beweggründe mehr bestimmten ihn hiezu.“ Der Beklagte, welcher nun endlich, wiewohl mit dem ausdrücklichen Beisatz: „aus Gnade, nicht aus Gerechtigkeit!“ einen Anwald erhalten hatte, wurde jetzt aufgefordert, zu widerrufen: „in diesem Falle wolle der von Passau Gnade erzeigen.“ Allein Lienhard weigerte sich standhaft.

Der Notarius, welcher die Ladung vorlesen sollte, ward durch innere Rührung und häufige Thränen so sehr unterbrochen, daß ihm die Schrift aus den Händen gerissen und einem andern übergeben wurde, der schon mit größerer Lust das traurige Geschäft besorgte. Auch der Fiskal las aus einem großen Pack Schriften allerlei. Sie waren lateinisch abgefaßt. Kaiser

begehrte, der Umstehenden willen, eine teutsche Uebersetzung; aber die Richter verweigerten sie.

Die Bulle Leo's X., das Edict von Worms, die Satzung des Regensburger Reichstages, und die Urkunde Lienhards, durch die er von lutherischer Lehre, oder vielmehr deren Verkündigung abzustehen verheißen, bildeten die Hauptgrundlagen der Anklage. Umsonst bat nun aber Kaisers Anwald, nachdem er die Vorwürfe mehrfach beleuchtet und beantwortet hatte, um eine Abschrift des Klaglibells, damit er reiflich die Sache bei sich überdenken möge, und seine Freunde im Reich um Unterweisung zu bitten im Stande sey; auch setzte er bei: „in einem Handel, der so zarte Gewissensfragen berühre, dürfe durchaus nicht geeilt werden." Die Artikel wurden mit Nichtberücksichtigung aller vorgebrachten Gründe, von Anfang bis zu Ende in Latein verlesen. Dessen ungeachtet gab Lienhard seine Vertheidigung teutsch, mit großem Geist und Verstand, und er zeigte trotz der Weitschichtigkeit der Verhandlung, so viele Ausdauer und solches Feuer der Seele, das nicht stimmlos geworden wäre, wenn das Verhör auch den ganzen Tag gedauert. Nachdem die Klagartikel und die Einreden vernommen worden, fiel das Urtheil, das der Bischof selbst verlas, dahin aus: Lienhard Kaiser soll der Priesterwürde beraubt und der weltlichen Obrigkeit übergeben werden.

Den ersten Theil der Sentenz, mit Verachtung aller Fürbitten und Rechtsgründe, so wie auch der Berufung an ein freies Konzil, welche dagegen erhoben worden, eilte man schnell zu vollziehen. Kahl geschoren, in einen schlechten Kittel gekleidet, ein zerschnittenes schwarzes Baret auf dem Haupte, wurde der Unglückliche dem Stadtrichter überantwortet.

Von dem 11. Heumonat bis zum 15. August schmachtete Lienhard abermals in Ketten. An diesem Tage endlich beschloß man sein Geschick zu erfüllen.

Gefesselt auf ein Pferd geworfen, von rohen Kriegsknechten umgeben, führte man ihn durch die Straßen von Passau. Sein Gemüth aber war unerschrocken. Jedermann grüßte er mit freundlichem Antlitz. Als er an das Hauptthor kam, fand er abermals seine Freunde aufgestellt, welche Muthes genug hatten, öffentlich Abschied von dem Ketzer zu nehmen und ihn zu ermahnen, von der Wahrheit weder im Leben noch im Tode zu weichen. Auf dieses erhöhete sich nun der Muth des Märtyrers. Er that einen kecken Trunk und rief mit verklärtem Angesichte: „das sey mir in meines Christus Namen!" —

Angelangt zu Schärding, wo seine Schädelstätte aufgerichtet stand, sprach Lienhard: „Christe, mein Gott, wie bist du doch so wunderbarlich in deinen Werken, daß ich wiederum in meine alte Herberge kommen soll!" —

Am vierten Tage nach seiner Ankunft traten Schergen in seinen Kerker; sie trachteten trotz der angebornen Wildheit des Gemüthes und des Handwerkes, ihn zu trösten. „Ihr müßt brennen, Herr Lienhard!" — riefen sie mit Theilnahme ihm zu. „Eine andere Botschaft," erwiederte er, „wäre besser, doch der Wille Gottes geschehe! Ich hoffe aber, man werde mich doch nicht so ohne alles Urtheil umbringen." — Dieß geschah dennoch. Es war umsonst, daß die jungen und alten Grafen von Schauenburg persönlich sich zu München für Lienhard von Neuem verwendeten: Herzog Wilhelm, in der Absicht, ein

schreckbares Beispiel aller Neuern zu geben, schrieb alles Ernstes an den Landrichter zu Schärding, Christoph Freukinger: „er solle Herrn Lienharden ohne Urtheil und Recht mit dem Brand richten lassen.“

Der Landrichter, in großer Verwirrung, theils über das traurige, ihm übertragene Geschäft, theils über den Antheil des gemeinen Volkes, theils auch über die Anwesenheit der zahlreichen Freundschaft des Verurtheilten, beschloß, das Urtheil in aller Frühe vollziehen und die Henker somit noch in der Nacht herauszulassen. Die Schärdinger bezeigten großes Mißfallen über die ganze Sache und weigerten sich sogar, die Thore zu öffnen. Gern hätte man die Feuerstrafe in den Tod durch's Schwert verwandelt. Es ward deßhalb an die Freunde gebracht: sie sollten bittend darum einkommen. Allein sie erklärten mit festem Sinn: „sie wollten keineswegs darum bitten; Gott würde alles wohl machen.“

Als die Stunde des Scheidens herangenaht und die Schergen das Opfer im Richthause abzuholen gekommen waren, fragte der Eine Kaisern: „Wie heißest du?“ — „Ich heiße Lienhard.“ — Der Henker: „Ich kann dir nicht viel vorsagen, noch ich dich zu lehren; du wirst dich selbst wohl zu halten wissen. Ich muß mich nach dem Befehl meines gnädigen Herrn halten!“ — Da antwortete Lienhard gütig: „Lieben Freunde, ich bedarf eurer Lehren nicht; thut, was euch befohlen ward! Damit reichte er selbst die Hände her, welche ihm von den rohen Menschen sehr hart gebunden wurden. Als einer der Schergen fluchte, weil die Stricke sich verwirrt, sagte Kaiser zu ihm: „Lieben Brüder, fluchet nicht; ich entrinn' euch keineswegs. Ihr thut mir keinen Bund oder Zug, es

will's denn Christus, mein Herr, haben. Ihr seyd nur Werkzeuge von Gott!"

Und nun führte man ihn hinaus. Mit Ernst und Inbrunst schritt er einher, gleich dem Sieger im Triumphzuge; das Gesicht über sich; die Brust empor; betend und psalmirend ohne Unterlaß. Als ein päbstlicher Geistlicher sich neben ihn stellte, und allerlei mit ihm zu reden begann, in der Hoffnung, ihn noch zu bekehren, ergriff Jemand aus der versammelten Menge den Unberufenen bei der Achsel und sprach: „Pfaff, ihr habt da nichts zu schaffen." Darauf nahm Kaiser herzlichen Abschied von seinem Knechte, der in Thränen fast zerfließen wollte.

Als der Zug auf dem Richtplatz an dem Grieße, am Ufer des Inn, endlich hielt, und das Volk stille stand, wandte sich Kaiser und rief aus: „Da ist die Aernte; da sollte man Aernter haben. Bittet nur den Hausvater, daß er Schnitter in seine Aernte schicke."

Ein Arm des Flusses rinnt um den Grieß und bildet eine Art Insel. Demnach ward Lienhard auf einen Karren gesetzt, die Henker um sich, und über den Arm des Wassers geführt. Der Ring schloß sich: Er hielt seine letzte Rede. Allen seinen Mördern verzieh er, das Volk ermahnte er zu fleißigem Gebet für seine Widersacher. Eben so wünschte er, falls er im Leben irgend Jemand, durch Rede oder Thun, beleidigt, oder durch irrige Lehre geärgert, herzlich Vergebung. Und nun rief er die Mitwirkung der Versammelten durch eifriges Gebet an: daß er sterbe in einem festen, christlichen Glauben, und die noch Umdunkelten erleuchtet werden möchten.

Der feierliche Gesang „Komm heiliger Geist“ schloß die Henker-Ceremonie. Unter dem Rufe: „Jesus, ich bin dein; mache mich selig!“ wurde der Unglückliche von Flammen ergriffen. Der Tag seines Todes war der 16. August des Jahres 1532. In seinem Testamente hatte er die Brüder zur Einigkeit unter sich und zu thätiger Liebe gegen die Mutter vermahnt, und besonders die Sorge für ihr Seelenheil dringend ihnen anempfohlen. Die fernern Verfügungen lauten also: „Item, zum andern, daß ihr von meinem verlassen Gut, von Gott gegeben, (wisset wohl, wie gewonnen) freundlich und brüderlich handelt, und unter einander theilet, nit hadert, noch in Unlust euch darum gegen einander gebet.“

Die armen Leute lasset euch befohlen seyn, und erzeiget euch dienstlich mit der That gegen ihnen. Endlich glaubet, daß euch Gott ernähren werde, zeitlich und ewiglich; deßhalb sollt ihr nit sorgen noch geizen nach dem verdammlichen Gut, denn ihr habt Futter und Hülle; davon wollet genüglich seyn.

„Item, dem Füchslin sollen seine Dienst in der Zahlung oder Lösung des Bauern aufgehoben werden, und dem Bauern der künftige Dienst, durch Gottes Willen nachgelassen werden.“

„Item, wollet den Ulrich für einen gleichen Miterben zu meinem Gut halten, so fern ihm der Enden zu bleiben vergönnt ist, und die Knaben bei der Lernung erhalten. Wo aber die Tyrannei so groß und unerträglich werden sollte, daß sich einer unter euch an einem andern Ort niederzulassen entschließen wird,

so wollet Ulrichen sammt den Knaben mit euch nehmen, und brüderlich mit ihnen handeln, als lieb euch Gott ist."

„Item, mit euern Weibern in aller Einigkeit leben, und sie als euere eigenen Leiber lieben, einer des Andern Bürde helfen tragen, und gedenken, daß unser Leben ist, wie der Schatten und wie die Blumen des Adlers." —

Als Luther die Nachricht von der Mißhandlung und dem tragischen Ausgang Kaisers erhielt, ward er im Innersten ergriffen, und zwar noch mehr durch die Art und Weise, wie der Held für den Glauben gestorben. „Ach, ich elender Mensch," rief er im Gefühl der Bewunderung über den edlen Blutzeugen, aus: „Wie gar ungleich bin ich dem lieben Lienhard. Mehr thue ich nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen Worten davon rede und schreibe. Er aber hat sich bewiesen, als ein rechter, gewaltiger Thäter desselbigen Wortes. Ach, daß mich Gott würdig achte, daß dieses Lienhards Geist nicht zweifältig bei mir wäre, sondern nur die Hälfte." — Er heißet nicht allein König, sondern billig Kaiser, und führet solchen Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Gewalt so groß ist, daß er keinem auf Erden mag verglichen werden. Recht und billig heißt er auch Lienhard, d. i. Löwenhard, den er hat sich bewiesen als ein starker, unerschrockener Löwe. Seine beiden Namen sind zuvor von Gott versehen; er ist der erste, so den Namen seines Geschlechts erfüllet und bestätigt hat. —

Ach Herre Gott, daß ich so würdig wäre gewesen, oder noch seyn möchte, solcher Bekenntnisse und Todes!

Was bin ich? Was thu ich? Wie schäme ich mich, wenn ich diese Geschichte lese, daß ich deßgleichen nicht längst auch zu leiden gewürdigt worden bin! Wohlan, mein Gott, soll es also seyn, so sey es also! Dein Wille geschehe!" — —

Wendelmuth von Münchendamm.

(Vgl. L. Rhabus Historien der Märtyrer. II.)

Weniger durch hervorstehende Geistesgaben und durch Glanz des Lebens auf dem Welttheater ausgezeichnet, als durch innern Werth der Seele und einen glorreichen Opfertod für die höchsten Güter der edlern Menschheit, zu Ansprüchen auf unsere innige Bewunderung berechnet, tritt uns in der großen Menge von Opfern, welche dem religiösen Fanatismus im sechszehnten Jahrhundert fielen, ein Frauenbild von ungewöhnlicher Großartigkeit in Wendelmuth von Münchendamm entgegen. Da die Geschichte über ihr früheres Leben fast nichts hinterlassen hat, so begnügen wir uns, wenigstens von der Art und Weise, wie sie gestorben, eine etwas ausführlichere Schilderung aus den noch vorhandenen Notizen zu geben.

Wendelmuth, eine junge Wittwe, von großer Schönheit, war die Tochter des Bürgers Klaus von Münchendamm, und gebürtig in der Gegend von Haag. Sie fühlte von den Lehren Doktor Martin Luthers mit tausenden ihrer Mitbürgerinnen sich gleich anfangs mächtig angezogen, als dieselben auch nach

den Niederlanden sich verbreiteten. Bald jedoch erreichte sie, wie noch viele andere mehr, das schauerliche Glaubensgericht, welches die ketzerischen Leiber dem irdischen, die verstockten Seelen aber dem ewigen Feuer zu überliefern pflegte. Sie wurde in dem Haag gefangen genommen, nachdem sie durch allerlei kühne Reden die Gesinnungen des Herzens an den Tag gegeben hatte, und der Graf von Hochstraten, Statthalter der Provinz Holland, welcher persönlich über verschiedene Ketzer zu richten kam, ließ sie alsbald summarisch verhören.

Wendelmuth bekannte frei und offen ihre Abneigung gegen das römische Wesen. Man gab ihr drei Tage Bedenkzeit. Am 18. wurde sie vor Statthalter und Rath abermals geführt, und ein Mitglied des Gerichtes befragte sie nun also:

Richter. Frau, habt Ihr Euch wohl beschlafen, und die Dinge bedacht, die diese meine gnädigen Herren Euch vorgelegt?

Wendelm. Was ich gesprochen, dabei bleibe ich noch immer festiglich, für und für.

R. Wo Ihr nicht anders redet, und von dem Irrthum zurückkehrt, wird man Euch einen unleidlichen Tod anthun!

W. Ist Euch Gewalt von oben gegeben, so bin ich bereit, diesen Tod zu leiden.

R. Ihr fürchtet den Tod deßhalb nicht, weil Ihr ihn noch nie gefühlt habt.

W. Ihr sprecht die Wahrheit, denn Christus sagt ausdrücklich: So jemand mein Wort wird halten, wird er den Tod nicht fühlen ewiglich. Der reiche Mann aber fühlte den Tod, und wird ihn ewiglich fühlen.

R. Was haltet Ihr vom Sakramente?

W. Ich halte euer Sakrament für Brod und Mehl, und was ihr Leute für einen Gott haltet, so glaub' ich, daß das euer Teufel ist.

R. Was haltet Ihr von den Heiligen?

W. Ich kenne keinen andern Mittler denn Christus.

R. So müßt Ihr sterben, wenn Ihr darauf bestehet.

W. Ich bin schon gestorben!

R. Wenn Ihr gestorben, wie könnt Ihr denn reden?

W. Der Geist lebt in mir. Der Herr ist in mir, und ich bin in ihm.

R. Wollt Ihr einen Beichtvater haben oder nicht?

W. Ich habe Christum, dem beichte ich. Nichtsdestominder jedoch, wenn ich Jemanden gekränkt haben sollte, bitt' ich solchen von Herzensgrund, mir verzeihen zu wollen.

R. Wer hat Euch diese Gesinnung gelehrt und wie kommt Ihr dazu?

W. Der Herr, der alle Menschen zu sich zieht. Auch ich bin eins seiner Schafe, deshalb hör' ich auf seine Stimme.

R. Seyd Ihr denn allein berufen?

W. Nein, nicht ich allein, sondern es ruft der Herr alle zu sich, die mit Mühsal beladen sind!

Nachdem Wendelmuth diese und andere Antworten mehr im Verhöre gegeben, wurde sie in ihren Kerker zurückgeführt. In den zwei Tagen, welche man ihr wieder zur Besinnung ließ, strömten eine Menge Menschen herbei, in der Absicht, sie zu bekehren, besonders aber Priester, Mönche und Frauen. Auch

solche, die nicht fanatischer Glaubenseifer, sondern reines Mitgefühl mit dem Opfer der Ueberzeugung trieb, worunter viele ihrer Freunde und Anverwandten, stellten sich in ihrem düstern Aufenthalte ein, und versuchten sie hart auf allerlei Weise. Aber Wendelmuth blieb unerschüttert. Eine sonst redliche Frau sprach ihr, nachdem sie ihr bitteres Loos beklagt, in der Einfältigkeit des Gemüthes also zu: „Liebe Mutter, könnt Ihr nicht denken was Ihr wollt, und dazu stille schweigen? So werdet Ihr nicht sterben!" Darauf erwiederte ihr Wendelmuth: „Liebe Schwester, mir ist geboten zu reden. Dazu bin ich berufen, nicht aber zum Schweigen. Darum soll ich, noch mag ich nicht schweigen."

Frau. Aber so werden sie Euch tödten.

Wendelm. Mögen sie mich morgen verbrennen, oder in einen Sack stecken, — das gilt mir gleich viel. Wie der Herr es vorgesehen, also wird es geschehen und nicht anders. Ich will bei dem Herrn bleiben!

Fr. Wenn Ihr nicht anderes gethan, so hoff' ich, Ihr werdet nicht sterben.

W. An mir ist nichts gelegen; aber gestern, als ich von dem Saale herunterstieg, da schrie ich sehr. Denn es jammerte mich über die Massen, so viele schöne Männer zu sehen, welche alle noch so gewaltig verblendet sind. Doch will ich den Herrn für sie bitten.

Den meisten Widerwillen unter den Besuchenden erregten ihr die Dominikaner, die bereitwilligen Schergen und Vollzieher der Ketzergerichte. Als einer derselben ihr zum Beichtvater sich aufdringen wollte und ein Kreuz ihr vorhielt, mit den Worten: „Sehet, hier

ist euer Herr und Gott!" erwiederte sie mit herzhafter Stimme: „Dieß ist nicht mein Gott; es gibt ein anderes Kreuz, durch welches ich erlöset wurde. Dieß ist ein hölzerner Gott; werft ihn in's Feuer, und wärmt euch dabei!"

Ein Anderer wollte sie nöthigen, das Sakrament nach altem Brauche zu empfangen; allein Wendelmuth gab ihm zur Antwort: „Wollt ihr den Gott mir geben, welchen ihr in vergangener Ostern um einen Deus oder Heller verkauft habt?" Auf dies bemerkte ihr ein Kanonikus: „Weib, mich dünkt, Ihr seyd toll geworden!" Sie aber lächelte und sprach: „Das kann ich nicht bessern. Mein Herr, mein Gott, dem in Ewigkeit Ehre, Lob und Dank sey, hat mich also gemacht!"

Mittwochs darauf wurde sie wieder vor die Richter gebracht. Der Mönch, der sie begleitete, wollte durchaus sie bereden, niederzuknieen, und die Herren um Gnade anzuflehen. Allein Wendelmuth weigerte sich unwillig und rief: „Schweige du; hab' ich dir nicht schon gesagt, daß du mich nicht abziehen sollst von meinem Herrn?"

Das Gericht erklärte sie, auf den Vortrag des Decans von Staeldwich, des Untercommissärs und Inquisitors, welcher, nach üblicher Protestation gegen den Tod, mit den geistlichen Beisitzern den Saal verließ, als eine halsstarrige Ketzerin, und verurtheilte sie zum Feuer. Ihre Güter sollten dem Fiskus heimfallen.

Als die edle Märtyrin das Erkenntniß vernommen, äusserte sie blos die Worte: „Ist nun Alles geschehen? Wohl, so bitte ich alle, denen ich missethan, oder die erzürnt, mir meine Sünde zu verzei-

hen!" — Nochmals versuchte der Mönch sein Bekehrungsgeschäft und hielt ihr das Kruzifix vor: „Küsset nur einmal wenigstens Euern Herrn!" Rasch antwortete Wendelmuth: „Das ist mein Herr nicht!"

Beim Scheiden aus der Rathskammer bat sie eben dieser Mönch, unsere liebe Frau doch anzurufen, damit dieselbe für sie bitten möge.

„Unsere Frau ist in Gott wohl zufrieden!" bemerkte die Verurtheilte.

„Rufet sie an!" sagte der Mönch.

„Wir haben den Herrn; der sitzt zur Rechten seines Vaters und bittet für uns!" erwiederte Wendelmuth.

Mit diesen Worten schritt sie muthig die Stiegen herunter und folgte dem Henker zum Blutgericht.

Als man beim Galgen angekommen, setzte der Mönch mit dem Kruzifixe seine Quälereien von Neuem fort.

Mönch. Seht doch nur Euern Herrn einmal an, der für Euch gestorben ist.

Wendelm. Der ist mein Herr nicht; mein Herr, mein Gott ist in mir und ich in ihm!

M. Seht Euch um — wollt Ihr alle diese Schäflein verurtheilen, und sind sie alle denn verdammt?

W. Nicht Alle, das Urtheil aber steht Gott zu.

M. Fürchtet Ihr Euch vor dem strengen Urtheil Gottes nicht?

W. Gott kommt nicht, die Sünder zu verurtheilen, sondern um Frieden zu geben.

M. Es ist ein Artikel des Glaubens, daß er wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten.

W. Das wird er jetzt nicht thun.

M. Fürchtet Ihr das Urtheil nicht, welches Ihr in einer Stunde erleiden werdet?

W. Ich fürchte es nicht, denn ich weiß, wie ich mit meinem Herrn stehe.

Nach dieser Unterredung bestieg sie muthig das Gerüste. Auch jetzt noch war der Mönch eifrigst bemüht, seiner Meinung nach, ihre Seele zu retten, und er bat sie, zum mindesten sich umzusehen, und die Anwesenden um Verzeihung zu bitten, welchen sie so großes Aergerniß gegeben. Allein sie erwiederte hierauf gar nichts. Wohl aber that sie dieß auf die mildere Zurede eines Umstehenden, welcher für sie Rührung zeigte, auf den Fall hin, daß sie wirklich christliche Gemüther verwundet haben sollte. Und nun half sie dem Meister selbst das Pulver in den Busen stecken.

Der Mönch ward zum letzten Male zudringlich und hielt, wie gewöhnlich, das Kruzifix ihr vor. Da stieß sie mit einiger Bewegung ihn von sich, kehrte sich um und rief:

Ei, wie versuchst du mich! Mein Herr, mein Gott ist hier oben!

Mönch. Wollt Ihr nicht stets und immerdar bei Gott bleiben?

W. Ja, fürwahr!

M. Und bei dem heiligen Evangelium?

W. Ja, ich!

M. Seht, Ihr müßt jetzt in's Feuer gehen. Nun widerrufet noch!

W. Ich bin es wohl zufrieden. Des Herrn Wille muß geschehen!

M. Das ist der Wille des Herrn nicht. Des Herrn Wille ist Eure Heiligung.

Auf dieses sprach der Henker, vielleicht selbst geheimer Anhänger ihres Glaubens, ihr Trost zu, mit den Worten: „Mutter, bleibet bei Gott, und laßt von Gott Euch nicht abziehen.“

Mittlerweile schritt sie beherzt und ohne Führer selbst dem Stuhle zu, und lehnte sich an den Pfahl, woran sie zu Asche verbrannt werden sollte. Nur folgende Frage erlaubte sich noch ihre frauliche Zucht: „Steht der Stuhl auch fest und werde ich nicht fallen?“ Der Henker machte die Seile nun breit, womit man, zur Abkürzung ihrer Qual, die Verurtheilten erwürgte. Darauf band er ihre Kleider wieder zu. Jetzt nahm sie auch den Schleier ab und legte den Strick selbst um ihren Hals. Auf dies schrie ihr der Mönch zu:

Mönch. Wendelmuth, wollt Ihr auch sterben, wie eine Christin?

Wendelm. (Mit einem Schmerzenslaut, indem die Flammen um sie schlugen.) Ja!

M. Haltet Ihr Euch nicht an die christliche Kirche, und schwöret Eure Irrthümer ab?

W. Ja, ich!

M. Das ist gut. Und so ist es denn Euch leid, daß Ihr geirrt?

W. Ich habe wohl ehedem geirrt, und solches ist mir leid. Der jetzige Weg aber ist kein Irrthum, sondern der rechte Weg, und ich bleibe bei Gott.

Kaum hatte sie dieß gesprochen, so begann der Henker sie zu erdrosseln. Sie schlug die Augen nieder und für immer zu. Und es war, als sey sie in einen tiefen Schlaf gefallen. Und von der Minute an verspürte man keine Bewegung mehr an ihr, als die letzten Zuckungen an den beiden Fingern. Sie

war in die Wohnungen des Friedens hinübergeschwebt. Der Mönch verließ das Gerüst nicht ohne tiefe Bewegung. Alle Zuschauer theilten sie und sehr verschiedene Urtheile fielen über den Ausgang dieser Blutzeugin. Ihr Beispiel wirkte auf viele Andere, und die Schaffote rauchten noch lange in dem unglücklichen Lande fort, bis das Schwert der Freiheit die bürgerliche und religiöse Tyrannei nach verzweiflungsvollem Kampfe stürzte.

Fulvia Olympia Morata.

Vieles hab' ich erlebt, doch Vieles verhüllet das Grab mir,
Davon Zeuge zu seyn, schmerzlicher wär', als der Tod.

Hieron. Aleander.

Einleitung.

Zu den durch Geist und Bildung ausgezeichneten Frauen Italiens und in die Reihe der Juliana Morella, Vittoria Colonna, Kassandra von Venedig, Lukretia von Este, Isabella Bresegna, und anderer mehr [1]), gehört auch billigerweise Olympia Morata, eine der schönsten Seelen und seltensten Gestalten in der Geschichte ihres Geschlechtes. Innere und äußere Vorzüge waren in ihr auf die lieblichste und anziehendste Weise vereinigt. Ein Gegenstand allgemeiner Hochachtung erschien sie beinahe allen Partheien in jener stürmereichen, haßerfüllten Zeit; ihre Freunde dagegen betrachteten sie wie ein Wesen höherer Art und verneigten sich vor ihr, wie vor einer Heiligen. Und in Wahrheit erregt das Leben weniger Menschen so un-

---

[1]) Die Namen der durch Wissenschaft berühmten italienischen Frauen sind vollständig verzeichnet in: Ginevra Canonici Fachini, Prospetto biografico delle donne italiane rinomate in litteratura dal secolo XIV. — ai giorni nostri, Venezia. 1824.

getrübt wohlwollende Gefühle und eine so reine innerliche Lust, wie das jenes Weibes, das der Erde nur zu bald entrissen worden ist. All ihr Sinnen und Empfinden, Denken und Wollen verschmolz zu einer süßen Harmonie von Andacht und Liebe, und sie war voll Sehnsucht nach einem höhern Ziel, gleich den Tönen einer gottgeweihten Harfe, deren Saiten auch der Sturm nicht zerreißt, sondern höher stimmt, nur dem Ewigen, Unendlichen zugewendet.

In mehr als einer Hinsicht kann sie, was ihre Persönlichkeit betrifft, mit der berühmten Weisen Alexandria's, deren Schicksal wir früher geschildert haben, verglichen werden, ob auch gleich ihr Ruhm nicht so welthistorisch, ihr Wirkungs-Kreis viel beschränkter und dem Berufe des Frauengeschlechtes im Allgemeinen angemessener, auch ihre Gelehrsamkeit nicht also ausgebreitet, wie bei der Tochter Theon's war. Ihre Charakter-Züge sind die nämlichen, nur herrscht hier die christlich-romantische Richtung vor, statt daß bei jener das Antik-platonische uns fesselt. Die Anmuth des äußern Wesens aber und jene Reize, welche Aphrodite meist den Schülerinnen der Musen versagt hat, waren über Beide gleich ausgegossen. Wir haben uns bemüht, aus den wenigen kostbaren Reliquien, die ein so treuer als gelehrter Freund Olympiens und ihres Gemahles [2]) gesammelt, ein biogra-

---

[2]) Cölius Curio Secundus. Ueber diesen höchst ausgezeichneten Mann, der ebenfalls ein biographisches Denkmal verdiente, vgl. dessen Opera, Basil. Fol. Sodann die Stupani Oratio de Curion. vita et obitu (Schelhorn, Amoen. Liter. XIV.) Ebenso auch Schelhorn T. I. Teissier Elog. I. Niceron

phisches Denkmal zu errichten, und zu dem Ende auch die von mehrern Schriftstellern bereits früher gelieferten Vorarbeiten [3]) und gesammelten Materialien ebenfalls zu benützen. Weder die früher in einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift erschienene kleine Skizze [4]), noch das zu Freiburg im verflossenen Jahre herausgegebene Programm [5]) dürfen daher mit gegenwärtiger Arbeit verwechselt werden, indem erst später noch bisher unbekannte Quellen uns zu Theil wurden, andere, früher unzugängliche inzwischen sich erschlossen. Der Verfasser hatte bis zu gegenwärtigem Jahre in einer Stellung sich befunden, wo die Sonne von oben nicht sehr heiß und befruchtend auf litterarische Unternehmungen herab schien und durch Aufmunterung stärkte; ein Schicksal, das ihm noch mit vielen andern, selbst verdientern, Männern beschieden worden ist.

P. XV. Gerdesii Syllab. Ital. Reformator. Pasquillor. Tomi II. (Eleutheropol.)

[3]) Besonders gehört hieher Noltenius, in dessen Biographie leider über dem Schwalle von gelehrten Anmerkungen und oft völlig fremdartigen Beisätzen und Einschiebsel die Hauptsache oft ganz vergessen ist. Uebrigens ist diese Abhandlung eine Fundgrube von literar-historischen Notizen und besonders für eine klare Uebersicht von den reformatorischen Versuchen und den Reaktionen der Gegner in Italien, von großem Interesse.

[4]) Erheiterungen, herausg. von Zschokke und seinen Freunden, Jahrg. 1825.

[5]) Olympia Fulvia Morata, Beitrag zur Gelehrtengeschichte Badens; Programm zur Feyer des Geburtsfestes des Großherzogs Ludwig, welches der Verfasser auf eigene Kosten drucken lassen durfte.

Diese Quellen und Vorarbeiten zu einer vollständigern Biographie Olympia's sind:

Olympiae Fulviae Moratae Opera omnia. Edid. C. S. C. (Coecilius Curio Secundus). Basil. 1580, oder 4te Ausgabe.

Melchior Adami Vitae Philosophor. et Medicorum.

Thuani Histor. sui temporis, ad a. 1606.

Niceron, Memoires pour servire a l'histoire des hommes illustres. T. XV.

Teissier, Elogia. G. I. u. Addit. ad Elogia.

Phil. Thomasini Elogia.

Bezae Icones.

Ebert, E. Eröffnetes Kabinet.

Paulin, E. F. Hoch- und wohlgelahrtes teutsches Frauenzimmer.

Englert; I. Observationes ad vitam O. F. Moratae. (Act. Francon. erud. et curios. V. II.)

Morhof, Polyhistor Litterar.

Schelhorn Amoenit. Litterar.

Calomesius, Bibl. delecta.

Noltenii, G. L. Comment. hist. crit. de Olymp. Moratae vita, scriptis, fatis et laudibus. Francof. ad M. 1775.

Wieland, teutscher Merkur.

Olympia Fulvia Morata wurde im Jahre 1528 zu Ferrara, der Hauptstadt des Herzogthums Este, geboren. Ihre Eltern waren Fulvio Peregrino Morato und Lukretia N. — Die drei andern Schwestern hießen Vittoria, der Bruder Emilio. Der Vater, geborner Mantuaner, gehörte zu den gelehrtesten Männern Italiens in jener Zeit; sein Charakter hielt gleichen Schritt mit seinem Wissen. Er bekleidete zu Ferrara einige Zeit hindurch die Stelle eines Professors der Humanioren, und zwar mit großem Beifall, obgleich nicht ohne mannigfachen Anstoß, da seine Vorneigung für die Grundsätze des Protestantismus ihn hie und da verdächtig machte, und daher auch seine Stellung nicht wenig ihm erschwerte. Er unterrichtete die Söhne Alfonso's I., Bruder jenes zweiten Erkole, welcher auf Italiens klassische Litteratur jener Periode so bedeutenden Einfluß geübt. Der kaum angedeutete Umstand erregte wider Morato den Neid noch mehr, als die Gunst, so er bisher genossen, und die Kabale setzte sich demnach in Bewegung. Wirklich gewann sie auch bei dem leichtgläubigen und argwöhnischen Hofe, gegen welchen selbst einen Tasso sein Genie und Ruhm nicht genug schü-

tzen konnten, so viel Raum, daß der Verfolgte zur Auswanderung oder vielmehr zur Flucht nach Venedig sich entschloß. Hier lebte er längere Zeit unter dem erst jetzt angenommenen Namen Fulvio, welchen er später sodann auch beibehielt.

Als der Haß der Feinde etwas nachgelassen, und andere Dinge sein Andenken verschlungen hatten, erwirkte sein Freund Cecilio Calcagnino die ersehnte Rückkehr. Mit diesem und ihrem gemeinschaftlichen Geistesbruder, Curio Sekundus, welcher ebenfalls schon in früherer Zeit gezwungen worden war, sein Vaterland zu verlassen, und bei den Eidgenossen und Teutschen Gastrecht zu suchen, lebte er von nun an in enger Beziehung. Durch sie, namentlich durch Curio, wurde er in das Wesen der Reformation tiefer eingeweiht, mit welchem der Letztere während seines langen Aufenthaltes in Basel sich näher vertraut gemacht hatte. Calcagnino benahm ihm vollends jeden Skrupel über die große Veränderung in seinem Innern; eben so auch der Lavinia von Ruvrera, ihrer gemeinsamen Beschützerin, welche Prinzessin für die Ansichten Luthers ebenfalls eingenommen worden war [6]).

Olympia, das älteste unter Morato's Kindern, genoß das Glück, außer der Leitung einer vortrefflichen Mutter, schon in zartester Jugend den Unterricht Calcagnino's und anderer Freunde des Vaters zu empfangen. Dieser selbst war in mehreren Wissenschaften

---

[5]) Noltenius, §. 1. sq. Opp. Olympiae, Calcagnini et Curionis. Zumal Morati Ep. II. ad Caecil. Curion. und Hysti Betulii Epistol.

[6]) S. Olymp. Opp. p. 65. sq.

ihr erster Lehrer. Die zwischen den Beiden nachmals gewechselten Briefe deuten auf das zarteste und innigste Verhältniß hin. So blühete sie denn in edler Weiblichkeit empor, ausgezeichnet durch Schöne des Körpers und Reife des Geistes. Schon im zwölften Jahre hatte das liebliche Mädchen in griechischer und lateinischer Sprache solide Kenntnisse sich erworben. Sie wurde hierauf in der Rhetorik und andern Disciplinen fleißig geübt; darüber vergaß man ihrer sittlichen Bildung nicht, und pflegte besonders den religiösen Theil ihr an das Herz zu legen.

Bald erregte sie zu Ferrara solche Aufmerksamkeit, daß die Fürstin Renata sie unter die Zahl ihrer Hoffräuleins aufnahm, die Prinzessin Anna aber sie zur Gesellschafterin erhielt. Diese beiden Damen glänzten hinter einander zu jener Zeit durch Tügend, Gottesfurcht und Schönheit vor vielen Frauen Italiens hervor. Erstere, Renata oder R e n u n, war die zweite Tochter K. Ludwigs XII. von Frankreich und der Anna von Bretagna; zuerst für Carl V. durch den Vertrag von Blois, sodann für Markgraf Joachim von Brandenburg bestimmt, erhielt endlich Erkole II. von Este zu Ferrara und Modena sie zur Gemahlin, im J. 1528. Es hatte derselbe früher vom Pabste den Beinamen eines Vertheidigers des Glaubens erhalten; doch verlor er ihn wieder, aus der Ursache, weil er den Protestanten zu viel Ohr geliehen. Die Herzogin Renun besaß in mehr als einer Wissenschaft ausgebreitete Kenntnisse, und wurde sowohl hierum, als ihres äußerst wohlwollenden Herzens wegen, ein Gegenstand des Lobes vieler Gelehrten. Selbst orthodoxe Geschichtschreiber, obgleich sie ihrer bittern Feindschaft gegen den römischen Stuhl mit Unmuth erwäh-

nen, können nicht umhin, sie als ein Muster von Tugend sonst zu rühmen. Ihr Hof wurde die Freistätte aller, wegen religiöser Meinungen Verfolgten. Pabst Julius III. und König Heinrich II. von Frankreich suchten für jenen Abfall von der alten Kirche empfindlich sie zu züchtigen. Der eigene Gemahl ward gegen sie aufgereizt. Er entzog ihr die Leitung des Unterrichts ihrer Kinder, und drohete, auf den Fall, daß sie ihre Ansichten nicht ändern würde, mit dem Aeußersten. Nachdem der Herzog Erkole gestorben, (1559) kehrte Renun in ihr altes Heimathland, Frankreich zurück, da sie dort ihre Religionsfreiheit immerhin leichter, als in Italien, dem Hauptsitze der Hierarchie, behaupten zu können hoffte. In der That lebte sie, vom Pöbel des Pariserhofes fern, fünfzehn Jahre lang in äußerster Zurückgezogenheit, als standhafte Protestantin und kräftige Beschützerin aller durch den Glaubens-Wahnsinn jener Zeit so fürchterlich verfolgten, welche sich ihr zu nähern das Glück hatten. Sie scheute selbst den unerbittlichen Zorn der Guisen nicht, und rettete viele vom Tod, die das Schwert derselben bedrohte. Im J. 1575 starb die Gute, beweint von frommen Menschen beider Partheien. Alfonso II., der letzte Este, der Kardinal Luigi, Lucretia (nachmals die Gattin Francesco Maria's von Urbino und Spolet) und Anna waren ihre nachgelassenen Kinder. Von dieser letztern, für Olympia's Leben so wichtig und bedeutungsvoll, haben wir ebenfalls ein Mehreres zu reden.

Die Prinzessin Anna von Este, geboren im J. 1531, kam schon als zehnjähriges Mägdlein mit Olympien zusammen. Sie genoßen in alten Sprachen eines gemeinsamen Unterrichts. Thuanus, Rabelais,

Sammartin und Calcaguino waren ihre Lehrer. Anna war schön und liebenswürdig und von äußerst sanftem Charakter. Ihr böses Geschick kettete ihr Daseyn an die verhängnißreiche Familie der Guisen in Frankreich. Franz von Lothringen, Herzog von Guise und Aumale warb um ihre Hand und erhielt sie (1548). Sie ward von ihm zärtlich geliebt und auch ihrerseits eine treuergebene Gattin. Später, als ihr Mann meuchelmörderisch getödtet worden, vermählte sie sich mit Jacques de Savoie, Herzog von Namur, der die Würde eines Marechal de Camp von Frankreich bekleidete. Doch schon im J. 1585 wurde sie zum zweitenmal Wittwe, und starb als Mutter vieler Kinder, in einem Alter von sechs und siebzig Jahren zu Paris (1607). Nach dem Beispiel ihrer Mutter, erzeigte sie sich als eine warme Beschützerin der Hugenotten, trotz der persönlichen Gesinnung ihres Mannes. Sie fühlte beständig Grauen ob dem blutigen Geschäft, das von diesem und seinem Hause damals getrieben wurde. Der Umgang mit Olympia Morata wirkte sichtbar auf sie ein. Sie liebte das herrliche Geschöpf wie ihre eigene Schwester; das schönste Seelenbündniß schloß sich zwischen ihnen, und dieser geistige Verkehr hörte, — wie wir hören werden, auch in der Entfernung niemals auf. Den Hof der Fürstin Renun, ihrer Mutter, hatten, wie bereits erzählt worden ist, viele der vorzüglichsten Anhänger der evangelischen Parthei geziert, so z. B. der strenge Eiferer Calvin, der sinnige Marot, der witzreiche Spötter Marcellus Palingenius, der schwärmerische Petrus Martyr, die gelehrten Männer Faventinus, Curio Secundus Phannius und Leo Jamets. Außer diesen möchte ich auch

noch anführen den mehrerwähnten Calcaguino, Lilius Gregorius, Gyraldus, Bartolo Ricci, und selbst mehrere Katholiken, die, wenn auch in den Dogmen von Obigen zurückweichend, dennoch eine hellere Richtung eingeschlagen hatten und eine andere Ueberzeugung zu achten wußten. Der Geist all dieser Männer wirkte bedeutend auf alle ihre Anhänger in Ferrara zurück [7]).

Nachdem Olympia Morata an den Hof gezogen worden war, wurde die Grammatik auf Seite gelegt, und sie besuchte gemeinschaftlich mit Anna v. Este die öffentlichen Vorlesungen über ernstere Wissenschaften, besonders aber diejenigen ihres Vaters, des Calcaguino und der Teutschen Johannes und Kilian Sinapius. Letzterer war es, welcher den griechischen Unterricht Olympiens besorgte. Ihm widmete sie darum auch nachmals ihren Panegyrikus auf Mucius Scävola, in jener Sprache. K. Sinapius kehrte in der Folge nach Teutschland zurück und lehrte zu Speyer die Arzneikunst. Er starb als Leibarzt des Bischofs von Würzburg, in hohen Ehren auch bei Karl V. [8])

Durch die Unterweisung so vorzüglicher Männer gründlich gebildet, erregte die zarte Jungfrau schon allgemeine Bewunderung, da sie über ihr Alter kennt-

---

[7]) Olymp. Opp.
Nolten. §. 5—9. Calomesius Bibl. delecta. Melch. Adam. Hubert. Englert. Bayle Dict. historiq. critiq. Gasp. Sardus de triplici philosophia, Olympiae inscript. Teissier. Niceron.

[8]) Nolten. Olymp. Opp. p. 203.

nißreich und verständig war. Zeuge davon ist ein Brief Calcaguino's aus jener Periode, in welchem er ihr über ihre Fortschritte in den Wissenschaften und ihre eingeschlagene Richtung seinen ganzen Beifall zollt.

„Was soll ich mich verstellen und vorgeben, Briefe von Dir gewünscht zu haben, da ich die Süßigkeit derselben durchaus noch nicht verkostet hatte? Oder kann wohl Jemanden Sehnsucht nach einer Sache anwandeln, von der er keinen Geschmack noch besitzt? Allein, nachdem Du jenen Brief, welchen, meines Dafürhaltens, die Musen selbst Dir in die Feder diktirt, mir zugesendet hattest, so leide ich — wohl gesteh' ich es — ordentlich vor Sehnsucht nach Briefen von Dir. Nicht, damit ich durch sie Stoff zum Kritteln erhielte: Momus selbst würde hier, auch mit Sperberaugen, nichts entdecken können, um wie viel weniger ich, der ich Deinem Genius durchaus huldige, und die Reinheit Deines Wesens am meisten und innigsten verehre. Auf jeden Fall hast Du nun also entweder Dir selbst eine sehr große Kränkung zugefügt, da Du entweder mich für fähig gehalten, daß ich an fremden Schriften das Richteramt übe, oder da Du fürchtest, etwas geschrieben zu haben, was mit dem Griffel durchbohrt und mit spitzer Feder berührt zu werden verdiente. Da aber dieser Argwohn durchaus nicht an seinem Orte ist, so erzeigst Du Dich selbst sehr ungerecht gegen Deine Verdienste, und scheinst gar nicht daran zu denken, daß jene Annehmlichkeiten der Musen Dir angeboren sind, und Du sie gleichsam mit der Muttermilch schon eingesogen; ja daß Dir gleichsam der Erzeuger des Körpers und der Bildner des Geistes mit goldener Ruthe in einer und derselben Person zu Theil geworden. Billig wünsche ich Dir, o hochbe-

4*

gabte Jungfrau, Glück, und ermahne Dich dringend, die gemachten Fortschritte muthig zu verfolgen, und von Tag zu Tage zu vermehren, damit auch unsere Zeit erkenne, die Huld der erhabenen Gottheit habe noch nicht aufgehört, und die Bestrebungen für edlere Künste seyen den Frauen noch nicht fremd geworden, noch viel weniger sey die Natur erschöpft, (wie Manche, die ihre Rohheit damit bemänteln wollen, wohl geglaubt haben mochten), so daß dieselbe nicht auch zu unsern Tagen Aspasia's und Diotime's erwecken könnte, wenn man nur gehörige Sorgfalt und Fleiß anwendet. Dafür wirst Du den Beweis liefern, so Du nur standhaft die einmal betretene Laufbahn verfolgest, und statt der Kunkel die Feder, statt der Leinen die Bücher, statt der Nadel den Griffel zur Hand nimmst. Damit Du dies mit desto größerer Muse thun mögest, siehe, so hat Dich das Schicksal an den Hof der vortrefflichen Herzogin Irene (Renun) versetzt, und in das Gefolge der Herzogin Anna dich gebracht, deren unvergleichliche Anlagen selbst der Glückseligkeit ihrer Eltern einen nicht geringern Zusatz von Glanz verheißen, als sie von denselben empfangen hat. Du aber, nachdem Du alle Eigenschaften einer gediegenen Hauserziehung, nemlich Keuschheit, Bescheidenheit und Vorkenntnisse in solidern Wissenschaften, mitgebracht, strebe nun vorzüglich dahin, Lebensweisheit, Sittenanstand, Seelengröße und Verachtung des Gemeinen stets zu bewahren. Lebe wohl!" *)

Den treuen Rath des edeln Freundes befolgte Olympia im vollsten Sinn des Wortes. Für Geist und Herz zog sie aus ihren Studien gleichen Gewinn.

---

*) Olymp. Opp.

Vor allen Schriften der Alten zogen diejenigen Cicero's am meisten sie an, und sie nahm in dem, die gelehrte Welt auch damals noch beschäftigenden Streite zwischen Ciceronianern und Anticiceronianern für Erstere auf das Lebhafteste Parthei. Noch um diese Zeit, in ihrem vierzehnten Jahre, schrieb sie sehr viele Briefe, sowohl in griechischer als lateinischer Sprache; ebenso übersetzte sie manches aus dem Italienischen, wie z. B. Dialogen aus Boccacio's Decamerone. Sie schrieb Anmerkungen zu Homer, mit welchem sie tief vertraut war. Auch Mucius Scävola's, des Helden römischer Freiheit Preis wurde von ihr griechisch entworfen. Leider sind von ihren frühesten und besten Sachen beim Brande von Schweinfurt viele verloren gegangen.

Gleicher Ruhm ward dem in üppiger Geisteskraft aufstrebenden Mädchen auch im Gebiete der Philosophie und Theologie. Kilian Sinapius zählte sie bereits zu den Gelehrtesten hierin. Bald trat sie öffentlich auf, und hielt in einem Saale der herzoglichen Akademie zuerst einen lateinischen, und hernach auch einen griechischen Vortrag über Platon. [10]) Das Studium Cicero's, nachdem sie durch philosophische Vorkenntnisse mit manchen seiner Schriften sich vertrauter gemacht, wurde fortgesetzt; zumal aber warf sie sich auf die Paradoxen. Noch sind drei Einleitungen zu den Vorträgen darüber vorhanden, welche sie, nicht lange nach einer überstandenen schweren Krankheit, in Gegenwart des ganzen versammelten Hofes, und zwar aus dem Stegreif, alle Einwürfe beantwortend und widerlegend, gehalten hat. Sie erregten

---

[10]) Ibid. p. 203. Nolt. p. 116.

das lebhafteste Interesse, an der Sache selbst wie an der Person der gewandten, liebenswürdigen Meisterin, welche an die Frauen des Platon und Pythagoras erinnerte.[11])

„Da wir — so lautete die erste dieser einleitenden Vorlesungen — Verzeihung zu erbitten pflegen, entweder, wenn wir aus Unvorsicht geirret, oder aus was immer für einem Antriebe, gesündigt, jenem herrlichen Spruche des den Aulus Albinus (bei Gellius) tadelnden Cato gemäß; so muß ich in vielerlei Namen von Euch Vergebung mir erbitten und erhalten; von Euch, sage ich, den Lehrern der Humanität, besonders aber von dir, so milder, als hochberühmter Fürst. Wahrlich, ich könnte eine Menge Entschuldigungsgründe für mich anführen, warum ich diesen euern Kreis wohl hätte fliehen dürfen, wie du selbst recht gut aus dem Kreise deiner Studien weißt. Zum ersten wäre meine Krankheit mir Schild genug gewesen, so wie der Umstand, daß ich die längste Zeit mit den größten Schmerzen ringend, wie Euch nicht unbekannt ist, auf dem Siechbette lag; sodann derjenige, daß ich so geraume Zeit hindurch nichts, der Aufmerksamkeit Würdiges gehört noch gelesen; ich schweige von dem, daß ich, eine unwissende Anfängerin es nicht hätte wagen sollen, gleich einer rasenden Pentesilea, mit so großen Männern in die Schranken zu treten. Uebrigens weil ich keine, auch noch so schwierige Sache kenne, deren ich, wenn sie von dir, o Fürstin Anna, mir auferlegt wird, mich weigern dürfte, so hab' ich Gehorsam dem Schweigen vorgezogen. Hiebei ist mir

---

[11]) Curion. Epist. ad Xyst. Betul. p. 97.

dasselbige begegnet, was ich in einer Fabel einst gelesen zu haben mich erinnere. Ein Knecht nämlich, welchem freigestellt wurde, diejenige Bürde, die er vorzöge, zu tragen, wenn er nur nicht leer gienge, wollte, durch die zusammengebundenen Garben abgeschreckt, lieber eine Kiste voll des schwersten Blei's als jenes Stroh mit sich schleppen, indem er die Last nicht nach dem Gewichte, sondern nach ihrer scheinbaren Größe, beurtheilte. So hielt auch ich M. Tullius Cicero's Paradoxen, da sie an sich nur ein kleines Werklein bilden, für leicht. Jetzt aber, nachdem ich die Bürde mir auf die Schultern geladen, fühle ich, daß sie eine Last sey, schwerer als der Aetna, und nicht von Herakles, ja kaum von Atlas zu tragen. Wäre ich eingedenk gewesen der Vorschrift jenes Dichters, so würde ich lange vorerst versucht haben, was meine Schultern tragen und was sie nicht tragen könnten. Aber ich sorgte schön für mich, daß ich nicht lieber den Traum des Scipio gewählt, und jenes Büchlein, nicht nach der ungemein schwierigen Sache selbst, sondern, nach der geringen Blätterzahl beurtheilt habe. Welche Träume würdet ihr mich, die Träumerin, nicht erzählen gehört haben? Vielleicht werden wir auch hier schlafen; und geschieht es nicht, so wird dieß ein Wunder mehr zu den andern Paradoxen seyn. Doch hören wir nunmehr, was Tullius selbst in dieser seiner neuen Philosophie spricht, eine Philosophie, die, wenigstens nach meinem Gefühl, von der christlichen nicht sehr abweicht [12]." —

Durch den Beifall, welcher der ersten Vorlesung

---

[12]) Praefat. in prim. praelectionem. (Opp. p. 1.)

gezollt worden, mehr eingeschüchtert, als von sich selbst eingenommen und ermuthigt, eröffnete die Bescheidene den zweiten Vortrag mit nachstehenden Worten:

„Alexander der Große, in der Kriegskunst wie in allen übrigen Wissenschaften tiefbewandert, erklärte denjenigen, welcher unter seinem Heere nur einmal sich wacker gehalten, oder bei einem Waffenspiel als kühnen Fechter sich gezeigt hatte, nicht gleich für einen trefflichen und tapfern Mann; wohl aber hielt er jenen, welcher zwei, drei und noch mehrere male sich hochgemuthet bewiesen, für einen Menschen von vorzüglicher Tapferkeit, pries ihn als solchen und reihete ihn in die Zahl der von ihm geliebtesten Veteranen. Er sagte nämlich: einmal sey beinahe keinmal, und es zeige sich selten im gewöhnlichen Leben, daß nicht jemand irgend einmal, durch Zufall mehr als eigenes Verdienst, etwas Ausgezeichnetes zu thun im Stande sey. Leichter aber sey es, Ruhm zu erwerben, als ihn zu bewahren. Solches entgieng auch jenem weisen Lehrer von Jünglingen nicht, welcher, keineswegs umsonst, ausrief: Bewahre deinen Ruhm! Vielleicht hatte der vortreffliche Feldherr dieß von jenem Meister im Pfeilschießen einst gelernt, welcher, ihm angepriesen, daß er von fern Pfeile durch einen engen, ja kaum hiezu genugsam weiten Ring zu schießen im Stande sey, dennoch und trotz angedrohter Lebensgefahr, so er dem königlichen Gebot Gehorsam weigere, nicht dahin gebracht werden konnte, die Sache vor dem Könige selbst zu wagen, indem er fürchtete, der Erwartung nicht zu entsprechen. Freimüthig eröffne ich Euch daher: wenn anders Euer Befehl mich nicht bände, so würde ich mit zufriedenem Herzen lieber

nun stillgeschwiegen und damit mich begnügt haben, Euch nicht ganz mißfällig gewesen zu seyn; entweder weil mir es schien, der erworbene Ruhm sey von der Art, daß nicht so fast eine Vermehrung desselben zu suchen, als das Glück zu fürchten sey, indem meine Kräfte mit dem begonnenen Werke durchaus in keinem Verhältniß stehen. Ich würde daher Gott ewigen Dank gezollt haben, dafür, daß wenigstens einmal mir die Sache nach Wunsch gegangen. Doch, wer ist jetzt überzeugt, ob ich wohl die schwere Widersacherin, die ich mir auf den Hals geladen, nämlich die Fortsetzung des begonnenen Werkes, bestehen und mich genug schirmen kann? Gewiß, ich werde mich für überglücklich halten, wenn ich durch die Schuld meines winzigen Verstandes (ingenioli) den aufkeimenden Ruhm nicht früher zertrete, als er aufgezogen worden. Der Redner Lysias schenkte Jemanden, der vor Gericht gerufen wurde, eine geschriebene Rede, mit welcher er sich vertheidigen sollte. Jener aber, nachdem er sie sehr häufig durchgelesen, kam ganz traurig zu Lysias, und sagte: „Zuerst, als ich deine Rede gelesen, schien sie mir wunderschön; nachdem ich sie aber öfter wieder durchgenommen, fühle ich, daß sie matt und kraftlos ist. Darüber lächelte Lysias und sagte: „Willst du sie denn mehr als einmal vor dem Richter halten?" — Er wollte damit sagen: einmal nicht zu mißfallen, ist schon genug. Ich aber, von Euch gezwungen, und ungewiß des Ausgangs, da sie eine Sache von gefährlicher Natur ist, die Gabe zu reden und zu verdollmetschen, bin, ihr seht es, abermal auf den Kaupfplatz getreten, voll des Wunsches, Euch in Allem Folge zu leisten. So schreiten wir denn zur Sache, damit meine Kindheit, mit Tul-

lianischer Beredtheit gemischt, minder stammelnd und minder blöd erscheine [11])."

Noch liebenswürdiger äußert sich Olympia in der Einleitung zur dritten Vorlesung, über den schwierigen Gegenstand, den sie zu behandeln übernommen. Sie fürchtete noch mehr als zuvor, die den Ueberglücklichen so schnell zürnende Nemesis, und offenbarte durch das edelste Selbstvergessen und die ungeheucheltste Geringschätzung ihrer ausgezeichneten Talente, den ganzen innern Reichthum einer Seele, welche demüthig vor sich selbst erröthet, während alles um sie herum in ihre Betrachtung verloren ist.

„Ich fürchte, ja bei meiner Treue, ich fürchte sehr, hochberühmte Männer, daß das trügerische Glück mir thue, wie es manchen Spielern zu thun pflegt. Es lächelt diesen ein und das andermal zu und begünstigt sie, so daß sie, für Schooskinder jener mächtigsten Göttin, in blindem Selbstvertrauen, sich halten, und kühn auf einen Wurf all dasjenige setzen, was sie von allen Seiten zusammenscharren konnten, dann aber, siehe, fühlen die all ihres Vermögens Beraubten plötzlich, das Glück sey das Glück, und überschütten es gerade in dem Augenblick mit jeder erdenklichen Art von Schmähung, wo sie dem Hafen bereits sich nahe, ja sich schon im Besitze desselben glauben. Auch fürchte ich ferner, es möchte mir dasselbe begegnen, was vielen, mit der Falschheit des Meeres Unvertrauten zu ereignen pflegt. Es sucht das Meer die Schiffe durch seine Freundlichkeit zur Fahrt zu locken, bis es auf hoher See in seinen tiefsten Fluthen sie versenken, oder wenigstens, durch Schiffbruch zer-

---

[11]) Praefat. in secund. prael. (Opp. p. 3.)

trümmert, sie ausschleudern kann. Klüglich opferten daher die alten Römer, wenn irgend ein Sieg erfochten worden, für das glückliche Gelingen auch ihren Göttern einen Antheil, und verordneten Bittgänge, damit sie nicht, wie so viele, die, von der Gunst des Glückes trunken, zum Uebermuth und Trotz sich verleiten lassen, durch den glorreichen Erfolg vielleicht aufgebläht, allzu kühne Verächter der Gefahren würden, und tollkühn in Unternehmen sich stürzten, woraus sie keinen Ausweg mehr zu finden vermöchten. Denn wir sehen häufig, daß Leute, die ihr allzugroßes Glück zum Uebermuth verführet, auf die traurigste Weise zum Falle kommen. Die Kraft, die der Leitung entbehrt, stürzt durch ihr eigenes Gewicht. Darauf deutet auch jener Vers des Homers im fünften Buche der Odyssee:

„Freudig spannt' er im Winde die schwellenden Segel — —"

Dieselben Römer gaben auch ihren Triumphatoren einen häßlichen, alten, in schmutzige Kleider gehüllten Kerl, ja ich möchte sagen einen wahren Auswurf und ein grauenerregendes Scheusal, unter den Wagen; auf demselben aber saß ein Possenreisser, welcher von Zeit zu Zeit den Triumphator bei dem Mantel faßte, und ihm zurief: „He du! blicke ein wenig unter den Wagen!" gleich als wollte er ihm sagen: Siehst du wohl diesen armen und unglücklichen Menschen! hüte dich, daß dein Sieg dich nicht allzu sehr aufblähe, denn nach der Natur der Dinge unter den Sterblichen kann es sich fügen, daß auch du, der du jetzt triumphirest, diesem und Andern einst gleich werdest! — Die in der That ehrwürdigen Väter wollten auch, daß jene Triumphatoren, wenn die Feierlichkeit

vorüber war, einen Ring von Erz am Finger trügen, gleichsam als Amulet und als Symbol, daß auch sie nur Erdgeborne seyen; daß, gleich wie der Rost Eisen und Erz benage, auch sie, so hochherrlich sie jetzt dastünden, nicht für ewige Götter sich halten, und voll Selbstliebe auf Andere nicht mit Verachtung herabblicken sollten.

Zwei Dinge demnach habe ich von dem hinterlistigen Glücke ganz besonders zu fürchten, und ich weiß fürwahr nicht, welches von beiden ich mehr fliehen soll. Doch halte ich dafür, es sey minder hart für die Folge, von jenem getäuscht zu werden, und somit noch dasjenige, was ich zweimal zuvor vollbracht zu haben scheine, durch dieses dritte Auftreten zu zerstören, und Ehre, Ruhm, (wenn ich je einige dabei gewonnen) mir gänzlich vernichten zu lassen; als dem Vorwurf der Anmaßung mich blos zu stellen. Allein ich fühle, (der Geist weissagt mir Schlimmes) daß ich von der Klippe dieses Zweifels nichts zu befahren, wohl aber auf die andere mich geradezu geschleudert habe; ja ich fühle es nur zu sehr. Möge es übrigens mir ergehen, wie es wolle, nicht freiwillig, wie ein Phaeton, bin ich in jenes beschwerdevolle Gebiet gedrungen, und erleide ich Schmach auf irgend eine Weise, so will ich dieselbe lieber dadurch, daß euern Befehlen Gehorsam geleistet werde, auf mich laden, als die Mackel bäurischen Eigensinnes mir aufdrücken lassen. Denn wohl weiß ich, daß das „ἐν μεγαλοις ἀρκειη και τὸ δὲλημα μὸνον“ euch nicht fremd ist; und ich habe bereits euch ungewöhnlich milde gegen mich erkannt; dennoch empfinde ich, wie ich bereits euch sagte, sowohl der mir angebornen Schüchternheit als der Winzigkeit meines Verstandes willen, ein Zit-

tern und Schrecken in meinem ganzen Wesen, gleich als müßt' ich zu Lyon eine Rede halten. Wehe mir! endlich kam ich Thörin wieder zur Besinnung, und kaum werfe ich einen Blick um mich und durchmustre schnell die Menge der Zuhörer, die nicht nur heute, sondern auch in den beiden vorhergegangenen Vorlesungen sich eingefunden, so ergreift mich Bestürzung und Zagen, gleich jenem Blinden, welcher, während die Augen ihm noch verschlossen waren, über eine schmale Brücke und einen ungeheuern Strom mit raschen Schritten unerschrocken gieng, sobald er aber das Licht des Tages wieder erhalten hatte, mit Schaudern die Stelle sah, über die er gewandelt, und nie mehr zu bereden war, auch nur mit einem Fuße die Brücke wieder zu betreten, der er doch früher, als er sie noch nicht gekannt, kühnlich sich anvertraut hatte.

Doch, wie dem nun auch sey, kein Opfer hat Gott so sehr gefallen, als Gehorsam; wie dessen Abraham, bei seinem nicht vollbrachten Opfer, Zeuge ist, in dem er nur seinen Willen unterwerfen sollte. Und so seht mich denn zum dritten Male einigermaßen wieder ermuthigt, dem Bildhauer gleich, welcher, unkundig der Kunst, zu der er sich doch bekennet, und im Besitze eines Stückes Parischen Marmors, dennoch, so gering auch seine Kunstarbeit ist, etwas gethan zu haben scheint, so er nur den Stoff ein wenig bearbeitet hat.

Wenn irgend ein Pfeifer blies, so gefiel den Ohren der Alten die Anthiope außerordentlich, und eben so auch wiederum die Andromache durch ihren Schmuck. Gab aber ein kunstgeübter Tonkünstler jene Beiden zum Besten, so wurden sie in weit höherm Grade entzückt und bei weitem mehr angeregt. Tanzte aber

gar außer Arbuscula und Roscius noch irgend ein anderer Cyclop, so nützte jenem weder der Safran, noch der Weihrauch, noch aller Glanz der Bühne: durch eine Unzahl Pfeifchen zurückgetrieben, mußte er das Feld räumen. So viel liegt an dem Stoffe, so viel an dem Künstler selbst, daß, wenn nicht beide zusammen harmoniren, eines von beiden lückenhaft wird, oder, wenn auch dies nicht der Fall ist, zum Mindesten viel weniger anspricht. Dennoch gibt es eine Gattung von Liedern, welche so geschickt und wohlklingend zusammengesetzt sind, daß sie, wenn sie auch blos zu einer kleinern Flöte oder zu einer Schalmei gesungen werden, dennoch angenehm in's Ohr fallen. Also schön, also süß und harmonisch tönen auch die Worte meines Tullius, daß sie, wie man sie auch vortragen mag, immer noch sehr viel von der eingebornen Majestät offenbaren. Doch damit der Beweis der Sache desto klarer gegeben werde, so bitte ich nunmehr auch das von mir Vorgetragene anzuhören, wie es immer noch eine außerordentliche Erhabenheit in sich trägt, und auf das herrlichste sich wiederspiegelt. [14])

Es scheint, daß Olympia ihre Vorlesungen über Cicero nachmals niedergeschrieben, und, in der Absicht, sie später einmal dem Drucke zu übergeben, gelehrten Freunden zur Durchsicht und Kritik anvertraut habe. Unter der Zahl dieser befand sich der schon erwähnet Cäcilio Calcaguino. Es übrigt noch von ihm ein Schreiben an Olympia, in Bezug auf den interessanten Gegenstand, und wir können uns nicht enthalten, denselben ebenfalls hier mitzutheilen, um so mehr, da

---

[14]) Praefat. in tert. praelect. (Opp. p. 5.

das darin ausgesprochene Urtheil eines bedeutenden Mannes das treffliche Mädchen nicht wenig in ihren Bestrebungen stärkte und für ferneres Studium des Alterthums begeisterte.

„Die Vertheidigung, welche du neulich für Cicero ausgearbeitet, hab' ich mit außerordentlichem Vergnügen gelesen, sowohl weil sie von dir gekommen, deren Bestrebungen ich längst volle Huldigung zolle, als weil du auf wundersame Weise die Grazie und Lieblichkeit deines Vaters darin niedergelegt hast. Dazu kommt noch, als persönliche Empfehlung, der Umstand, daß du mir die Abhandlung als Geschenk geweihet, und in Wahrheit ein so angenehmes Geschenk, daß ich es in meine besondere Bibliothek aufgenommen und unter meinen theuersten Schätzen darin aufgestellt habe. Ich wünsche dir Glück zu deinem hellen Geiste, voll Witz und Gelehrsamkeit, wofür mir das sicherste Zeugniß jener glückliche und reichhaltige Wortvorrath und jene Fülle von Argumenten gab, welche du auf jene Vertheidigung mit besonderer Kunst aufgehäufet, und durch welche du die strengsten Forderungen der Redekunst gleichsam erfüllet hast. Was meine Bewunderung noch vermehret, ist der Umstand, daß, während die übrigen Frauenzimmer die besondere Gewohnheit haben, hie und da Frühlingsblümlein zu pflücken, um sich einen bunten Kranz daraus zu flechten, du nicht so fast jene Blüthen, welche nach der ihnen bestimmten Stunde wieder verwelken und sobald dahin sterben, sondern in der That unsterbliche Amaranthen aus den reichen Blumenbeeten der Musen sammeltest, mit welchen du, wie mit musivischer Arbeit, die ganze Rede ausgeziert und untersäet hast. Auch besitzen diese Blumen den beinahe vom Himmel selbst verliehenen Vorzug, daß sie niemals

verwelken, sondern die Wohlthat eines hohen Alters genießen, und jeden Tag wieder mehr aufblühen. Mögen mir alle Musen zürnen, aber ich bin innigst überzeugt, Cicero selbst, wenn zu seinen Manen der Ruf einer so sinnigen Vertheidigung gedrungen ist, würde dir von freien Stücken Dank erstatten, und selbst seinen Sylbenspaltern und Verläumdern Dank wissen, daß sie dir Gelegenheit verschafft, eine so überaus schöne Rede auszuarbeiten. Da du demnach die Widersacher Cicero's mit so scharfem Griffel verfolgt, und mit so großem Eifer die Parthei desselben ergriffen hast, so erwäge wohl bei dir, welche große Erwartungen du von dir erregt, und mit welchen Burgen du dich umgeben hast, so daß du nicht mehr leichtsinnig dein Gelübde brechen, noch der Fahne abschwören darfst, unter die du gleichsam feierlich bist aufgenommen worden. Stelle dich daher eifrig und ununterbrochen in Cicero's Lager ein, bis du die Dienstjahre, der Ordnung nach, zurückgelegt und zum ersten Range dich emporgeschwungen hast. Um so freudiger mußt du dieß und um so gewissenhafter thun, damit du die Gunst der vortrefflichen Fürstin Anna, in deren königliches Gefolg du aufgenommen worden, desto vollkommener verdienest, und in den Studien derjenigen nacheiferst, welche, da sie alle vortrefflichen Eigenschaften in so zartem Alter sich eigen gemacht hat, dennoch vorzüglich griechische und lateinische Literatur und die Beredtsamkeit wie Mädchenscherze treibt und für ihre größte Lust hält. Lebe wohl [15])!" —

Es war noch zu Lebzeiten ihres Vaters, daß Olympia die Blüthe ihres Ruhmes in ihrem Vater-

---

[15]) Opp. p. 81.

lande erreicht, und sie mochte sich nunmehr im 17ten Jahre ihres Lebens befinden. Aber nun schwanden die glücklichen Tage harmlosen Lebensgenusses im Schooße der Wissenschaft, der Familie, der Lehrer und der fürstlichen Freundinnen. Sie verlor mit einem Mal Vertrauen und Liebe des Hofes. Daran trugen außer dem Neid und der Mißgunst, welcher in kleinen Seelen mit großen Passionen unaufhörlich zum Bekämpfen des Glückes Anderer auffordert, auswärtige Verhältnisse die meiste Schuld. Der Einfluß Heinrichs II. von Frankreich und des Pabstes veranlaßten strenge Maasregeln gegen die Protestantisch-Gesinnten in Ferrara (1545). Der Hof wurde kalt und frostig gegen Olympien und ihre Talente, und da auch der Vater in eine tödtliche Krankheit fiel, so kehrte sie in ihre alte Wohnung zurück [16].

Noch im Jahre 1548 starb der Vater. Olympia wurde jetzt von Jedermann verlassen, selbst von denen, die sich früher gegen sie auf das freundschaftlichste erzeigt. Sogar Renun, die für ihre eigene Person allmählig zu bangen hatte, konnte ihrer sich nicht annehmen, und für die vielen Verdienste um Prinzessin Anna trug sie von Seite ihrer Verwandten nur Haß davon. Die Sendlinge der beiden Gewissenstyrannen suchten auch das Herz der liebenswürdigen Fürstentochter ihr gänzlich abgeneigt zu machen. Man sann auf die niederträchtigsten Vorwände, und es fehlte wenig, so wäre Olympia als Ketzerin erklärt

---

16) M. Adam. Nolten. §. 10. Calcagu. Epist. ad Morat. (Calc. Opp. p. 168).

und der Inquisition überliefert worden, welche damals in Italien nicht minder thätig sich erzeigte, als in Spanien, dem Lande ihres Ruhmes. Schon war es so weit gekommen, daß der Jungfrau verboten wurde, die heil. Schriften zu lesen. Sie zog sich demnach ganz in die Stille des Privatlebens zurück, pflegte des Hauswesens und ihrer alten, kränklichen Mutter, unterrichtete die Schwestern und den kleinen Bruder in allen, denselben nothwendigen Kenntnissen. Am meisten gewann hiebei Vittoria, die zweitgeborne. Sie war bald der lateinischen Sprache mächtig und im Stande, bei den ausgezeichnetsten Damen einen anständigen Dienst zu bekleiden. Alle übrige Zeit wurde der Betrachtung höherer Dinge gewidmet. Viele griechische Gedichte, welche Olympia verfaßt, fallen in diese Zeit.

Aber auch in der äußersten Zurückgezogenheit drohten ihr große Gefahren. Der Pabst fuhr fort, die Schrecken des heiligen Gerichtes zu verbreiten. Viele des Protestantismus Bezüchtigten oder Verdächtigen wurden eingezogen, und entweder hingerichtet oder zur Auswanderung über die Alpen genöthigt. So ward z. B. der berühmte Phannius nach zweijähriger Gefängnißqual erwürgt, verbrannt und noch in seiner Asche mißhandelt, indem man sie in den Po streute. Dieser edle Märtyrer seiner Ueberzeugung hatte, wie Regulus, den Thränen seiner Familie und den Gefühlen wie den Schrecken des Todes siegreich Trotz geboten [17]). Olympia konnte beim geringsten Anlaß ein gleiches Schicksal erwarten. Aber es nahte ihr

[17]) Olymp. Opp.
Nolt. 124—133.

unversehens die Rettung. Diese Tugend sollte ihren Kranz finden, und er ward ihr durch die Liebe eines biedern Mannes gewunden.

Andreas Grünthler von Schweinfurth in Franken, ausgezeichnet durch philosophisch-medicinische Kenntnisse, hielt damals gerade in Ferrara sich auf, um für seine Berufswissenschaft, aus der er bereits den Doctorgrad erhalten hatte, sich vollends auszubilden. Mehrfach Zeuge der Triumphe Olympiens und ihr innerstes Wesen eben so durchschauend, wie von ihren äußern Reizen hingerissen, fühlte heftige Liebe für sie. Er näherte sich ihrem Kreise, warb um die Hand des in Dürftigkeit schmachtenden, aber in den Augen des Liebenden jetzt nur schönerstrahlenden Mädchens, und erhielt sie. Weder die Vorstellungen rastlos thätiger Feinde derselben, noch der entschiedene Haß des Hofes machten ihn in seinem Vorsatz irre. Das Bewußtseyn, daß sie auch an seinem Glauben hänge — Grünthler war Protestant — verstärkte das Band der innern Wahlverwandtschaft und erhöhte ihren Werth. Er verlobte sich mit ihr im Jahre 1548, und traf Anstalten zur baldigen Vermählung und Abreise nach Teutschland. Die während einer kurzen Entfernung des Bräutigams von ihr an denselben, so wie an Johann Sinapius geschriebenen Briefe drücken den glücklichen Zustand ihres Innern, die süße Schwärmerei der Liebe und die Hoffnungen der Zukunft aus [18]).

Im J. 1549 gieng die Hochzeit vor sich. Da Grünthler aus einem sehr guten Hause und Erbe eines ziemlich beträchtlichen Vermögens war, so konnte, bei dem übrigen Rufe, den derselbe als Arzt und Gelehr-

---

[18]) Olymp. Opp.

ter besaß, wirklich ihr Loos beneidenswerth erscheinen. Aber der Gedanke von Vaterland und Familie, wohl für immer, zu scheiden, konnte ihrerseits wiederum als eine eben so große Aufopferung angesehen werden, indem wenige Italienerinnen, welche Teutschland als die Heimath der Barbarei und als eine literarische Wüste zu betrachten gewöhnt waren, auch bei der glänzendsten Aussicht auf Versorgung, sich dazu verstanden haben würden. Olympia erkannte jedoch Gottes Fingerzeig, und folgte ihrem Beruf mit desto minderer Bedenklichkeit, als die Mutter wiederum bei Kräften, die Schwestern bereits mannbar und die häuslichen Angelegenheiten bestens geordnet waren. Zwei der noch zurückgebliebenen Schwestern empfahl sie dem Schutze großmüthiger Gönner, die trotz der Verfolgung des Hauses, sich dennoch wieder eingestellt. Den Knaben Emilio aber beschloß sie bei sich zu behalten und dessen wissenschaftliche Bildung auch ferner zu leiten.

Sinapius hatte kurz vor Grünthlers Verheurathung zu Ferrara seine Entlassung von der bisher bekleideten Professur genommen, und war, in der Eigenschaft als Leibarzt, nach Würzburg gegangen. Dort wurde Freund Andreas durch ihn dem König Ferdinand, dessen geheimem Rathe, Georg Herrmann von Guttenberg und dem einen der Grafen Fugger bestens empfohlen. Durch diese erhielt er auch für den Anfang wenigstens sicheres Geleit und Niederlassungs-Bewilligung in Teutschland. Der Reise stund sonach nichts mehr entgegen. Ohne irgend ein Ungemach erreichten sie die ersehnte Gränze des Landes, wo, wenn auch nicht die Duldung allgemein herrschte, doch ein erträglicher Waffenstillstand, der Scheiterhaufen nicht

herrschend und die gehaßte Religionspartheі zahlreich und mächtig war.

Einige Tage wurden zu Augsburg, im Hause des königlichen Rathes Georg Herrmann zugebracht, welchen Grünthler in seiner Krankheit behandelte. Hierauf zogen sie weiter nach dem östlichen Franken, und besuchten an verschiedenen Orten, während mehreren Monaten, die Verwandten und Freunde. Mit jedem Tag lernte Olympia die trefflichen Eigenschaften ihres Gatten mehr erkennen, und Grünthler ward von den hervorstechenden Tugenden derselben je mehr und mehr bezaubert. Inzwischen war in ihrem Innern auch eine mächtige Veränderung vorgegangen. Sie erhielt über die höhern Wahrheiten, um deren Erkenntniß und Sieg damals so heißes Ringen der Geister und der Schwerter allenthalben wahrgenommen ward, wie ihr däuchte, jetzt erst Aufklärung und Erleuchtung. Die Schuppen fielen ihr von den Augen, und sie erkannte die düstre Nacht, in der sie — ihrer Meinung nach — so lange gewandelt. Mit Begeisterung neigte sie sich der Sache des Evangeliums zu, welche ihr Mann seit Längerm zu der seinigen gemacht hatte, und sie gedachte ihres fröhlichen Lebens in Italien, so harm- und makellos dasselbe auch vorübergegangen, mit einer Art Abscheu. „Ich freue mich, — schrieb sie einst an Curio Secundus — daß alle jene Trübsale mir zugestoßen. Denn, so ich länger am Hofe geblieben, wäre es um das Heil meiner Seele geschehen gewesen. Während der ganzen Zeit meines Verweilens daselbst konnte ich nie zu etwas Höherm, Göttlichem kommen, noch die Bücher des alten und neuen Testamentes lesen.“ Und nachdem sie auf die mancherlei erlittenen Kränkungen zurückgewiesen — fährt sie also

fort: „Durch alle diese hinfälligen und nichtigen Dinge erfüllte mich Gott mit wunderbarer Sehnsucht, dort in jenem himmlischen Hause zu wohnen, wo es süßer ist, einen einzigen Tag zu leben, als früher ein Jahr an Fürstenhöfen. Ich zog mich daher ganz zu den göttlichen Studien zurück [19]."

In dieser religiösen Stimmung, welche bis an ihr Ende sie nie wieder verließ, und welche ihrem Charakter, ihrem Thun und Treiben die vorherrschende Richtung gab, kamen die Psalmen und Hymnen zu Stande, welche größtentheils durch den Herausgeber ihres literarischen Nachlasses uns gerettet worden sind. Noch von Augsburg aus hatte sie dieselben in Handschrift dem väterlichen Freunde zugeschickt, nachdem sie zu Padua durch Georg Thrax seinen gegenwärtigen Aufenthalt erfahren [20]. Mit unaussprechlicher Freude empfing sie diese Nachricht, welche immer doch nun Hoffnung ließ, mit jenem ausgezeichneten Gelehrten, wenn auch nicht wieder in persönliche, doch immerhin in nähere Berührung zu kommen.

Curio säumte nicht, ihr zu antworten, aber sein Schreiben traf sie nicht mehr in Augsburg, und erst spät des folgenden Jahres, da ihr Aufenthalt unbekannt war, kam es, durch eine Buchhändlergelegenheit, unter der Adresse des Sinapius von Würzburg ihr zu. Er huldigte ihren Tugenden und Talenten, drückte seinen ungeheuchelten Beifall über das Zugeschickte aus, und ermunterte sie, auch ferner dem Genius zu gehorchen. Ueberdies forderte er sie auf, sobald sie etwas Neues geboren, entweder aus ihrem

---

19) Nolten. §.
20) Olymp. Opp.

Kopfe oder aus ihrem keuschen Leib, (wie zu erwarten stände); solches ihm unverweilt zu berichten. Bei diesem Anlaß erhielt sie auch von ihm ein Exemplar seiner Briefe an Xistus Betuleus [21]).

Olympia erwiederte hierauf unter anderm Folgendes: „Aeußerst angenehm war mir dein Brief, da ich daraus ersehen, auch ein langer Zwischenraum von Ort und Zeit habe nichts an deiner wohlwollenden Gesinnung gegen uns geändert. Von dieser Art sollten alle Freundschaften zwischen Christen beschaffen seyn. Innigen Dank erstatte ich daher meinem Gotte, welcher solcher Ehre mich würdigt, geliebt zu werden von den Seinen. Denn die Gottlosen, sie mögen so reich und adelich, ja selbst so gelehrt seyn, so viel sie wollen, acht' ich doch nicht hoch, ob sie mich nun lieben oder hassen. Aus eben diesem Grunde war mir dein Urtheil über meine Poesien so angenehm. Denn, bei der hohen Meinung, die ich von dir hege, würde ich, wenn ich überzeugt worden wäre, daß sie nichts für sich hätten, freiwillig mich von dieser Art Beschäftigung zurückgezogen haben. Jetzt aber, da ich sehe, daß manche fromme Menschen, und du besonders, sie nicht ganz mißbilligen, will ich, so viel ich zu leisten vermag, in diesem Fache zu leisten trachten [22])."

Ueber eine Aeußerung Curio's hinsichtlich der künftigen Rückkehr nach Italien, drückt Olympia sich in folgenden merkwürdigen Stellen aus, welche eine Schilderung der gegen die des Protestantismus Ueberwiese-

---

[21]) Olymp. Opp.

[22]) Ibid. Opp.

nen oder Verdächtigen, damals auf der Halbinsel verhängten Verfolgungen enthalten:

„Ob wir jemals wieder die Reise in jenes Land unternehmen, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Du selbst weißt, wie gefahrvoll es ist, sich dort als Christ zu bekennen, wo der Antichrist so viele Gewalt hat, welcher, wie ich höre, bereits gegen die Heiligen dermaßen zu wüthen anhebt, daß alles Frühere dagegen Kinderspiel ist. In allen Städten Italiens schickt er seine Spione (Corycaeos) aus, und läßt sich nicht, wie jener andere, durch irgend eine Bitte erweichen. Deßhalb, so sehr mich auch Sehnsucht nach den Meinigen erfüllt, möcht' ich doch lieber nach dem äußersten Ende der Erde wandern, als dahin zurückkehren, wo jener die Macht hat, so schreckbar zu wüthen. Sollten wir von hier einst wegziehen müssen, so wünscht' ich nirgend lieber als bei euch zu seyn. Denn es würde mir vorkommen, als lebt' ich bei den Meinigen, so mir vergönnt wäre, bei euch mein Leben zu verbringen. Wenn mein Mann also immer entweder durch eine ärztliche Praxis, oder durch ein öffentliches Lehrfach seinen Lebensunterhalt gewinnen könnte, so würde er, vielleicht schon für seine Person, vielleicht schon um meinetwillen, einem solchen Rufe folgen. Wäre dies zu bewerkstelligen, so würde mir fürwahr der sehnlichste Herzenswunsch erfüllt. Ich käme dadurch auch Italien etwas näher, und könnte der Mutter und den Schwestern, welche mir Tag und Nacht vor der Seele schweben, mehr schreiben und wiederum Briefe zurückempfangen. Von hieraus hält es schon schwerer. Dennoch erhielt ich in diesem Monat, nach ziemlich langer Zwischenpause ein Schreiben, und weil

ich weiß, daß du uns alles Gute wünschest, so liegt mir daran, dich von allem in Kenntniß zu setzen."

Dieß thut nun Olympia, und meldet dem Freunde zuerst das Schicksal ihrer Schwestern. Die eine derselben diente als Kammerfräulein bei Donna Helena Rangona Bentivoglio, die andere bei ihrer Tochter, die zu Mailand verheirathet war. Diese Letztere hatte das Glück, einem trefflichen Jüngling, dem einzigen Sohne eines reichen Mannes, zu gefallen, und derselbe begehrte sie ohne irgend ein Mitgift zur Ehe. Die dritte, Vittoria, wurde von der Prinzessin Lavinia Ursini, Schnur des bekannten Camillo Ursini, eine der gelehrtesten Frauen des damaligen Italien, als Begleiterin mit nach Rom genommen. So hatte also die Vorsicht gütig für die verlassene Familie gesorgt [23]).

Sie zeigte sich nicht minder wunderbar bei einem Vorfall, der mit dem kleinen Bruder, Emilio, während eines kurzen Aufenthalts zu Würzburg sich begeben. Als Gäste waren sie bei Sinapius, damals Professor an der Hochschule daselbst. Da fiel — wie jener Knabe in der Apostelgeschichte — während eines etwas längern Vortrages, Emilio von einem ziemlich hohen Fenster auf das harte Steinpflaster herunter. Alle glaubten, er werde eine Beute des Todes seyn, oder wenn er auch noch leben sollte, wenigstens in eine Epilepsie fallen. Nichts desto weniger stund er mit einer leichten Verwundung auf. Olympia inzwischen trauete sich nicht, die merkwürdige Rettung ihrer Mutter zu berichten, aus Furcht, dieselbe möchte, nur

---

[23]) Olymp. Opp.

des Kindes Fall vor Augen, derselben gar keinen Glauben schenken ²⁴).

Die muthwillige Anfrage wegen der Geburt geistiger und leiblicher Kinder, beantwortete sie dahin, daß von erstern blos ein lateinischer Dialog, dessen Uebersendung sie zu nennen verheißt, zu letztern aber nicht sobald Hoffnung vorhanden sey. Uebrigens begehrte sie von Curio dessen Schrift über Erziehung der Kinder, — um sie ihrer Schwester in Mailand zu schicken; eben so für sich, und einen Kreis frommer und gelehrter Männer zu Schweinfurth einige andere Werklein, die jener ebenfalls verfaßt [25]).

In Schweinfurth war ihr Verhältniß zu den Einwohnern das allerfreundlichste. Nicht nur hatte der Magistrat, gleich auf erhaltene Nachricht von Grünthlers Rückkehr aus Italien, denselben ehrenvoll nach der Vaterstadt berufen, um seiner ärztlichen Hülfe in den gegenwärtigen kritischen Umständen zu gebrauchen, welche die Anwesenheit der vom Kaiser der Stadt aufgedrungenen spanischen Besatzung herbeigeführt hatte, sondern man suchte auch von allen Seiten den Aufenthalt dem jungen Ehepaar zu versüßen, wozu Grünthlers Weigerung, einem Rufe, als Leibarzt König Ferdinands nach Linz zu folgen, nicht wenig beigetragen haben mochte. Religiöse Besorgnisse hatten jenen zu diesem Schritte vermocht: er fürchtete für seine Freiheit und Selbstständigkeit [26]).

Der Brief an Curio war einer der letzten gewesen, welchen Olympia in ihren glücklichen Verhältnis-

---

[24]) Olymp. Opp.

[25]) Ibid.

[26]) Ibid.

sen an Freunde und Verwandte schrieb. Schwer kamen nun über sie die Trübsal und die Versuchung, und überraschten sie und ihren Gatten in einem Leben voll Friede und Ruhe, voll geistiger Thätigkeit und ausübender Tugend.

Der Bürgerkrieg in Teutschland schlug in immer wildern Flammen auf, und auch Grünthlers Heimath fühlte dessen Schrecknisse. Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte, der bequemern Lage der Stadt willen, den größten Theil seiner Truppen in Schweinfurth gelegt. Dasselbe ward nun von dem Heere der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, so wie des Churfürsten Moriz von Sachsen, des Herzogs Heinrich von Braunschweig und der Stadt Nürnberg umlagert und heftig beschossen. Die glühenden Kugeln zerstörten eine Menge Wohnungen und tödteten nicht wenige Menschen. In den übrigen hausten mit roher Willkühr die Kriegsknechte, welche sich als Beschützer doch aufgedrungen. Niemand war seiner Habe, niemand mehr seines Lebens sicher. Heftiger aber noch, als die Zerstörungswerkzeuge der Belagerer, wüthete eine Seuche, die durch das Zusammendrängen einer so ungewöhnlichen Menschenzahl und durch die Lazarethe des Kriegsvolkes auch den Häusern der Bürger sich mitgetheilt hatte. Grünthler ward ebenfalls davon ergriffen und man fürchtete für sein Leben. Aber die Vorsicht wachte auch diesmal über ihn und seinen treuen Engel Olympia. Tag und Nacht verweilte sie am Krankenbette und pflegte sein auf das Zärtlichste. Es vertraute aber die Reine mehr auf den Beistand des Himmels, als auf die Kunst der Menschen, und rief daher mit heißen Thränen und Gebeten denselben an, bis sie erhöret wurde.

Sein Leben war gerettet, aber Drangsale, beinahe härter als der Tod, bereitete den Beiden das Geschick. Nachdem die Beschießung und die Feuersbrünste endlich aufgehört, der Markgraf von Brandenburg abgezogen war, und die Besatzung durch ihre treffliche Gegenwehr den Muth der Belagerer gebrochen zu haben glaubte, drangen plötzlich die Nürenberger und Bischöflichen durch die schlechtverwahrten Thore, und erfüllten die Straßen der allzufrühzeitigem Jubel sich überlassenden Stadt mit Verwüstung, Mord und Jammer. Nach vollzogener Plünderung übergaben sie sämmtliche Wohnungen den Flammen.

Durch Schwerdter und durch Flammen ward jedoch das treue Paar auch diesmal getragen. Schon hatten sie sich, im Wahne, dort sichere Rettung zu finden, in eine Kirche geflüchtet; als ein menschlichgesinnter Landsknecht ihnen zurief, eilends diese Stätte, welcher bereits ebenfalls der nahe Ruin durch Feuer drohte, ja die Stadt selbst auf's eiligste zu verlassen, wenn sie nicht unter deren Trümmern begraben werden wollten. Halbnackt, entblößt von jeder Nothdurft, befolgten sie den Rath. Die bischöflichen Soldaten, unter allen die wildesten und zügellosesten, hatten das Letzte, was sie mit sich geschleppt, unterwegs noch ihnen geraubt, und Olympia besaß kaum so viel, um ihre frauliche Schamhaftigkeit zu wahren.

Die Unglücklichen hatten noch nicht das Freie gewonnen, als schon ein anderer Schwarm Verfolger hinter ihnen herjagte, und, da Olympia zur Lösung nichts als Thränen darbieten konnte, Grünthlern gefangen mit sich fortschleppte. Durch einen Zufall ward er wiederum frei, und Beide gelangten unter den größten Mühseligkeiten (kaum mochte Olympia,

baarfuß und an Kräften erschöpft, sich noch bis dahin fortschleppen) endlich nach Hammelburg, welcher Ort ungefähr drei starke Meilen von Schweinfurth entfernt liegt.

Nicht ohne Widerwillen wurden sie in dem Städtchen aufgenommen. Man fürchtete dort des Bischofs von Würzburg Zorn, da dieser Prälat, in Rache und fanatischer Verfolgungswuth ungesättigt, die Beherbergung aller Flüchtlinge aus Schweinfurth bei Todesstrafe verboten hatte. Der Eifer seiner von Mordbrand noch immerfort erhitzten Feldhauptleute ließ an strenger Vollziehung des Mandats nicht wohl zweifeln. Mit Mühe fand daher das Paar ein Obdach bei christlicher gesinnten Leuten, und das Mitleid einer Bettlerin lieh der noch ärmern Olympia ein halbzerrissenes Kleid, um wenigstens damit ihre Blöße zu bedecken. Solche Scenen veranlaßte in diesen Tagen der Kampf für den Glauben jenes Meisters, der nichts als Friede und Liebe gelehrt.

Die Hammelburger, für die Folgen ihrer Menschlichkeit zitternd, bestimmten nach vier Tagen schon die Flüchtigen zur Weiterreise, obgleich Olympia, von Angst und Strapatzen abgemattet, in ein schweres Fieber verfallen war. Das Unglück hatte den Köcher seiner bittern Pfeile aber noch nicht ausgeleert; denn kaum waren sie in dem nächsten, der Herrschaft des Bischofs unterwürfigen Städtchen angelangt, als ein Landvogt des Prälaten sie verhaftete. Die Einkerkerung und Hinrichtung aller Schweinfurther war zum Voraus vom Hofe befohlen worden. Dennoch bewirkte Olympia durch dringliche Briefe, die sie selbst nach Würzburg schrieb, ihrer beider Freiheit, und man ließ sie die Reise weiter fortsetzen.

Endlich gieng eine freundlichere Sonne auf. Der Graf von Rheineck zuerst, und sodann die Grafen von Erbach, Sprossen eines bis zu den neuesten Tagen im ursprünglichen Sinn des Wortes edlen Geschlechtes, erbarmten sich der Aermsten, und unterstützten sie mit allem Nöthigen. Ja die Gemahlin des einen der beiden so eben genannten Menschenfreunde beschenkte Olympia mit einem äußerst kostbaren Kleide, und bediente sie selbst beim Anzuge. Bei den Grafen verweilten sie so lange, bis letztere von ihrer Krankheit einigermaßen sich erholt. Ein anderer unbekannter Verehrer evangelischer Tugend und der Verdienste dieses Paares, schickte ihnen auf dem Weg eine ansehnliche Summe Geldes nach. So gelangten sie denn endlich ohne fernere Beschwerde nach dem romantischen Neckarthale, und in die Mauern des gastlichen Heidelbergs (1554).

Der Pfalzgraf und Churfürst Ludwig, einer der in jeder Hinsicht ausgezeichnetsten Fürsten Teutschlands, nahm sich ihrer Nothdurft nach Kräften an, und sowohl der Ruf, welcher Beiden vorangegangen, als die Empfehlungsschreiben jener drei Edlen, so wie des Geschichtschreiber Thomas Hubert von Lüttich, genannt des teutschen Commines, bewirkten die Anstellung Grünthlers, als Professor der Medizin an der hohen Schule daselbst, welche schon damals ein Kleinod des Landes und ein Stern teutscher Wissenschaft war.

Von Heidelberg aus setzte Olympia alsbald ihre vertrautesten Freunde in Kenntniß von den schweren Unfällen, die sie betroffen, und zwar mit einer Gemüthsruhe und Gottergebenheit, welche beweißt, wie sehr die Lehren der alten Weisen und des weisesten

aller Märtyrer für das Göttliche, in ihrem innersten Herzen Wurzel geschlagen. Sie unterwarf sich mit voller Ueberzeugung, daß diese Leiden zum Heil hienieden und dort sich erwahren würden, und küßte die züchtigende Ruthe des Lenkers menschlicher Schicksale, welcher ihre Tugend und Treue so hart geprüft [27].

Am schmerzlichsten empfand Curio ihr hartes und unverdientes Schicksal, und er beeilte sich, ihre Briefe mit milderndem Freundestroste zu erwiedern, welche sie mit den Berichten über die Ereignisse von Schweinfurth und die Vorfälle auf der Flucht bis Heidelberg, ihm zugeschickt. Unter den Schriften, die sie als für ihre dermalige Gemüthsstimmung am angemessensten, verlangte, standen oben an die Klagelieder Jeremiä. Curio nahm seine Tröstungen aus allen Quellen, welche ihm nur zu Gebote standen. Er erinnerte sie an die früher bewiesene Tugend, an ihr unerschütterliches Gottvertrauen, an den wundersamen Beistand, der ihr früher so oft, und selbst bei jener schreckbaren Katastrophe von neuem geworden. Er bemerkte auch, daß sie durchaus das Ihrige nicht verloren, sondern wie jener hellenische Bias, alles mit sich getragen. Die gegenwärtige sorgenfreie Lage, in die sie Beide durch Grünthlers Anstellung, versetzt worden, deute auf die Rückkehr eines glänzendern Glückes. Bei diesem Anlaß machte er sie mit dem Wunsche des wackern Buchhändlers Johannes Herold von Basel, eines ihr unbekannten Verehrers, bekannt, nähere Verbindung mit ihr zu schließen. Verschiedene Werke ersten Ranges, außer denen, um die sie geschrieben, wurden ihr zugesendet, und

[27]) Olymp. Opp.

die Buchhändler zu Basel, damals Muster von Uneigennützigkeit und Achtung für die Wissenschaft, bestrebten sich in die Wette, durch Frei-Exemplare von Werken, die bei ihnen gedruckt worden, Olympia's im Brande zu Schweinfurth zu Grunde gegangene Bibliothek, so viel in ihren Kräften lag, zu ergänzen. Auf andere Weise suchten auch Sinapius, Andreas Campanus, Rosarius, Molineus, Andreas Gottwald, Dr. Hartmann und andere Freunde in Teutschland über die erlittenen Unfälle sie aufzuheitern [28]). Auch der Markgraf Wolfgang Ruprecht von Anhalt, welcher die Freuden der Herrschaft mit dem geistlichen Hirtenstab zu Ehrnfriedersdorf vertauscht hatte, schrieb an sie, und indem er über die geringe Zahl gründlicher Gelehrten in der Kirche, über die Unfälle der Zeit und die große Zwietracht der Fürsten bittere Klage führte, gab er seinen tiefen Eckel vor dem Leben und seine Sehnsucht nach baldiger Auflösung zu erkennen [29]).

Sobald Olympia sich hinlänglich hiezu vorbereitet und die gehörigen Kanäle aufgefunden hatte, suchte sie nun auch ihre in Italien zerstreute Familie von den Vorfällen, die sie betroffen, auf schonende Weise in Kenntniß zu setzen. Wir besitzen in dieser Beziehung von ihr noch einen Brief an die Schwester Vittoria, und einen andern an die Herrin derselben, Lavinia. Der erstere enthält in der Hauptsache die gleichen Daten, wie das Schreiben an

---

[28]) Ueber die Leidensgeschichte der Beiden vom Brande Schweinfurths bis zur Ankunft in Heidelberg vgl. die verschiedenen Briefe in den Olymp. Opp.

[29]) Olymp. Opp.

Curio, jedoch mit einigen neuen ergänzenden Notizen. Sodann aber wird über Heidelberg und die dermaligen Verhältnisse allerlei berichtet. Endlich folgt eine rührende schwesterliche Ermahnung, wie folgt:

„Allenthalben muß jeder das Kreuz tragen, welcher Christ seyn will. Lieber will daher auch ich leiden, und mit Christo seyn, als die ganze Welt ohne Christus besitzen. Ich wünsche nicht mehr als dieses, ob ich gleich recht gut weiß, daß dasjenige, was wir bereits erduldet, noch nicht das Letzte sey. Noch viele Drangsale werden wir, während der fernern Dauer unsers Lebens, zu bestehen haben. Der Becher ist noch lange nicht ausgetrunken; er ist blos versucht. Um eines nur bitt' ich, daß Gott bis an mein Ende Glauben und Standhaftigkeit mir verleihen möge; daß er dies thun werde, erwart' ich mit zuversichtlichem Vertrauen; denn er verhieß, mein Flehen, so oft ich beten würde, zu erhören. Ich aber schütte unaufhörlich vor ihm meine Seele aus, und zwar nicht vergebens. Denn ich fühle, daß ich zuversehns gekräftigt und gestärkt werde, so zwar, daß ich nicht nur seinen Widersachern, wovon alles erfüllt ist, kein Haar breit in der Sache des Glaubens weiche, sondern auch mit den Epikuräern, welche den heiligen Namen des Evangeliums zum Schleier für ihre Leidenschaften mißbrauchen, durchaus in keine Berührung komme. Du siehst also, theure Schwester, daß sie nie von uns weichen, jene Gäste der Welt, der Satan und das Fleisch, auf daß ich sie mit geweihten Namen benenne. Allein es ist von unendlich größerer Wichtigkeit, in diesem so überaus kurzen Leben gemeinsam mit der Kirche Gottes von Leiden heimgesucht zu werden, als in ewige Schrecknisse, zusammt

ihren Widersachern, verurtheilt zu werden, dahin, wo die Lichter in ewige Nacht verschlossen sind. Deshalb bitt' ich dich wiederholt, o Schwester, Sorge für dein Heil zu tragen, und mehr denjenigen zu fürchten, welcher durch ein einziges Wort alles erschaffen hat, der dich gezeugt und erhalten, und mit so vielen Wohlthaten überhäufte, als einige unnütze Autoritäten der Erde, und als den Schein dieser Welt, wie sehr er auch schimmert, lächelt und schmeichelt. Denn alles, was du siehst, was ist es wohl anders als eitler Dunst, oder schnell hinschwindender Rauch, Stroh und Heu, das bald vom Feuer verzehrt wird? Fühlst du dich schwach auf diesem Wege, so hüte dich, deine Schwäche zu entschuldigen; denn die Entschuldigung der Krankheit vermehrt nur dieselbe und mißfällt Gott. Was bleibt also zu thun? Gestehe deine Krankheit Gott, dem wahren Arzte, bitte ihn, daß er Heilung dir bringen möge, daß er dir Kraft verleihe, und dich vervollkommne, so daß du ihn mehr liebest und fürchtest als die Menschen. Denn deßhalb wird er in den Psalmen „der Gott unserer Stärke" genannt, daß er uns stark und kräftig mache." — —

Und etwas weiter unten: „Hüte dich jedoch, meine Schwester, daß du die Stimme des Evangeliums nicht mißkennest, und sagest: „ich bin eine der Auserwählten, die bestimmt sind zum Heile, darum werd' ich nicht untergehen! Solches hieße Gott versuchen, welcher durch den Gehorsam gegen sein Evangelium und durch Gebete, als durch die einzig wahren Mittel, zur Weisheit uns gelangen lassen will. Denn obgleich die Erwählung gewiß und das Heil der Bezeichneten vorausbestimmt ist, was die rechten Anhänger Christi im Innern fühlen, so ist dasselbe doch

nicht ohne Christo und jene Werke, welche den christlichen Glauben zieren."

Vittoria wird nunmehr zum fleißigen Studium der heiligen Schrift, als der Hauptquelle aller besseren Erkenntniß, und eben so zu beharrlichem Diensteifer und unwandelbarer Ehrfurcht gegen ihre Gebieterin aufgefordert. Diese selbst soll sie für gleiches eifriges Lesen der Bibel zu gewinnen suchen. Als Beispiel wird die Pfalzgräfin, Olympia's dermalige Herrin aufgeführt, welche ebenfalls die Schule der Leiden durchgegangen, und innerhalb eines Zeitraums von 29 Jahren kaum einen gesunden Tag erlebt [30]).

Von noch größerem Interesse ist der andere Brief Olympiens an Lavinia Ursini, gleich Schwester Vittoria, ihre frühere Schülerin in Wissenschaften und religiösen Grundsätzen, welcher zu gleicher Zeit mit jenem übersendet worden war.

„Ich würde mich sehr darüber wundern, vortreffliche Lavinia, daß ich außer dem einzigen Sendschreiben, welches du beim Abschied von Ferrara mir zuschicktest, kein anderes mehr von dir erhielt, wenn nicht jener unheilvolle Krieg, durch den wir seit langer Zeit gequält wurden, dich entschuldigen könnte. Es wäre Unrecht, zu argwöhnen, daß in deinem Wohlwollen gegen mich eine Aenderung vorgegangen; vielmehr hege ich das innige Vertrauen, daß es noch immer gleich und wechselseitig sey. Häufig hab' ich dir zugeschrieben, und das eine Mal dir auch einen von mir verfaßten lateinischen Dialog geschickt, so wie mehrere Büchleins von verschiedenen gelehrten Männern; allein nie konnt' ich dir einen Brief herauslocken. Nur von

30) Olymp. Opp.

den Meinigen, die ich um Nachrichten von dir angieng, vernahm ich, du befändest dich dort (in Rom).“

„Ich bitte und beschwöre dich nun also, bei unsern alten, traulichen Verhältnissen, daß du mich, die nun schon über drei Jahre um dich auf das Aeußerste bekümmert ist, durch irgend einen Brief von dir erlabest, was, wie ich glaube, gegenwärtig nun besser geschehen kann, da wir an einem berühmtern Orte, als früher uns aufhalten. Niemals wären wir dahin gekommen, wäre nicht jenes furchtbare Unglück in Folge des Krieges über uns hereingebrochen. Von welcher Größe dasselbe gewesen, und was wir alles erduldet, magst du aus den an Cälius geschriebenen Briefen ersehen. Ich hielt es nämlich nicht für nothwendig, auch darüber in den Briefen an dich mich zu ergießen, da du alles deutlich aus jenen entnehmen und zugleich dich überzeugen konntest, daß du viele Genossen habest. Es gibt, glaube mir, Keinen, der, wenn er fromm in Christo sein Leben zubringen will, nicht die bittersten Schmerzen und härtesten Drangsale erdulden müßte. Wir sind so oft gezwungen zu wandern, und dennoch können wir dem Teufel und der Welt nirgend entfliehen; ja wie jener sagt:

„Es weicht nicht vom dreirudrigen Schiffe und sitzt hinter dem Reiter auf die düstere Sorge [11].“

So tragen wir auch die häuslichen Sorgen und den alten Adam und die Sinne immer mit herum. In keinem Zeitpunkt daher dürfen wir unterlassen, den Herrn anzuflehen, daß er in so großen Uebeln uns nicht zermalmen lasse, sonst, wenn wir uns der Er-

---

[11]) Horat. Od. L.

schlaffung und Täuschung hingäben, könnten wir leicht, da so schwere Kriege zu führen sind, unterliegen und für ewig zu Grunde gehen. Auch du hüte dich davor, und bete recht oft zu Gott, daß du nicht die Menge der Gottlosen nachahmest. Gottes Wort sey dir Führer zu einem rechten und frommen Leben, und leuchte auf deinem Pfade. So wirst du nicht verstrickt werden. Insbesondere aber bestrebe dich, mehr jenen allmächtigen Gott, welcher Körper und Seele zugleich in die Hölle werfen kann, als jene kleine Menschen zu fürchten, deren Leben dem Schatten, dem Heu, der Blume, dem Rauch in der heiligen Schrift verglichen zu werden pflegt. Mache, daß du hochgemuthet und stark seyest. Hier entbrennt alles von Krieg, und allenthalben werden fromme Männer mit schweren Drangsalen heimgesucht. Auch aus England sind viele vertrieben worden. So sehr wüthet der Teufel. Dies alles aber muß uns zu großer Freude gereichen, da wir wissen, es werde bald jener glückliche und ersehnte Tag anbrechen, an dem wir alle zugleich das glückseligste Leben beginnen. Inzwischen wollen wir uns wechselseitig durch Briefe begrüßen und im Herzen uns schauen. Ich bitte dich, wie ich immer nur bitten kann, laß meine Schwester dir befohlen seyn, nicht als solltest du sie reich machen oder zu hohen Ehren befördern, sondern nur daß sie mit der Kenntniß Christi erleuchtet werde. Schnell wandelt vorüber die Gestalt dieser Welt. Lebe wohl in Christo [32]."

Noch verschiedene andere Zuschriften an die liebenswürdige Lavinia sind uns in Olympiens Werken aufbewahrt. Das Schicksal trieb leider beide Freun-

---

[32]) Olymp. Opp.

binnen wider Willen aus einander. Der Wille des Gemahls, welcher diesen geistigen Verkehr mit Unmuth sah, da er den Protestantismus seiner Gattin, welchem er gram war, nährte, hatte vermuthlich in der Folge über die persönliche Neigung jener Dame gesiegt.

Alle übrigen Briefe aus dieser Periode athmen den gleichen Geist und verrathen die gleiche Tendenz, für geläutertes Christenthum und fleißiges Bibelstudium so viele Proselyten, als möglich, zu machen. Ja sie gieng noch weiter, und benützte jeden Einfluß, welchen ältere und neuere Bekanntschaften ihr verschafft haben konnten, um Verfolgungen von evangelisch Gesinnten abzuwenden. Eine glänzende Urkunde hiefür ist der Brief, welchen sie an die Freundin ihrer Jugend, Anna von Este, nunmehrige Herzogin von Guise, durch eine sichere Gelegenheit, richtete. Es war ihr nicht unbekannt, daß dieser Fürst zu den Urhebern und Leitern des blutigen Systemes gehörte, welches in Frankreich wider die Protestanten auf eine die Jahrbücher der Menschheit und jenes Landes für immer besudelnde Weise eingeleitet wurde; und wenn sie nun auch nicht hoffen konnte, eine Aenderung in der Hauptsache zu erwirken, so schmeichelte sie sich dennoch damit, durch die gewichtige Fürsprache ihrer ehemaligen fürstlichen Freundin, deren Herz sie menschlichem Elend nicht verschlossen wußte, wenigstens viele einzelne Opfer ihrer Glaubenswuth zu retten. Ja sie hielt sich zu diesem Vermittleramte in ihrem Gewissen verpflichtet.

„Obschon wir — beginnt Olympia — durch einen weiten Zwischenraum der Länder von einander getrennt sind, erlauchteste Fürstin Anna, so ist doch

das Andenken an dich bis jetzt niemals aus meiner Brust entschwunden. Wenn ich aus vielen gewichtigen Ursachen mich getraut hätte, so würde ich oft schon an dich geschrieben haben. Nunmehr aber, da sich eine taugliche Gelegenheit dargeboten, indem ein gelehrter und frommer Mann aus Lothringen bei seiner Durchreise uns besuchte, hatte ich nichts angelegentlicheres, als ihn auszufragen, was du dermal treibest und lebest. Und als er mir versprochen, einen Brief an dich redlich zu besorgen, glaubte ich dich nicht so kalt gegen mich gesinnt, daß du ein Schreiben von derjenigen nicht gerne lesen solltest, welche von zarter Kindheit an mit dir erzogen worden. Denn du weißt noch, wie vertraulich (ob du gleich meine Fürstin und Herrin warest) wir so manches Jahr zusammen verlebten, und wie alle wissenschaftliche Bestrebungen gemeinsam geschahen, so daß sie das unter uns statt findende, wechselseitige Wohlwollen billig von Tag zu Tage immer mehr verstärken müssen. Ich wenigstens, edle Fürstin, nehme Gott zum Zeugen, daß ich dir von Herzen wohl will, und wünsche, so ich in irgend einer Sache es vermag, dir zu dienen. Nicht als wünsche ich jemals wieder am Hofe zu verweilen, (dies könnte ich auch hier), sondern wenn ich dir in der Ferne durch Trost oder irgend etwas anderes nützen könnte, so wisse, daß ich's mit freudigem Gemüthe und besonderem Eifer thun würde.

Nichts aber wünsche ich so sehr, als daß du alles Ernstes dich an die Studien der heiligen Schrift machest, welche allein dich innig mit Gott verbunden und in allen Mühseligkeiten des Lebens dich trösten können. Ich für meinen Theil habe in der That keinen andern Trost und keine andere Ergötzlichkeit.

Denn gleich Anfangs, als ich durch besondere Güte Gottes, von jener Abgötterei Italiens mich zurückgezogen, und mit dem Arzte, Andreas Grünthler vermählt, nach Teutschland mich begeben hatte, wandelte der Herr wunderbar mein Gemüth um, so daß ich, die zuerst vor der heiligen Schrift große Abneigung trug, nun blos allein an ihr mich erlabe, und daß all mein Streben, und all mein Sorgen und Trachten nur dahin gerichtet ist, das, was ich früher so sehr bewunderte, nämlich Reichthum, Ehre und Vergnügen der Sinnen, nunmehr zu verachten."

„Sehr wünschte ich, beste Prinzessin, daß auch du dies recht beherzigen möchtest. Glaube mir, hienieden ist nichts beständiges. Alles wechselt, und Alle müssen einmal die Nacht des Todes durchwandern, und zwar so bald. Denn die Zeit fliehet pfeilschnell. Nichts hilft dagegen; weder Reichthum, noch Ehre, noch Königsgunst. Nur allein jener Glaube, mit dem wir Christus umfangen, kann von dem ewigen Tode und der Verdammniß uns erretten. Da dieser Glaube aber ein Geschenk Gottes ist, so mußt du ihn mit dringendem Gebet von ihm erbitten. Es reicht nicht hin, Christi Thaten nur zu kennen. Auch der Teufel kennet sie. Man muß jenen Glauben haben, der durch die Liebe thätig wird, und welcher bewirkt, daß wir, Christum auch mitten unter seinen Feinden zu bekennen, Muthes genug in uns fühlen. Sonst — sagt er — den, welcher mich vor den Menschen verläugnet, werde auch ich vor dem Vater verläugnen, der im Himmel ist. Nie hätte es Märtyrer gegeben, wenn sie ihren Glauben verborgen gehalten hätten. Deßhalb, meine süßeste Fürstin, da Gott mit so großer Wohlthat dich überhäuft hat, also zwar, daß er

dir so Wahrheit kund gethan, und da du weißt, daß dort in jenem Lande so viele Menschen dem Scheiterhaufen zugeführt werden, welche die unschuldigsten von der Welt sind, und blos um des Evangeliums Christi willen so große Martern erdulden; ist es durchaus Pflicht für dich, deine Herzensgesinnung an den Tag zu geben, und entweder diese Leute bei dem Könige zu vertreten, oder zum Mindesten Fürbitten für sie einzulegen. Denn wenn du schweigst, bei all den Peinen und Todesarten, welche man denselben anthut, ja nicht einmal durch Worte dein Mißfallen darüber zu erkennen gibst, so wirst du durch dein Schweigen gleichsam Mitschuldige an ihrer Ermordung, und Genossin der Verschwörung der Feinde Christi."

„Du sprichst vielleicht: wenn ich dieß thäte, so würde ich entweder des Königes oder meines Mannes Zorn auf mich laden, und auch sonst viele Feinde mir zuziehen. Allein gedenke, daß es besser sey, den Menschen als Gott verhaßt zu werden. Wenn du diesen zum Freunde hast, so wird niemand dir schaden können ohne sein Zulassen. O gedenke in deinem Herzen künftig dieß zu thun. O daß ich überzeugt würde, du seyest wirklich Verehrerin der Frommkeit und der Furcht Gottes! Verlege dich, ich flehe dich darum, auf die heilige Schrift und das Gebet! Erinnere dich, daß du sterblichen Ursprungs, und höre diejenigen nicht, welche zu dir sagen: dies Leben ist allzukurz; darum folgen wir unseres Herzens Gelüsten, und genießen der Wollüste dieser Welt! Höre vielmehr Paulus, welcher sagt: Wenn ihr nur nach dem Fleische lebt, d. i. den Wollüsten eures Körpers euch hingebt, so werdet ihr ewig zu Grunde gehen. Gerne würd' ich noch Manches in diesem Sinn dir schreiben,

wenn ich wüßte, daß meine Briefe dir angenehm wären, und ich würde dafür sorgen, daß ächtchristliche Bücher dir zukämen, wenn es wirklich dein Ernst ist, Christum selbst erkennen zu lernen."

„Aus Liebe zu dir hab' ich dies Alles geschrieben. Denn da mich Gott zu seinem himmlischen Reiche berufen, und ich wünsche, daß du Theil nähmest an jenen himmlischen Gütern, so werde ich, wenn mein Wunsch hinsichtlich jenes Umstandes in Erfüllung gehen sollte, die innigste Wollust daraus schöpfen, die es nur geben kann und Gott unendlich Dank erstatten. Lebe wohl [33])!"

Olympia, in beständigem Verkehr mit Sinapius, suchte, wo es nur immer möglich war, und nachdem sie kaum erst selber aus dem großen Schiffbruch einigermaßen in den Hafen gelangt war, flüchtige Schweinfurther bei sich aufzunehmen, oder bei großmüthigen Menschen zu Heidelberg und in der Umgegend unterzubringen. Eine Menge derselben flüchteten sich in ihren Schutz, da man wußte, wie vieles sie am Hofe des Pfalzgrafen und in der öffentlichen Meinung galt. Unmöglich jedoch ward es ihr, was der treue Sinapius, in der Ehrlichkeit seines Gemüthes, von ihr begehrte: nämlich den beweinenswerthen Untergang von Schweinfurth in Versen zu verewigen. Er selbst hatte um diese Zeit nicht geringen Kummer, sowohl seiner Tochter Violantha wegen, die, zu Straßburg ver-

---

33) Die Prinzessin Anna blieb sich treu und ihrer Freundin würdig, wie wir bereits oben angedeutet. Vgl. Bayle Artic Guise. und Nolten
Unsere Anmerkung im Programm (p. 60) nehmen wir daher, als aus Verwechslung niedergeschrieben, zurück.

wählt, an den Folgen einer zu frühen Niederkunft beinahe eine Beute des Todes geworden wäre, als auch wegen seines jüngsten Kindes Theodora, die Olympia zur Pflege und zum Unterricht anvertraut worden, jedoch, beim Anfang der Belagerung von Schweinfurth den Eltern zurückgeschickt worden war, nachdem sie bereits treffliche Fortschritte in lateinischer Sprache gewonnen hatte. Gern würde er ihr das Kind auch nach Heidelberg zugeschickt haben, wenn die Umstände immer es gefügt hätten. Doch erlitt er bald darauf einen harten Schlag durch den Tod seiner Gattin. Ohngeachtet der traurigen Gemüthsstimmung jedoch, die ihn nothwendig hierüber befiel, briefwechselte er sehr fleißig mit Olympia und ihrem Gatten. Er hatte das Vergnügen, die Lebensbeschreibungen des Plutarch, welche aus Olympia's Bibliothek bei der Plünderung nach Würzburg gekommen und öffentlich dort ausgeboten waren, an sich zu kaufen und der frühern Eigenthümerin wieder zuzustellen [34]).

Olympia hatte auch zu Heidelberg die allgemeine Theilnahme der Einwohner, wie des akademischen Publikums, sich erworben, und, aufgefordert hiezu, hielt sie, wie weiland Hypatia, vor einem zahlreichen Auditorium, Vorlesungen. Sie erneuerte hiedurch die schönen Tage von Ferrara, und wirkte bedeutend auf den wilden und unbändigen Geist der jungen Leute ein, welcher auf teutschen Hochschulen so manches Große, aber auch so manche Thorheit erzeugt hat [35]).

---

[34]) Olymp. Opp.

[35]) Blätter für Litt. Unterhaltung, (Leipzig bei Brockhaus, Jahrganz 1827) in der Recension des Programms. Vgl. auch Monum. Heidelbergens.

Auch in Heidelberg endigten die Gefahren nicht für das edle Paar. Eine fürchterliche Pest trieb Professoren und Studirende aus einander, noch im Jahre ihrer Ankunft. Eben so wüthete die Seuche zu Speyer, von wo der Reichstag nach Eßlingen verlegt wurde. Grünthler wich während der heftigsten Krisis nicht von seinem Posten, und hoffte neue Tage des Glückes, als das Uebel endlich nachgelassen hatte. Aber der Himmel fügte ein Anderes.

Die Gesundheitsumstände seiner Gattin verschlimmerten sich, da die Nachwehen der Katastrophe von Schweinfurth bis Heidelberg immer fühlbarer wurden, von Tag zu Tag mehr; das nur scheinbar geschwundene Fieber kehrte in heftigerer Gestalt, und mit allen Anzeichen einer unheilbaren Krankheit zurück. Mitten in diesem Elend hatte sie noch der Mägde und Miethe wegen, nicht geringen Verdruß und Verlegenheiten allerlei Art, wie sich aus mehrern Schreiben an und von Andreas Campanus ergibt; welcher nicht gleich nach Wunsche zu helfen vermochte. Nur der Briefwechsel mit diesem und andern Freunden erhielt noch einigermaßen die Spannkraft ihres Geistes. Sie machte noch am Abend ihres Lebens mit verschiedenen ausgezeichneten Männern, wenn auch nicht persönliche, doch mittelbare Bekanntschaft [36]). So mit Matthäus Flacius Illyricus, mit P. P. Vergenius u. A. [37]).

Am innigsten dauerte immer noch das Verhältniß mit Curio fort, und während ihr treuer Gatte Andreas alle Anstrengungen seiner Kunst physisch auf-

---

[36]) Olymp. Opp.

[37]) Nolten.

bot, erschien jener, wo möglich, als Arzt der Seele, mit linderndem Trost und Freundeszuspruch. Curio, welcher um diese Zeit selber bedeutend krank darnieder lag, wurde von der Nachricht der Gefahr, in welcher die liebenswürdige Freundin schwebte, auf's neue um so heftiger ergriffen. Kaum war er einigermaßen genesen, so beeilte er sich, ihr zuzuschreiben, und von den düstern Gedanken, deren voller Sinn ihm alsbald klar geworden, aufzurichten.

Die edle Frau empfand ganz den Werth so aufaufopfernder Freundschaft. So schwach sie sich auch fühlte — längere Zeit war sie von Sinnen gewesen, und kaum konnte sie außer dem Bette verweilen, erwiederte sie seinen Trostbrief, nicht ohne Ahnung ihres bald sich vollendenden Geschickes also [38]):

„Welch weichen Herzens jene sind, die durch wahre, d. h. christliche Freundschaft an einander gekettet sind, magst du, mein Cälius, den ich gleich meinem theuersten Vater verehre, daraus entnehmen, daß ich, nach Durchlesung deines Briefes, der Thränen mich nicht erwehren konnte. Denn, als ich hörte, daß du gleichsam von den Todten wieder auferstanden, weinte ich in der That vor inniger Freude. Ich bitte aber Gott, er möge dich beschützen, auf daß du für das Wohl der Kirche noch länger wirken könnest. Die Krankheit deiner Tochter betrübt mich sehr; doch weil, wie du schreibst, noch Hoffnung zur Wiedergenesung vorhanden ist, so wollen wir unsern Schmerz vorerst noch mäßigen.

„Was mich selbst betrifft, so wisse, mein Cälius, daß alle Hoffnung längern Lebens mir benommen ist.

---

[38]) Olymp. Opp.

Denn von den Arzneien allen, die ich in so großer Anzahl gebraucht, kann keine mir helfen. Täglich, ja stündlich erwarten die Unsrigen nichts anders, als daß ich von hinnen wandere, und ich zweifle in der That, ob dies nicht der letzte Brief ist, den du von mir empfangen. Mein Körper und meine Kräfte schwinden in gleichem Maße. Ich habe gar keinen Geschmack der Speisen mehr. Tag und Nacht droht der Katarrh mich zu ersticken. Heftige und anhaltende Fieber. Schmerzen durch den ganzen Körper, die mir den Schlaf rauben. Es übrigt also nichts mehr, als die Seele auszuhauchen. Doch regt sich noch der Lebensgeist in meinen Adern, und noch ist stark die Erinnerung an alle meine Freunde und an alle empfangene Wohlthaten. Daher sage ich dir sowohl für die Bücher, die du mir geschickt, als allen jenen Männern, die mit so vielen herrlichen Geschenken mich versahen, unendlichen Dank. Allein ich bin durchaus überzeugt, daß ich bald von hinnen scheiden werde. Ich empfehle dir daher nochmals die Kirche, und daß du, was auch fürder thun magst, ihr zum Frommen thuest. Lebe wohl, bester Cälius, und wenn du über meinen Hinscheid Bericht einst erhalten wirst, so traure nicht; denn ich weiß, daß ich dann erst siegen werde. Ich wünsche schon jetzt aufgelößt und mit Christo zu seyn [39]."

In der That war es der letzte Brief, den sie geschrieben. Früher, als Gemahl und Freunde geglaubt, ereilte sie die Stunde des Todes. Ein Stickfluß von außerordentlicher Heftigkeit endigte die lange Reihe

---

[39]) Olymp. Opp.

ihrer Leiden. Nicht ohne die tiefste Rührung liest man den Todesbericht, welchen Grünthler an Curio sendete, und an welchem, in so fern es die Hauptpunkte der Erzählung betrifft, zu stümmeln oder zu verschönern Verbrechen an dem edlen Paare seyn würde.

„Ich finde — schreibt er nach kurzem Eingang — nirgends ein Heilmittel, das meinen Schmerz lindern könnte. Sie starb, mit einer ungewöhnlichen Sehnsucht, ja mit einer Art Begeisterung für den Tod, indem sie innigst überzeugt war, daß sie aus langwierigen Leiden und aus einem höchst drangsalvollen Leben zur ewigen Glückseligkeit gerufen werde. Indem aber ich des so süßen und angenehmen Lebens gedenke, das ich, in Gemeinschaft mit ihr, zugebracht, so weiß ich nicht, wo Trost hernehmen. Nicht volle fünf Jahre brachte sie bei mir zu. Niemals hab' ich eine reinere und harmlosere Seele, als die ihrige, und niemals Sitten von solcher Untadeligkeit, ja selbst Heiligkeit, wie bei ihr geschaut. Denn was brauch' ich erst lange ihrer ungewöhnlichen Frömmigkeit zu erwähnen? was ihrer ausgezeichneten Geistesbildung? Ich glaube nicht nöthig zu haben, jenen ihren Ruhm dir zu schildern, sowohl, weil du selbst früher damit vertraut warst, als auch, weil ich den Schein gewinnen könnte, sie, als mein Weib, herausschmücken zu wollen. Ich übertrage dies daher ganz euch, ihr gelehrten und großmüthigen Männer, und zweifle keineswegs, daß nicht einige aus eurer Zahl ihre Leichenfeier entweder durch ein Gedicht oder durch eine Rede verherrlichen werden. Ich selbst kann vor Schmerz nichts beifügen, als meine Thränen. Denn das ist der höchste Grad von Schmerz, der selbst die Thränen versiegen macht. Ein solcher ist der meine. Das

Herz, durch die Summe von großen Ereignissen und Drangsalen längst abgemüdet und gebrochen, wird, wenn ein neuer Zuwachs von Bitterkeit folgt, gleichsam stumpf. So bringe auch ich nichts anders mehr heraus. Nur die letzten Momente ihres Lebens will ich — da du dies zu wünschen scheinst — so kurz als möglich schildern, wenn ich immer es vermag.

„Kurz vor ihrem Scheiden, und nachdem sie gerade wieder aus einem leisen Schlummer erwacht war, schien sie mir mit besonderer Freundlichkeit zu lächeln. Ich trat dem Bette näher, und fragte sie um die Ursache dieses süßen Lächelns. „Ich sah — erwiederte sie — so eben in meiner Ruhe einen Ort, von dem schönsten und klarsten Lichte durchströmt." Da sie vor Schwäche weiter nichts mehr reden konnte, wandte ich mich zu ihr, mit den Worten: „Fasse Muth, theures Weib! in jenem so schönen Lichte wirst du nun wohnen!" Sie beantwortete diesen Trost mit einem abermaligen Lächeln, und nickte mit dem Haupte. Nach einer Weile aber rief sie aus: „O nun bin ich ganz froh!" Weiter sprach sie einige Minuten nichts mehr. Dann aber stammelte sie noch die Worte: „Ich erkenne Euch kaum noch. Alles scheint mir von den schönsten Blumen angefüllt." Diese Worte waren ihre letzten. Nach einigen Augenblicken gab sie, wie von süßem Schlummer eingewiegt, den Geist auf, welchen sie seit einigen Tagen schon mit Christo vereinigt wünschte. Sie unterließ nie, während der ganzen Dauer ihrer Krankheit, in hellen Zwischenräumen, für die empfangenen, unendlichen Wohlthaten Gott zu danken, besonders aber dafür, daß er sie, durch die Kenntniß seines heiligen Wortes erleuchtet, ihr Gemüth allen irdischen Lüsten entfremdet, und die

Sehnsucht nach einem ewigen Leben darin angefacht habe. Sie stand deßhalb auch keinen Augenblick an, sich eine Tochter Gottes zu nennen.

„Nichts ertrug sie unwilliger, als wenn man, um sie zu trösten, ihr mit der Hoffnung schmeichelte, sie würde wieder genesen. Denn sie erklärte: „Ob mir gleich der Herr meinen Lebenslauf nur kurz beschieden, so ist er doch reich genug an Widerwärtigkeiten und Leiden gewesen. Wie soll ich nun wünschen, aus der Freiheit wieder in den Kerker zu kehren?“ — Auf die Frage eines sehr wackern Mannes, ob sie in ihrer Seele nicht irgend einen Zweifel spüre, der sie quäle? hatte sie einige Stunden zuvor erwiedert: „Vor sieben Jahren hörte der Teufel nie auf, mich auf alle Weise zu versuchen, ob er's vielleicht vermöchte, mich vom wahren Glauben abzuziehen; jetzt aber, gleich als hätte er alle seine Pfeile verschossen, erscheint er durchaus nicht mehr. Ich fühle auch in meiner Seele durchaus nichts anders, als die tiefste Ruhe und den Frieden Christi [40]).“ —

Ihr Todestag war der 7te des Novembers; ihr Alter nicht über neunundzwanzig Jahre. Noch einige Tage zuvor hatte sie von Cälius jenen Brief empfangen, welcher bereits die traurige Weissage ihres nahen Endes enthielt, und welchen wir oben im Auszug mitgetheilt. Trotz den Schmerzen, an denen sie litt, wollte sie ihn eigenhändig beantworten; da aber die Kräfte hierzu ihr versagten, hatte Grünthler die Vollendung besorgt, und die kostbare Reliquie dem trauernden Freunde mit der Todeskunde zugleich überschickt. Eben

---

[40]) Olymp. Opp. M. Adam. Nolten. Wieland T. Merkur.

so waren sechs Psalmen in griechischer Sprache und einige Epigramme, die sie verfertigt, beigeschlossen [41]).

Was den Bruder der Verstorbenen, Emilio, betraf, von dem Andreas innig wünschte, er möge der Gefeierten an geistiger Bildung dereinst, wenn auch nicht ebenbürtig, doch wenigstens mehr oder minder ähnlich werden, so wurde Curio's Hülfe dringend in Anspruch genommen. Auch die Mittheilung der traurigen Botschaft an die Mutter und Schwestern Olympias übertrug man ihm, und es sollten dieselben so schonend als möglich, und nach und nach nur auf das Entscheidende vorbereitet werden [42]).

Curio empfand den tiefsten Seelenschmerz über die beiden verhängnißvollen Sendschreiben, wovon der eine, noch mit den wohlbekannten theuern Charakteren, das Unglück weissagte, der andere aber die Erfüllung dieser Weissage wirklich enthielt. Er zögerte nicht, den gebeugten Gatten zu trösten, und sich selbst dadurch gewissermaßen zu erleichtern; auch übernahm er gerne das Amt, welches Andreas ihm aufgetragen, die Verklärte durch ein ihrer würdiges Denkmal zu verewigen, die Familie in Italien aber bestmöglichst mit dem erschütternden Ereigniß vertraut zu machen.

„Erwarte nicht — schrieb er an Grünthler — daß ich den ungeheuern Schmerz, welchen dein Brief in mir erregt, auf irgend eine Weise durch Worte ausdrücken kann. Von dem Tode jener hast du mir Kunde gegeben, welche ich nicht nur ihres trefflichen und hochgelehrten Vaters wegen auf eine einzige Weise geliebt, sondern auch, wegen ihrer ganz besondern und

---

[41]) Olymp. Opp.

[42]) Ibid.

gründlichen Gelehrsamkeit selbst religiös verehrte. Und obgleich ich weiß, wie sehr du sie liebtest, ja wie du selbst noch im Tode liebend sie umfangen hältst; so wünsche ich doch, daß du selbst das mir gewährest, nicht minder als du, sie lieben zu dürfen, wie verschieden auch der Quell unserer Beider Liebe sey. Du beweinst Olympia als deine theuerste Gattin, ich sie als meine Tochter, welche nicht Natur, sondern was noch edler, Frömmigkeit und heilige Liebe, mir zugeführt. Doch weil sie mit solcher Seelenstärke und solchem Gottvertrauen, wie du schreibst, aus dieser Welt geschieden, so trauern wir über den großen Nachtheil und Verlust, der uns zugefügt worden, wenn es so seyn muß, ihre Glückseligkeit aber verfolgen wir mit mehr Freude als Gram, ihr geistiges Leben, damit wir, so oft wir das Andenken an ihre göttlichen Tugenden feiern, sie mehr als uns selbst zu ehren scheinen. Denn, wenn wir Schmerz darüber empfinden, daß wir ihrer länger nicht genießen durften, so ist dies ein Unglück für uns, das wir mit Fassung ertragen wollen, um nicht den Vorwurf auf uns zu laden, als wollten wir alles nur auf unsern Privat-Vortheil beziehen. Freuen wir uns vielmehr mit dankbarem Herzen ihrer nunmehrigen hohen Glückseligkeit. Ich finde keine Medizin, die besser wäre, um den Schmerz der Seele zu heilen, und zweifle nicht, daß auch du als Mann eben so weise Gebrauch davon machen werdest [43]."

Das Schwierigste, die gebeugte Mutter der Verstorbenen mit dem furchtbaren Gedanken vertraut zu machen, geschah nun ebenfalls ohne Säumen. Es

---

43) Olymp. Opp.

erinnerte Curio dieselbe an die alten Zeiten und an das frühere Verhältniß, das zwischen ihm und ihrem verewigten Gemahl bestanden; an seine beständige Zuneigung für ihre Familie, seine treue Sorgfalt für deren Wohl, und insbesondere an seine innige Liebe für Olympia und die große Theilnahme an ihren Schicksalen. Hierauf aber fährt er also fort:

„Durch welche Art des Todes auch immer Jemand untergeht, und obgleich jeder Tod Tod ist, so schauert doch das Herz vor demjenigen zurück, welcher den gewöhnlichen Ausgang des Lebens nicht zuläßt, sondern mittelst einer von Außen zugefügten Gewalt den Lebensfaden plötzlich abreißt. Einen einzigen Fall nehm' ich aus, wenn jemand für die Sache der allerheiligsten Religion und der Wahrheit fallen muß. Diese Todesart halte ich für die glückseligste. Wenn nun Jemanden aber das Loos zu Theil wird, in der Mitte der Seinigen sanft und ruhig aus dieser Welt zu scheiden, so halt' ich es im Gegensatz zu jener gewaltsamen und mit Ausnahme der so eben angedeuteten, für gar keinen Tod, sondern nur für einen süßen Abschied, und für eine überaus sichere Reise. Leicht kann ich mir denken, daß, als deine Olympia mit dem kleinen Bruder und ihrem Gatten dich verließ, um eine so lange und beschwerdenvolle Reise anzutreten, und sie somit von dir gleichsam abgerissen, in weite Länder hinweggeführt wurde, jene Abreise dir so gut als der Tod gewesen; ja du dachtest gewiß bei dir, sie nie wieder in diesem Leben zu sehen, indem eine so weite Entfernung von ihr so viel als ein Abschied vom Leben selbst gelten konnte. Hierauf, als du die Berichte über den grausamen und beklagenswerthen Ruin der Vaterstadt deines Schwiegersohnes erfuhrest,

betrauertest du da nicht beide wie todt? Sicherlich. Wenn nun Eines der Beiden aus dieser drangsalreichen, kummervollen Welt zu jener bessern hinübergegangen, so würde gewiß die Kunde davon, auf alle die frühern Unglückskunden, die du von ihnen vernahmest, deinen Schmerz kaum vergrößern können. Denn, um die Wahrheit zu gestehen, edle Schwester Lukretia, was giebt es in dieser Welt wohl Dauerhaftes und Bestehendes, oder was, das ein christlich Gemüth so besonders mit Begierde erfüllen könnte? Mich wenigstens rührt nichts mehr, ja selbst das nicht, was beinahe Alle so sehr anstaunen: Reichthümer, Würden, Ergötzlichkeiten. Vielmehr wünsche ich von hinnen zu wandern, um mit dem Herrn Jesus Christus, meinem wahren Gesundmacher, in jenem ewigen seligen Leben zu seyn. Dies war auch, ich zeuge es mit Wahrheit, beständig das sehnlichste Verlangen deiner Olympia, wie ich häufig von ihr gehört, und wie auch die Briefe ihres Mannes an mich bezeugen. Endlich erhörte Gott ihre Wünsche, und nahm sie, nicht aus deiner Umarmung, aus der sie längst schon, wie eine reife Frucht, abgebrochen vom Baume, wohl aber aus derjenigen ihres theuersten Gemahles und aus den Banden ihres Körpers zu sich, und trug sie sanft in den Himmel, um jene Früchte zu genießen, welche in Wahrheit gut sind, und welche sie unaufhörlich hoffte und sehnsüchtig begehrte.

„Ich gestehe, wenn wir nur auf uns allein Rücksicht nehmen wollten, so mußte dies Verlangen mit Kummer uns erfüllen: wenn aber auf ihre Wohlfahrt und Glückseligkeit, so müssen wir uns trösten und ihr Glück wünschen. Denn nur für sein eignes Un-

gemach und nur deßhalb bangen, ist nicht das Gefühl eines Freundes, sondern eines Selbstlings.

„Wenn wir daher die Sache von einem etwas höhern Standpunkt nehmen wollen, so ist unsere Olympia gar nicht gestorben, sondern sie lebt noch in Christo, selig und unsterblich, und ist nach so vielen Mühseligkeiten und Beschwerden in süße und erwünschte Ruhe aufgenommen. Sie lebt, sage ich, ja sie lebt, o Lukretia, deine Tochter, auch in dieser Welt, und sie wird leben, so lange es Menschen giebt, in der Unsterblichkeit ihrer göttlichen Werke, und im Andenken aller trefflichen Geister. Nicht das allein muß als Leben gelten, was durch Körper und Seele zusammengehalten wird, sondern vielmehr jenes, welches in der Erinnerung aller Jahrhunderte aufblüht, welches die Nachwelt nähret und die Ewigkeit selber beschützt. So unterwerfe denn also, Lukretia, mit deiner gewöhnlichen Verständigkeit, Glaubenskraft und Frömmigkeit, deinen Willen dem Willen Gottes, und laß der Natur, die Alle von einer Seite sterblich gezeugt, ihr Recht, sie wieder zu Staub zu vernichten. Zolle dies, voll gerechten heiligen Verlangens, deiner Olympia, welche dich mit all den deinigen, ja unser gesammtes Italien, immer mehr und mehr verherrlichen wird. Denn der Ruf aller Sterblichen hat ihren Geist, ihre Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Treue und Keuschheit gepriesen. Gedenke dessen und erwäge es von Zeit zu Zeit bei dir selbst; so wird geschehen, daß du deinem Schmerz ein Ziel setzest, und der Thränen nicht mehr um die Tochter weinest, als ein religiöser und rein menschlicher Sinn verlangen kann [44])." —

[44]) Olymp. Opp.

Zu Heidelberg in der St. Peterskirche liegen Olympia's sterbliche Ueberreste neben denen ihres Gemahls und ihres Bruders, welche nach kurzem Zwischenraum der Herrlichen ebenfalls in die Gruft gefolgt, und mit Recht ward von begeisterten Freunden ihr folgende Grabschrift gesetzt:

„Dem Andenken der Olympia Fulvia Morata, die einst zwar in Gestalt eines Weibes, jedoch mit einem größern Geiste als gewöhnlich in Männern ist, gelebt hat, um in ihrem Herzen einzig und allein Christum zu verehren, die ganze Welt hingegen zu verachten."

„Basilius Herold der himmlischen Bürgerin. Ewig sey ihr Triumph[45])!"

---

[45]) Die Inschrift ist, diplomatisch genau, folgende:
OLYMPIAE FVLVIAE MORATAE FORMA QVONDAM MVLIERI INGENIO HOMINE MAIORI, ANIMO. QUO SOLO CHRISTVM CAPERET. SPERNERET MVNDVM TOTVM. BASIL. IOAN. HEROLD. CIVI COELESTI. P.
Den beiden, im Tod wiederum vereinigten, Gatten wurden jedoch folgende zwei Grabschriften, welche neben einander zu lesen waren, in der Folge als gemeinschaftliches Denkmal gesetzt:
DEO IMM. S.
Et virtuti ac memoriae Olympiae Moratae, Fulvii Morati Ferrariensis philosophi filiae, Andreae Grundleri medici conjugis, lectissimae foeminae: cujus ingenium ac singularis utriusque linguae cognitio, in moribus autem probitas summumque pietatis studium, supra communem modum semper existimata sunt. Quod de ejus vita hominum judicium, beata mors, sanctissime ab ea obita, divino quoque confirmavit testimonio. Obiit mutato solo anno salut.

Nicht hatten die Grabschrift zu Heidelberg und Curio's Schreiben an die gebeugte Mutter über den bleibenden Ruhm der Verklärten zu viel gesagt. Noch die Zeitgenossen, Männer verschiedener Partheien, nur jener der blinden Widersacher jeder Art Wahrheit, Freiheit und Aufklärung nicht, huldigten dem seltenen Verdienste dieser Frau. Das Verzeichniß der Schriften und der Elogien nennt uns bereits eine große Zahl. Vor allen aber führen wir den berühmten Geschichtschreiber de Thou an, wie auch immer plumpgiftiger Jesuitenwitz der Sache eine humoristische Seite abzugewinnen trachtete [46]). Und mehr als ein Bio=

D. LV. supra milles. suae aetat. XXIX. hic cum marito et Aemilio fratre sepulta, Guilielmus Rascalonus

M. D. BB. M M. P. P.

D. O. M. TRINO ET VNI.

S.

Andreae Gründlero Suevifordiano, magno peritiae viro, Medico et Philosopho; qui simul atque schola, in qua vixit, dum ab exilio profiteri artem coeperat, pestis metu hic dissiparetur solvi a corpore exoptavit, proque voto solutus est, non taedio, solo amissae incomparabilis exempli sociae, ac conjugis Minervae suae (erat enim in omni fortuna homo modestissimus) sed ut ex densa hac rerum coelestium ignoratione, in lucem traductus, aberrationibus DEVM non amplius offendereti hic in spem resurrectionis quiescenti: sodalis sodali, medicus, medico Guilielmus Rascalonus posuit.

Vgl. M. Adam. Vit. Medicor.

46) Der berüchtigte Jak. Gretser, nach Andern ein gewisser Machault nannte Thuanus „novum Calvinianarum Amazonum laudatorem." Vid. J. B. Galli Notat. ad Thuan. Hist. Libros; cap. II.

graph und Litterator hat das Leben derjenigen beschrieben, welche man sogar einer Johanna Norfolk an die Seite zu stellen sich bewogen gefunden hat [47]).

Drei Jahre nach ihrem Tode erst konnte Curio die Herausgabe des literarischen Nachlasses besorgen, welcher geringer ausfiel, als man nach der Wirksamkeit Olympia's hätte schließen sollen. Allein der größte Theil ihrer Manuscripte war in Schweinfurth eine Beute der Flammen geworden. Das Vorzüglichste darin sind natürlich die Briefe. Die Gedichte zeichnen sich weniger durch Originalität und harmonische Form, als durch Innigkeit religiöser Empfindung aus. Die erste Sammlung ward zu Basel bei Peter Perna in 8. gedruckt, und faßt 117 Seiten. Sie ist der Isabella Manricha Bresegna, ebenfalls einer gelehrten Freundin Curio's, zugeeignet, in einer Vorrede, welche sechs Seiten einnimmt. Dieses würdige Frauenzimmer hatte ganz im Geiste der Olympia, von ihrem tyrannischen Gemahle, Don Garcias Maurique, Statthalter zu Piacenza, sich getrennt, um in ihrem Gewissen keine Gewalt zu erleiden, und war nach glaubensbefreundeten Städten der Schweiz geflüchtet.

Nach der Zueignung an Donna Isabella folgen nachstehende Schriften und Briefe Olympia's und ihrer Freunde:

1) In Ciceronis Paradoxa Proemia III.

2) Epistola Caelii Secund. Curionis ad Xystum Betuleium.

---

[47]) Wie Jos. Simler, Vita Petri Martyris (desselben, welchem unser trefflicher Geschichtschreiber Chr. Fr. Schlosser ein würdiges Denkmal gesetzt hat).

3) Epistola Olympiae Moratae Grunthlerae ad Caelium S. C.
4) — C. S. Curionis ad Olympiam M. G.
5) — Olympiae M. G. ad Caelium S. C.
6) — Olympiae M. G. ad Caelium S. C.
7) — Olympiae M. G. ad Caelium S. C.
8) — Curionis ad Olympiam.
9) — Olympiae ad Curionem.
10) — Olympiae ad eundem.
11) — Curionis ad Olympiam.
12) — Jo. Sinapii ad Selectissimam matronam Olymp. M.
13) — Ejusd. ad Andr. Grünthl. Medic.
14) — Olymp. Fulviae Grunthlerae ad Chilianum Sinapium J. C.
15) — Olymp. Fulv. Mor. Grunthl. ad illustriss. Laviniam Ruverensem Ursinam.
16) — Olymp. M. Gr. ad Victoriam Moratam Soror. charissimam.
17) — Olymp. F. Gr. ad Andream Campanum.
18) — Andreae Campani ad modestiss. nec non insigni eruditione praeditam. Olymp.
19) — Wolfgangi Ruperti olim Marchionis nunc Pastoris Ecclesiae Dei collectae in Ehrenfriddersdorf ad clariss. Olymp. M. G.
20) — Andr. Rosarii ad pietate et erudit. clariss. Olymp. M. Gr.
21) — Caroli Molinei J. C. ad Olymp.
22) — Olymp. F. M. Gr. ad N.

23) Epistola Olymp. Morata ad Jo. Infantium Barrensem.
24) — Andreae Grunthleri ad Cael. Sec. Curion.
25) — Olymp. Mor. Gr. ad Cael. S. C.
26) — Cael. Sec. Curion. ad Andr. Grunthler. Medic.
27) — Caelii Sec. Curion. ad Lucretiam.
28) — Andr. Campani. ad Andr. Grunthl.
29) — Olymp. Mr. Gr. ad Annam Estensem Principem Guisaneam.
30) — Caelii Calcaguini ad Olympiadem Moratam.
31) — Ejusdem ad eandem.
32) — Olymp. F. M. Vatis divinae Hymni octo graece ab ea ex totidem psalmis confecti.
33) — Olymp. Epigrammata III. graece.
34) — Olympiae de vera Virginitate.
35) — Olympiae Fides.
36) — Olympiae Votum.
37) — Olymp. F. M. Hymni a Carolo Utenhovio ex Graeco in Lat. serm. convers.
38) Olymp. Epigrammata III. eodem Utenhovio Interprete.

Als Beigabe folgt zum Beschluß:

Carmen elegiac. Mycilli in Olympiam.

Olymp. F. M. ἀποδέωσιν Hendecasyllabi. auct. C. S. C.

Idem graece a Car. Utenhovio paulo liberius reddit. Carm. Anacreontico.

Olymp. M. Epitaphium. (auct. Mycillo)

Hierauf drei ähnliche Epitaphien von Unbenannten und von Casp. Stiblin. Endlich:

Hippolytae Taurellae Mantuanan Epist. ad maritum suum, Balth. Castilionem, apud Leon. X. Pont. Oratorem.

(Eigentlich ist Castiglione selbst der Verfasser und der Name seiner Frau nur zum Schein vorangesetzt.)

Die 3te Ausgabe, ebenfalls von Curio, und zu Basel (1562) gedruckt, in 8., 278 S. stark. Der Inhalt der 1ten Edit. ist hier gänzlich beibehalten, und nur die Zueignung statt an Donna Isabella, an die Königin Elisabeth von England gerichtet. Verschiedene Stücke, die in der Ausg. von 1558 sich nicht finden, werden hier nachgetragen; nämlich:

39) Encomium Mutii Scaevolae graece et lat.

40) Pamphilio. Aus Bocacio's Decamerone übersetzt.

41) Neiphile. Aus ebendemselben bearbeitet.

42) Dialog. inter Laviniam Ruverensem et Olymp. Moratam. (Ueber die Neigung der Letztern zur Theologie.)

43) Dialog inter. Theophilam et Philotinam.

44) Epigrammata graeca IV.

Eine 3te Ausgabe (Basel 1570 in 8. von 511 Seiten) gibt abermals mehrere, in den beiden frühern nicht begriffene, Reliquien:

45) Epistolae Andreae Grunthleri, ac diversorum ad illum scriptae.

46) — Anonymi ad Olympiam graece.

47) — Olymp. Grunthlerae ad Cherubinam, italice scriptae.

48) Joannis Damascii Gaudani Epigrammata, Olympiae adscripta.

Hierauf folgen noch verschiedene andere Beigaben, als: Grünthlers lateinische Grabschrift, von Wilhelm Raskalon, wie auch Briefe und kleine Schriften von Curio.

Die 4te und letzte Ausgabe endlich erschien im Jahre 1580 (bei P. Perna zu Basel, ebenfalls in 8.[48]).

---

48) Vgl. Freytag, Nachricht von seltenen Büchern.

Kardinal
Giovanni Morone,
Präsident des Conciliums zu Trient.

Beitrag
zur Geschichte desselben.

Quellen:

P. Sarpi, Hist. Concil. Trid. vers. lat.
Pallavicini, Hist. Conc. Trid.
Raynald. Baron. Contin.
Eggsii biblioth. Umbriae. 1658.
J. G. Frickii Observatio de Joanne Morone. (Schelhorn, Amoenit. Litt. VII.
Robertson's Gesch. der Regierung Carl V. III. B.
Schmidts Gesch. der Teutschen.

Wie die römische Kurie im Verlaufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in Ländern, wo ihr Ansehen unerschüttert sich erhalten hatte, oder wo zum Mindesten die Mehrzahl der Bewohner ihr treu geblieben war, gewaltsam gegen Männer verfuhr, die, von höhern Ueberzeugungen geleitet, den Ideen einer neuern Zeit zu huldigen sich getrieben fühlten, ist wohl zur Genüge bekannt. Minder sind es jedoch die vielen Angriffe und Verfolgungen, welche sie sich, in der Reizbarkeit ihrer Stimmung über die großen Verluste, selbst gegen glaubenseifrige Catholiken und begeisterte Anhänger ihrer eigenen Interessen, in so manchen grellen Handlungen, erlaubte. Nur dem hohen Grade von Festigkeit, mit der in den italienischen Ländern der Catholicismus Wurzeln geschlagen, und dem Umstand, daß der gegen die überalpischen Barbaren, als die Haupturheber der Ketzereien, in der Reformationsperiode wieder künstlich geweckte Nationalstolz der

Italiener sich dem römischen Stuhle zur rettenden Stütze darbot, muß es vielleicht zugeschrieben werden, daß nicht auch unter diesen Letztern selbst viele Einzelne, ja ganze Staaten sich der Reformation im Gefühl der Unwürdigkeit erlittener Kränkung bei solchen Gelegenheiten anschlossen, wo Rom keineswegs mit der Würde eines über irdische Leidenschaften erhabenen Kirchenhauptes, sondern mit den niedrigen Leidenschaften gewöhnlicher Herrscher, der erstaunten Christenheit sich zeigte.

Die ärgerliche Geschichte Pabst Pauls V. mit dem Freistaat Venedig, wobei jener so schimpflich und sieglos aus einer muthwillig begonnenen und so inconsequent als ohne Berechnung der Zeitumstände fortgesetzten Fehde gieng, liefert für die erste Classe der von uns berührten Staatsstreiche ein merkwürdiges Beispiel. Die vielen Mißhandlungen europäischer Könige, der teutschen Kaiser aus dem Habsburgischen Hause zumal, so sehr doch diese die Anwälde der katholischen Kirche spielten, übergehen wir hier. Unter den Urkunden aber, welche die Mißhandlung einzelner berühmter Männer der katholischen Kirche durch tyrannische Kabinetsjustiz des römischen Stuhles bekräftigen, dürfen wir nur den Geschichtschreiber Sarpi und den Kardinal Morone aufzählen, um die sonderbarsten Empfindungen über die Beschaffenheit der damaligen Moral und die Ausschweifungen priesterlicher Allgewalt zu verspüren. Die Leidensgeschichte des Märtyrers Sarpi ist allgemein genug bekannt, wie der Ruhm des unsterblichen Mahlers des tridentischen Conciliums selbst. Minder jedoch, was dem gleichfalls hochberühmten Staatsmann widerfuhr. Der große Antheil, den derselbe an den Verhandlungen jenes verhängniß-

vollen, für Herstellung der Eintracht in der Kirche, Verbesserung der Disciplin, und Festsetzung zweifelhafter Sätze des Glaubens angeordneten Congresses genommen, so wie die wichtige Rolle, die er vor und nachher überdies an verschiedenen europäischen Höfen gespielt, bestimmte mich, sowohl von der durch die römische Staatsinquisition erlittenen Verfolgung selbst, als von seinen übrigen Lebensumständen und insbesondere von seiner diplomatischen Wirksamkeit eine etwas ausführlichere, wenn auch immer noch in Betrachtung der Reichhaltigkeit des Stoffes, gedrängte und unvollständige, Schilderung zu entwerfen, da bisher solches noch nirgend geschehen ist. Man erwarte daher hier blos einen biographischen Umriß, in der alleinigen Absicht entworfen, um einen anderen sachverständigen Gelehrten, welcher an dieser Periode und an diesem historischen Gegenstand Interesse finden würde, zu Bearbeitung einer gründlichen und erschöpfenden Biographie jenes Mannes aufzufordern.

Giovanni Morone (Moron) stammte aus einer bedeutenden Familie Mailands, welche bis zum 16ten Jahrhundert, und auch noch später, ja bis ins 17te hinein, viele durch Frömmigkeit, Kriegsruhm, diplomatische Einsicht und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer in der Reihe ihrer Ahnen zählte. Seine Eltern waren Jeronymo Morone und Amabilia Tisiraga. Um das Leben des Sohnes gehörig zu verstehen, muß vor allem auch auf die Richtung, die der Vater verfolgte, und auf desselben vorzüglichste Lebensmomente ein kurzer Rückblick geworfen werden.

Jeronymo Morone, ein Mann von vorzüglichem Rednertalente, und von seltenem diplomatischem Kunstsinn, übrigens von durchaus intrikantem Wesen und

kühnem Unternehmungsgeist, hatte die Verhältnisse, in denen ihm keine geringe Rolle zugedacht war, gerade so gefunden, wie ein überlegener Kopf sie braucht, um durch sie sich selbst zu erheben. Er gehörte im Anfang seiner politischen Laufbahn zu Maximilian Sforza's Parthei; nachmals folgte er dem glänzendern Glücksstern seines Bruders Francesco. Noch später im Interesse des Kaisers, leistete er der Sache desselben in den italienischen Händeln vielfachen Vorschub. So stillte er vor Mailand einst einen heftigen Aufruhr des Heeres, welches, aus Erbitterung über verzögerte Soldentrichtung, bereits mit groben Ausschweifungen drohte, dadurch, daß er seine Landsleute, die Mailänder, zum Vorschuß beträchtlicher Summen bewog. Später jedoch verunwilligte er sich aus mehrern Gründen mit Karl V., und er entwarf sogar racherfüllt Plane, die auf nichts Geringeres, als auf gänzlichen Sturz der teutschen Herrschaft in Italien giengen. Morone's bisherige Verbindung mit dem Kaiser war hauptsächlich durch seinen glühenden Franzosenhaß bestimmt worden. Als der bisherige Hauptzweck nunmehr erreicht und der Glanz der Lilien hierseits verbleicht war, wob er, gleich nach Sforza's Wiedereinsetzung, Intriken gegen den Kaiser, welcher, freilich dem beschwornen Vertrage zuwider, mit der Belehnung des Mailänder Herzogs zögerte, und dadurch natürlicherweise dem Gedanken Raum gab: er gehe damit um, das in Sforza's Namen den Franzosen entrissene Fürstenthum für sich selbst zu behalten. Die versprochene Belehnung erfolgte zwar endlich, aber unter so mannigfachen und drückenden Bedingnissen, daß die letzte Spur der italienischen Freiheit oder vielmehr des italienischen Gleichgewichts ver-

schwunden und Sforza's politisches Daseyn wenig beneidenswerth schien.

Da ersann Morone einen äußerst kühnen Plan, oder regte, um eigentlicher zu reden, vielmehr einen alten, von Machiavelli schon besprochenen, und von Colas di Rienzo und Petrarca, wie von dem fürchterlichen Borgia in früherer Zeit vergebens eingeleiteten Plan wieder an, nemlich: die vielen vereinzelten Kräfte in einige größere Massen zu vereinigen, welche sodann ein Föderativsystem von Freistaaten und Monarchien so lange zusammenhalten sollte, bis vollkommene Verschmelzung der Interessen aller Staaten und die Einheit der Regierung über die gesammte Halbinsel unter monarchischer oder republikanischer Form, herbeizuführen, glücklicheren Zeiten dereinst möglich werden würde. Dem gemäß gieng er den Marchese von Peskara, einen der großen Feldherren Karls, an, welcher aber damals mehr als eine Ursache hatte, mit dem Kaiser unzufrieden zu seyn. Ihn hoffte er, als Werkzeug für dies Unternehmen vor vielen andern verwenden zu können. Morone machte demnach ihm den Antrag, mit jener Armee, die er befehligte, als Befreier und Retter seines Vaterlandes (da Peskara ein Italiener von Geburt war) aufzutreten, und, der Unterstützung von Seite Mailands, des Pabstes und der Republik Venedig gewiß, zum Lohn für seine Mühewaltung den Thron von Neapel zu besteigen. Der Marchese, anfänglich so verführerischen Lockungen des Ehrgeizes nicht unzugänglich, und der empfangenen Kränkung mit bitterm Gefühle eingedenk, wurde dennoch durch den Vorschlag sehr überrascht. Er kämpfte deßhalb einige Zeit unentschlossen mit sich selbst; endlich sagte er dem Unterhändler zu. Aber

seine Gesinnung änderte sich bald wieder. Ein Ueberblick der zahlreichen Hindernisse, welche der Ausführung eines solchen Unternehmens sich entgegenthürmen mußten; das natürliche Mißtrauen in die Absichten Morone's, dessen Charakter ihm vielleicht nicht fremd war, und von dem er als bloßes Werkzeug fremder Plane, von verborgener politischer Natur sich behandelt fühlte; endlich vielleicht auch eigene Geistes-Beschränktheit, und die lange Angewöhnung des Knechtseyns, in welcher der stolze italienische Baron die Empfindung früherer Tage verlernt hatte, — dies alles bestimmte ihn, noch bei Zeiten einen Verrath, an dem er selbst schon Theil genommen, mit scheinbar gewissenhaftem Diensteifer zu vereiteln, und er ließ deßhalb bei einem neuen Besuche, den er zu Navarra empfieng, den Morone verhaften; ja er saß persönlich dem Blutgerichte vor, das über denselben, als Hochverräther, Todesstrafe erkannte. Der Herzog von Bourbon jedoch rettete den Gefangenen von dem über ihn verhängten Schicksal und löste seine Bande. Seit dieser Zeit blieb Morone, ein treuer Diener, alleiniger Vertrauter jenes Fürsten, welcher für sich selbst eine nicht minder merkwürdige und zweideutige Rolle auf dem Welttheater gespielt hat, und starb nach einigen Jahren, gegen frühere Lebenslagen betrachtet, in sehr untergeordneter Stellung. Sein Sohn Johann, in solcher Schule gebildet, konnte, da die Natur mit gleichen Gaben, wie den Vater, ihn ausgesteuert, nicht anders denn ebenfalls sehr ausgezeichnete Talente in einen Wirkungskreis und in einem Zeitalter mitbringen, welche dem Streben und Schaffen ausgezeichneter Naturen ein so reiches Feld darbot. Doch milderte ein frommes Gemüth und ein

unerschütterlicher Sinn für Recht und Billigkeit die grellen Züge, welche dem Charakter eines in Wahl der Mittel zu politischen Zwecken rücksichtslosen Staatsmannes sich aufdrückten.

Den 25. Jänner 1516 zu Mailand geboren, zeigte er schon in früher Jugend für die Wissenschaften einen unstillbaren Trieb. In den Lehranstalten der Vaterstadt begann er seine Laufbahn; darauf wurde das Gymnasium zu Padua bezogen. Hier übertraf Morone binnen kurzer Frist alle Mitschüler an geistiger Regsamkeit, Fleiß und Fortschritten. Der dreifache Lorbeer, aus dem Gebiete der Philosophie, Theologie und Rechtsgelahrtheit, welchen drei Hauptdoctrinen er sämmtlich zu gleicher Zeit oblag, ward ihm unter den Ersten mit Vorzug zuerkannt. Seine Berufsneigung aber gieng nach dem Priesterstande. Er empfieng die Weihen und sah, da wissenschaftlicher Ruf, Strenge des Charakters und das Andenken an die Verdienste der Familie begünstigend ihm vorangiengen, den Weg zu den wichtigsten Staatsämtern und zu höhern Ehren in der Zukunft, ungewöhnlich frühe Bahn sich gebrochen.

Kaum war er 28 Jahre alt, so erhielt er (im Jahre 1536) von Pabst Clemens VII. das Bisthum Modena. In dieser Würde machte er sich, durch mehrere, für den römischen Hof mit Glück geführte Geschäfte, bereits als geübter Politiker geltend; und als im folgenden Jahre jener letztere sich veranlaßt fühlte, die Gemüther der teutschen Fürsten, des römischen König Ferdinands zumal, für das vielbesprochene allgemeine Concilium, das die Religionsstreitigkeiten vermitteln und die durch Luthers, Zwingli's und Kalvins sieghaften Abfall geschlagenen Wunden heilen

sollte, gehörig vorzubereiten, glaubte Pabst Paul III., der auf Clemens VII. gefolgt war, keinem geeignetern Geschäftsführer die etwas schwierige Sendung anvertrauen zu können, als dem gewandten und seiner Sittlichkeit willen den Teutschen gewiß hochachtbaren, auch durch leutselige Mäßigung, selbst gegen Feinde, und durch Geschmeidigkeit der Manieren den großen Haufen einnehmende Morone. Der Vorgänger lasterhaftes Leben, prahlerischer Stolz und unzeitige Spröde hatte dem römischen Hofe unsäglichen Schaden zugefügt. Er ward daher in der Eigenschaft eines Internuntius nach Teutschland geschickt. Der eigentliche Nuntius des heil. Stuhls, Johann Faber, verweilte als Bischof zu Wien, und wachte von da aus für die Interessen des kirchlichen Oberhaupts. Jener Prälat war zu diesen Tagen einer der rüstigsten Vertheidiger der alten Kirche, und trotz seines teutschen Ursprungs ein eingefleischter Romanist. Mit der herrschenden Stimmung des Tages, und den Gebrechen des Ultramontanismus, so wie mit den schwachen Seiten der Meinungsgegner mehr als irgend ein anderer vertraut, hielt er es für Pflicht, seinem nunmehrigen Amtsgenossen einige belehrende Winke zu geben, wie die Teutschen behandelt, und die mit ihnen zu führenden Geschäfte angegriffen werden müßten. Wir verdanken den päbstlichen Annalisten das merkwürdige Schreiben, worin der für den Ruhm seiner altgläubigen Kirche und für die Ausrottung der Ketzerei so sehr erglühte Faber den Abgehenden vor allem auf die hohe Nothwendigkeit einer baldigst abzuhaltenden Kirchenversammlung aufmerksam macht, und worin er ferner den Charakter der Länder ihm schildert, die er nunmehr zu bereisen habe. Das Gift der Ketzerei, das so sehr in denselben sich einge-

schlichen, so wie das Entstehen, Wachsen und Verzweigen dieses schmerzlichen Unheils selbst, wird sonach in der Absicht aus einander gesetzt, ihm zugleich die Mittel an die Hand zu geben, wie der gefährdete Catholicismus, entweder durch bewirkbare einzelne Abfälle wiederum verstärkt, oder zum mindesten mit den, der allgemeinen Neuerungswuth glücklich noch erretteten Ueberresten forterhalten werden möge.

„Ich halte dafür — heißt es unter Anderm in der gedachten Vollmacht — daß derjenige, welcher auf dem erhabensten Stuhle, gleichsam als Wächter des Glaubens und als Statthalter Christi, sitzt, seine Aufmerksamkeit jetzt ganz besonders auf den christlichen Erdball heften müsse. Und wenn Se. Heiligkeit nun wirklich Ihre allergottseligsten Blicke Teutschland zuwenden mag, so wird Sie diese herrliche Nation von beinahe unzähligen Irrthümern, ich will nicht sagen Ruchlosigkeiten, allenthalben und zwar über und über angefüllt sehen. Sie wird daselbst finden, nicht nur Einfältige und Ungebildete, sondern selbst die mächtigsten Fürsten und viele, die für gelehrt gelten wollen, abgewichen vom Wege der katholischen Kirche. Ja, es reicht durchaus nicht hin, blos Laien dessen zu beschuldigen, nein, selbst Priester irren ab vom Pfade der Wahrheit, und wollte Gott, es befänden sich in ihrer Zahl keine Erzbischöfe und Bischöfe! Täglich sterben die Guten dahin, die bisher im Glauben und in der katholischen Religion standhaft verharrten, mittlerweile aber wachsen reißend nach, und werden schon in zarter Jugend hiezu erzogen, meist solche, die jenes verderbliche Gift von ihren Eltern sowohl, als von den Predigern in den Kirchen, eingesogen haben. Denn also geschieht es, daß dieses Ding täglich ins Schlim-

mere wächst, und daß, wie wir bei Paulus lesen, gewisser Leute Rede um sich frißt, wie ein Krebs, oder, wenn man lieber sich so ausdrücken will, wie der kalte Brand.“ —

„Solches Unheil erstarkte zuerst in einem kleinen Winkel von Teutschland, zu Wittenberg, einem bisher ganz obscuren Orte, und zwar im Norden, von woher alles Böse kommt. Als, wie zur Zeit Jerobeams zu Dan und Bethel, Luthern und Carlstadt daselbst zwei goldene Kälber aufgerichtet wurden, da begann Jerusalem verachtet zu werden. Und es geschah, daß das ganze Sachsenland, über welches der Churfürst gebietet, vom römischen Stuhl abfiel. Eben so thaten Hessen und ein großer Theil von Westphalen. Es fielen ferner ab: das Herzogthum Würtemberg, die Fürsten von Lüneburg und viele andere mehr. Und Fürsten und Grafen hegen und unterstützen hartnäckig diese Ketzereien. Ich schweige hier davon, wie überdies viele andere Fürsten, selbst aus der Zahl der bedeutendsten, noch jetzo schwanken und unschlüssig sind, und wie sie bereits mit dem einen Fuße zu hinken beginnen. Sehr ist daher zu befürchten, daß nicht unter den Teutschen irgend ein Catilina erstehe, und das ganze Priesterwesen mit schnaubendem Mund verzehre und verschlinge. Ganz besonders aber sind, und beinahe ohne Ausnahme, die Städte diesem Unheil so sehr zugethan, daß sie durch förmliche Eide sich wechselseitig dazu verpflichtet haben. Unter ihnen zählt man namentlich Straßburg, Ulm, Frankfurt, Constanz, Lindau, Eßlingen, und wollte Gott nicht auch Augsburg, Nürnberg, und viele andere der mächtigsten mehr! Denn, obgleich Ferdinand, König der Römer, Böhmen und Ungarn, mein aller-

gnädigster Herr, bis auf diese Stunde durch Edicte, Mandate und Verordnungen auf das standhafteste und mit seiner ganzen Machtvollkommenheit jede Maasregel vertheidigt hat, die nur immer zur Aufrechthaltung der altgläubigen Religion dienen konnte, so war er dennoch nicht im Stande, alle die Füchse und Füchslein von Ketzern, und alle Trugkünste, Gaukeleien, Fallstricke und Conventikel derselben zu verhindern und gegen solchen Unfug genugsame Fürsorge zu treffen. Denn in Ungarn gibt es eine Menge Gegenden, die dem Lutherthum hold sind, und denen dasselbe recht sehr einleuchtet. Rücksichtlich Mährens und Schlesiens ist es nur allzugewiß, daß Wiedertäufer, Begharden, Lutherische und Zwinglianer darin hausen. Und wie ist nicht — o des Schmerzes! das Reich der Böhmen in so viele der allerverschiedensten Secten zerrissen!" —

„Doch ich kehre nach dem Norden zurück. Was, ich frage euch, ist wohl das schwedische Reich, was das von Norwegen anders, als das vollendetste Lutherthum, und der vollendetste Zwinglianismus? Wie sehr die Niederteutschen im Glauben und in der Religion unbeständig gewesen sind, und den schärfsten Edikten und Achtserklärungen kaiserlicher Majestät zum Trotz, es noch sind, haben mehrere Aufstände und viele Rebellionen zur Genüge bewiesen." —

„Richten wir unsern Blick auf Brittannien, so sehen wir den unerwartetsten Wechsel der Gesinnung und wie aus dem Könige statt eines Vertheidigers des christlichen Glaubens, als welcher er noch in meiner Gegenwart und zu meinen Zeiten feierlich erklärt wurde, ein dreifach großer Apostat von eben diesem Glauben geworden. Gehen wir von Teutschland nach

dem Süden, so gewahren wir, wie auch das Volk der Schweizer, einst so großmächtig und volkreich, mit Ausnahme weniger Kantone, beinahe ganz zur Zwingli'schen und Oekolampadischen Sekte verführt worden ist. Sollten diese einmal, ihrer alten Sitte gemäß, hervorbrechen, wie sie noch im verwichenen Jahre gegen den Herzog von Savoyen gethan, so werden sie alle Spuren des Katholizismus, die noch bei ihren Nachbarn übrig sind, völlig ausrotten und vertilgen." —

„Was soll ich erst von Frankreich sagen? Hat doch dieses Land mehr Abtrünnige und Ketzer uns geliefert, als selbst das Land der Teutschen nur je erzeugt. Dort wurde jenes Ungeheuer Lambertus geboren; von dorther kam der große arianische Häretiker, der gegen die Dreifaltigkeit ein Buch von ziemlicher Größe schrieb. Doch diese Dinge sind dem Herrn Nuntius selbst zu sehr bekannt, als daß es noch einer langen Schilderung bedürfte. Gebe Gott nur, daß nicht auch in Italien Leute erfunden werden, welche überschwellen und sagen: der Lutheranismus sey eine heilige Sache und ganz in der Religion gegründet."

Der Briefsteller glaubt nunmehr die große, aus den aufgezählten Umständen herfließende Nothwendigkeit eines Conciliums Morone hinreichend dargethan zu haben und hofft, daß bei diesem Anlaß die unter sich so schimpflich streitenden Könige der Christenheit doch endlich einmal sich vereinigen würden. Der furchtbar anpochende Türke namentlich schien solches dringend zu erheischen. Keineswegs soll den Nuntius das etwaige Nichterscheinen der Lutheraner bei der zu Stande gekommenen Kirchenversammlung dann abschrecken. Denn nur den Lutherischen allein muß die

bisherige Verzögerung des Concils aus leicht erklärlichen Staatsgründen beigemessen werden.

„Wenn aber — drückt Faber höchst unbefangen, im Verlauf seines Schreibens, sich weiter aus — das Concilium, welches so oft angesagt worden ist, gar nicht, oder zu spät zu Stande kommt, so wird für alle übrigen Katholiken — und leider giebt es ihrer nur noch wenige — das Spiel verloren seyn. Die Lutheraner werden beständig Jedermann in die Ohren flüstern: „alles, was der römische Stuhl von einer Kirchenversammlung in die Welt posaunt, sey eitel Lüge und blauer Dunst gewesen;" — sie werden sagen, der Pabst fürchte sich, seines schlechten Handels willen, vor jenem Concil. Und siehe, was erfolgt daraus? Die Besten alle, sie mögen wollen oder nicht, werden zu einem National-Concilium sich verführen lassen, von dem so oft schon auf Reichstagen die Rede war, und über welches auf denselben so oft schon Entschlüsse gefaßt wurden. Ist dies geschehen, so werden dann auch Privatsynoden an die Tagesordnung kommen; sie werden ihren Nacken von dem Gehorsam gegen den römischen Stuhl — denn dahin geht der Widersacher unaufhörliches Trachten und Sinnen, befreien; Kirchen und Klöster wird man zerstören und Jedermann verhindern, hinfüro nach Rom zu gehen." —

„Dieß alles ist so gewiß und so sehr zu befürchten, daß nichts gewisseres gedacht und ausgesprochen werden kann. Möge Se. Heiligkeit den Beweis hiefür nur gleich im Lande Böhmen finden. Nachdem der Erzbischof von Prag einmal vernichtet und sämmtliche Klöster durch die Thaboriten und den Ziska zerstört worden waren, konnten keine Gesandte, ja selbst

keine katholischen Könige mehr die Unterwürfigkeit gegen den römischen Hof in jenem Reiche erzwingen. Es wird also demnach sehr zweckmäßig seyn, die erbitterten und entbrannten Gemüther der Teutschen um alles wieder zu versöhnen, und die Uebermüthigen mit dem Schwerte des Wortes Gottes und dem Ansehen der Kirche zu überwinden." —

Sofort entwickelt nun Faber auch die Grundsätze, nach welchen Morone die Gegenrevolution wider die vielen Verzweigungen der siegreichen Ketzerei, besonders aber wider das Lutherthum, einzuleiten habe. Die Widersprüche in den Systemen und Behauptungen der Coryphäen Luther, Zwingli, Oekolampad und ihrer Anhänger sollen aus der Masse der Schriften dieser Männer von den verständigsten Doctoren ausgezogen und recht hervorgehoben werden; eben so soll man die Unrichtigkeiten und Verdrehungen, die in Uebersetzungen der heil. Schrift durch jene Leute sich vorfinden, genau ans Licht ziehen, damit das durch sie bisher geleitete Volk an ihrer Wahrhaftigkeit oder an ihrem Auslegungstalente irre werden mögen. Unter den Gelehrten, welchen er dies Geschäft wider die Häretiker vorzüglich zugedacht wünscht, zeichnet der Bischof vorzüglich die streitgewandten Theologen Eck, Nausea, Cochläus, Münsinger und einige Andere aus. Diese sollen keine Mühe sparen, um die teutsche Nation zu überzeugen, daß der Geist Gottes nicht in den Lutherischen sey, indem jener überall gleich und harmonisch sich offenbare, unter den Lutherischen aber nichts als Partheiung und wechselseitige Spaltung herrsche. Da übrigens, dieser innern Zerwürfnisse ungeachtet, die Ketzer dennoch, wider Gott und Kaiser, durch Bündnisse sich zu einigen und stark zu erhalten

suchen, so müssen diese Bündnisse auf jede erdenkliche Weise getrennt werden! — —

Die Einladungen, welche nun an alle Fürsten und Städte zu dem nach Mantua festgesetzten Concilium ergiengen, wurden von den protestantischen Ständen natürlicher Weise ausgeschlagen, da mehr als eine Gefahr für die Reformation daraus zu befürchten war; und im Lauf desselben Jahres noch rathschlagte der Bund von Schmalkalden eifrigst über diese Sache. Während solches in Teutschland geschah, und während die freien Städte Italiens, einst so hoch und hell gesinnt, dem Pabste die Zeichen fortdauernder, blinder Unterwürfigkeit hinter einander zusandten, und der Kapuzinerorden als eines der Hauptbollwerke des Katholizismus, namentlich in seinem Verhältniß zum gemeinen Volke berechnet, neuerdings Bestätigung und Privilegien erhielt, wurde Morone, unterm 26. Brachmond 1536, der Auftrag ertheilt, aus allen Kräften gegen jene Neuerer Maasregeln zu ergreifen, welche in Italien, und insbesondere zu Mailand, die „unreinen Sekten aller Ketzereien" frisch zu verpflanzen bezüchtigt worden, dies waren die Armen von Lyon oder die Waldenser und die Beghuinen und Lollharden, nebst andern ihrer Glaubensverwandten. Da des römischen Stuhles Rache die Protestanten Teutschlands und der Schweiz nicht erreichen konnte, so suchte sie in dem glaubenseifrigen Italien zur Kühlung sich einige Opfer aus. Es scheint jedoch nicht, daß Morone im strengsten Sinn den Befehlen seines Hofes nachgekommen sey, ja daß er selbst im Umgang und Benehmen gegen die Ketzer, im Allgemeinen, eine, für jene Zeit und für seine Stellung ungewöhnliche Mäßigung und überraschende Milde behauptet habe, was

nachher, wie weiter unten gemeldet werden wird, von Schlimmgesinnten zum Uebelsten ihm gedeutet worden ist.

Die Anstalten für die Kirchenversammlung zu Mantua verzögerten sich aus vielfachen politischen Gründen bis in das Jahr 1537 hinein. Da trieb den Pabst, mehr als das Interesse seiner Kirche, die herbe Noth, welche von den Türken kam, das Langversprochene endlich einmal zu verwirklichen. Denn die Rathschläge Fabers zu Beschleunigung des Kirchen-Congresses schienen nicht mit den Ansichten des römischen Stuhls in Betreff dieses Punktes übereingestimmt zu haben. So lange als nur möglich war, vermied jener die unangenehme öffentliche Controle des Zustandes der Kirche, und während die Redner und Gesandten öffentlich für die Versammlung sprachen, wußte man Hindernisse genug ihr in den Weg zu legen. Der Kaiser und der französische König wurden dringend um Einstellung des unwürdigen Kampfes und um Vereinigung ihrer Waffen wider den gemeinsamen Feind der Christenheit gemahnt. Allein Franz I., der so eben noch den Padischah Suleimann zum Angriff von Neapel aufgereitzt, dessen Fahne stolz neben dem Halbmond auf Nizza's Thürmen geweht hatte, befand sich um dieselbige Zeit eben keineswegs in jener christlich-begeisterten Stimmung, in welcher das Oberhaupt der katholischen Kirche so gern ihn gefunden hätte. Als daher der Zeitpunkt herangerückt war, wo die Väter zu Mantua sich versammeln sollten, mußten neue Gewaltboten an alle europäischen Mächte abgehen, um sie zur innigern Theilnahme für die Nothdurft des Christenbundes nach Innen und Außen zu bewegen.

Ungarn, zwischen Ferdinand von Oesterreich und Johann von Zapoyla getheilt, erregte in vorzüglichem Grade des Pabstes Kummer und Sorgfalt. Um auf den Woywoden, der noch immer im Banne verstrickt lag, und die zahlreichen, demselben anhängenden Bischöfe, zum Behufe von höhern Zwecken, möglicherweise einwirken zu können, mußte, als auf dermal den allerwichtigsten Posten, Morone dahin sich verfügen. Er empfieng von dem Kardinal Staatssecretär abermals eine höchst merkwürdige Vollmacht, in welcher, wie in jener erstern, die ganze Summe von Feinheit und Geschmeidigkeit der römischen Politik, weit besser als in der ausführlichsten und scharfsinnigsten Erörterung ausgesprochen liegt. Ex uno disce omnes! — —

Der Pabst bemerkt unter anderm: „daß er über dem Streite, der die beiden Herrscher (Ungarns) weltlicher Dinge wegen entzweye, die geistlichen Angelegenheiten nicht vernachläßigen könne, und daß, obgleich sie bei manch andern Anläßen widerspenstig sich bezeigten, die Prälaten jenes Reiches dennoch zur festgesetzten Kirchenversammlung ebenfalls eingeladen werden müßten, indem Ungarn sonst leicht, bei den Verhältnissen und Verträgen, die im verflossenen Jahre mit den Ungläubigen sich angeknüpft, auf den Fall des Nichterscheinens jener Prälaten, aus Säumniß oder Verachtung Sr. Heiligkeit, in Gefahr stände, auf lange Zeit, und zu offenbarem Nachtheil des Ganzen, im Schlamme der Ketzerei zu versinken. Die in Form von Bullen erlassenen Sendschreiben sollen daher an alle Erzbischöfe Ungarns, jedoch mit Weglassung der eigenen Namen übermacht, und von denselben wiederum an die Bischöfe, Suffragane und Aebte erlassen

werden. Solches geschieht — fährt der Staatssecretär hierauf weiter fort — aus der Ursache, damit der römische König nicht sich befremde über den Schritt des Pabstes, welcher das Ganze blos zur größern Ehre Gottes und zur Vervollständigung des künftig zu haltenden Conciliums thut. Denn Se. Heiligkeit schreibt auf diese Weise dann eigentlich nicht an jene Halsstarrigen selbst, sondern blos an die rechtmäßigen Vorsteher derselben. Im Fall nun aber wirklich einige, in diese Classe gehörige, Individuen das Concilium besuchen würden, ohne zuvor mit dem apostolischen Stuhl sich ausgesöhnt zu haben, so wird man sie mit dem Gruß anreden: „Freund, wie bist du hineingekommen und hast kein hochzeitliches Gewand an?" Und sie werden nicht eher Sitz und Stimme erhalten, bis sie von der heiligen Mutter, der Kirche, wieder zu Hulden aufgenommen worden sind. Sollten sie aber im entgegengesetzten Falle die Kirchenversammlung unter irgend einem rechtsgültigen Vorwand nicht besuchen, und gleichwohl durch obenerwähnte Zuschrift sich vom apostolischen Stuhl für anerkannt wähnen, so wird Se. Heiligkeit die wahre Gesinnung ihres Herzens dann erst frei und offen erklären und alle erforderlichen Rechtsmittel wider sie in Anwendung bringen*)." —

„Auch Böhmenland hält Se. Heiligkeit für noch nicht so ganz verdorben und feindselig gesinnt, daß sie an seiner Bekehrung völlig verzweifeln sollte, in-

*) Dieses glänzende Zeugniß für die Zuverläßigkeit der Reservationes mentales spricht hier ein Kardinalstaatssecretär aus und ein päbstlicher Geschichtschreiber hat es mitgetheilt.

dem die Ketzer dieses Reichs in vielen Punkten lange nicht so irriger Ansicht sind, wie die Lutherischen, die Zwinglianer, die zehnmal schlimmern Wiedertäufer, und wie die Ungeheuer von Häretikern alle heißen mögen, welche Teutschland zur Welt gebracht hat. Auch rücksichtlich der Böhmen waltet also noch Hoffnung vor, daß, wenn man sie nur auf eine freundliche Weise zum Concilium lädt, und sicheres Geleit ihnen darbietet *), sie mittelst triftiger Ueberredungsgründe, wiederum für die katholische Kirche entzündet werden könnten." — Morone soll daher Fürsorge treffen, daß, mit Gutheißung und Unterstützung des Königs (Ferdinand) durch das ganze Reich von Seite des Erzbischofs von Prag Bullen, besonders aber an jene vorgeblichen Prälaten versendet und sie zum Mitbesuch der Kirchenversammlung vermocht würden. Für sicheres Geleit der Conciliumsgäste im Allgemeinen, und für Freierklärung der Stadt Mantua (deren Herzog Vasall des Kaisers sey) während der Dauer des Congresses, soll, in Bezug auf die vielen und verschiedenartigen Nationen, die dahin eilen, von Seite des Kaisers überdies baldige Sorge getragen werden.

Dies war ungefähr der Hauptinhalt der unserm Morone mitgegebenen öffentlichen Vollmacht. Allein der heilige Vater fügte derselben noch viele andere geheime Artikel bei, welche durch ihren Inhalt nicht weniger als die früher von uns ausgezogenen uns überraschen, und eben so naive Selbstgeständnisse der im römischen Systeme noch damals herrschenden Unordnungen und noch vielmehr der vor Luthers und Zwingli's Auftreten im öffentlichen und Privatleben,

*) Wie weiland ihrem Landsmanne Huß.

vom niedern und höhern Klerus begangenen Mißgriffe enthalten, als sie wiederum anderseits auf die Unbefangenheit des päbstlichen Annalisten, der sie aus Handschriften des Vatikans mittheilte, ein vortheilhaftes Licht werfen. Als wichtiges Aktenstück zur Geschichte jener Zeit und zur Beurtheilung der von Morone in Ungarn, Böhmen und Teutschland eingeschlagenen Handlungsweise verdienen sie daher in dieser Abhandlung wohl mit Fug eine Stelle.

„Obgleich — beginnt der Cardinal Staatssecretär — der heilige Vater auf den Verstand und die Klugheit des Herrn Nuntius ganz zu bauen Ursache genug hat, so zwar, daß er mit Recht jenes Sprichwort anwenden kann: „sende einen weisen Mann und du brauchst ihm nichts zu sagen," — so wollte ihn doch derselbe, weil bei jedem Geschäft die Hoffnung stärker als die der That ist, und jener in Angelegenheiten dieser Art noch als Neuling betrachtet werden muß, von dem, was jetzt folgt, in Kenntniß setzen.

„Da wegen der äußerst schlimmen Zeitverhältnisse allenthalben nun alles theurer als gewöhnlich und billig, geworden ist, und in dieser Hinsicht die Katholiken, namentlich aber solche, die im Namen des apostolischen Stuhls irgend ein Geschäft in Teutschland zu treiben haben, eine schlechtere Behandlung als alle übrigen, erfahren müssen, so ist es des Herrn Nuntius Pflicht, diese Verhältnisse wohl zu überdenken und die Lasten des apostolischen Stuhls, so wie seine eigenen Kräfte auf eine Weise zu erwägen, die ihn vor Schulden sichert, und weder für sich selbst, noch durch die Seinigen etwas zu thun zwingt, woraus sowohl auf seine eigene Person als auf den heiligen Stuhl noch größerer Haß, als bereits vorherrscht, zu-

rückfalle. Bei mehreren Nuntien in verwichener Zeit trat dieser Fall leider ein. Er hinterlasse deßhalb bei Gastwirthen, wenn auch nicht ganz den Ruf eines freigebigen, doch wenigstens nie den eines geizigen Mannes. Gegen jene Hausherren aber, so die Kämmerlinge des königlichen Hofes ihm anweisen werden, bezeige er, außer der Bescheidenheit, die schon an und für sich das Gastrecht gebietet, immerdar solche Klugheit und Mäßigkeit, daß er weder leichtsinnig hiebei seine Kasse erschöpfe, noch fortgehe, ohne die Gastwirthe anständig, oder zuletzt gar nicht bezahlt zu haben. Mehrere ließen früher sich dies zu Schulden kommen; als die Sache bekannt wurde, diente sie blos dazu, die Gemüther jener Nation noch mehr gegen uns einzunehmen; und sie ward für mehrere apostolische Nuntien, welche auf diese folgten, eine Quelle vielfachen Ungemachs. Er verachte niemals die Geschenke, welche ihm von Städten jener Völker, im Namen ihrer Bürgerschaften, dargeboten werden, ja selbst Speisen und Weine nicht. Er halte ihre Sitten und Gebräuche in Ehren, benehme sich bei allen Anlässen mit Leutseligkeit und gebe sich stets den Schein, das, was ihm auch mißfallen sollte, mehr dadurch, daß er keinen Theil daran nimmt, zu mißbilligen, als durch scharfen Tadel und bittere Worte (was stets ihm nur Schaden bringen kann) die Herzen jener Leute zu kränken.“ —

„Die Kleidung betreffend, so bediene er sich einer solchen, wie die Bischöfe in der römischen Kurie sie zu tragen pflegten. In Audienzen bei Königen und größern Fürsten, oder auch bei feierlichen Gottesdiensten und öffentlichen Verhandlungen, oder auf angesagten Reichstagen ziehe er überdies den Talar an.

Er vermeide es aber, in seinem Gange Stolz, in Lebensart und Kleidung Luxus, oder bei irgend einem Anlaß Unmäßigkeit zu verrathen. Dagegen soll er auch nicht in die entgegengesetzte Nachrede fallen, nemlich: er gehe schmutzig umher oder vergebe seiner Würde. Schon der heilige Hieronymus drückt in dieser Beziehung sich trefflich aus: „weder affectirter Schmutz noch raffinirte Weichlichkeit sind eines christlichen Mannes würdig." In seinem Gesichte und in seinem Gespräch verhehle er jede Spur von Furcht oder Mißtrauen in unsre Sache. Er offenbare gegen Jedermann einen mit mäßigem Frohsinn gemischten Ernst, damit er nicht, indem er eines von beiden versäumt, dadurch sich selber schade. Denn allzugroßer Ernst erweckt Haß; allzugroße Fröhlichkeit aber Verachtung; wie bei allen Nationen überhaupt, so ganz besonders bei den vorgenannten, gegen die man, wenn es je Noth that, im gegenwärtigen Augenblick doppelte Klugheit und Gewandtheit entwickeln muß." —

„Um auf die Facultäten und Indulte nun zu kommen, die der heilige Vater dem Herrn Nuntius zur Ausspendung überlassen hat, so gebrauche er diese mit Vorsicht und Bescheidenheit, und, damit er den Ruf der Habsucht und der Raubgierde ja vermeide, so lasse er bisweilen von der betreffenden Schuld etwas, bisweilen aber das Ganze nach; es geschehe nun dieses entweder zu Gunsten der Fürsten, oder um armen, aber gelehrten Männern, vorzüglich aber solchen, so mit Muth und Kraft die Kirche Gottes vertheidigen, sich gefällig zu erzeigen. Er hüte sich ferner, Gelächter oder sonst Aergerniß zu erregen, was ich selbst in früheren Zeiten mehr als einem Nuntius widerfahren sah. Es reichet hin, ein einziges Exemplar

der Facultäten an die Kirchenthüre anschlagen zu lassen; denn die meisten Leute werden, auch ohne öffentlichen Aufruf, in der Behausung des Nuntius dasjenige schon von selbst finden, dessen sie bedürfen. Uebrigens steht nicht zu läugnen, daß es viele Menschen giebt, die einzig und allein in der Absicht, Stoff zum Lachen zu erhalten, vorgeben, sie wären solcher Facultäten benöthigt; sodann aber, wenn sie sich von allem genaue Kenntniß verschafft, nur desto beißender gegen uns losziehen.“ —

„Der Herr Nuntius spende ferner Almosen, wohne täglich, entweder in seinem Hause oder öffentlich, dem Gottesdienste bei, halte solchen bisweilen selbst, und besuche die Tempel, besonders an hohen Sonn- und Festtagen. All dies jedoch muß mit einer Art Aufrichtigkeit und Einfalt geschehen, damit er nicht den Verdacht der Heucheley sich zuziehe. Die Fasten und den Abbruch von Fleischspeisen beobachte er so streng, als seine Natur es ihm erlaubt, oder er breche sie, wenn auch Noth ihn dazu zwingt, nur auf die allervorsichtigste Weise, und mache gleich darauf und zwar so, daß Alles Kenntniß davon erhalte, durch irgend ein gottseliges Werk die Sache wieder gut.“ —

„Der Nuntius und die Seinen haben gleichfalls sich sehr in Acht zu nehmen, daß sie nicht in Streitigkeiten irgend einer Art über Glaubenssachen oder über die lutherische Materie eingehen. Wenn daher auch über solche Punkte, und besonders über die angeblichen Beschwerden der teutschen Nation von Andern derlei Streitfragen aufgeworfen werden sollten, so antworte er auf kluge Weise und mit klugen Worten nur so viel: „die Zeit sey nun nahe, wo dies alles auf einem allgemeinen Concilium erörtert und

entschieden werden würde." Was übrigens die uns beständig vorgehaltenen Beschwerungen betrifft, von denen die meisten offenbar falsch sind, die andern unnütz und von mehreren Päbsten bereits zurückgewiesen worden sind, mag er leicht nach eigenem klugem Ermessen die gemachten Einwürfe widerlegen und vernichten, jedoch so, daß es niemals darüber zu Zwist und Händeln komme. Denn, obgleich wir die gerechteste Sache von der Welt verfechten, so hat dennoch die Erfahrung bereits gelehrt, daß Streitfragen und Wortgefechte über solche Materien jener Sache mehr geschadet als genützt haben. Er beobachte daher im Reden und im Schweigen anständiges Maaß, und neige immer mehr sich auf Seite des Schweigens. Denn so wird er leicht Böswilligen den Mund verstopfen, und diese selbst werden sodann die Ueberzeugung gewinnen, er schweige blos aus Klugheit, nicht aber deßhalb, weil er auf irgend eine Weise an der Güte unsrer Sache verzweifle, oder auf die gemachten Einwürfe nicht zu antworten im Stande sey."

„So der Herr Nuntius auf solche Manier in allem seinem Thun und Lassen und eben so die Seinen, verfährt und stets der Worte des heil. Apostels Jacob: „sey schnell im Hören und langsam im Reden," besonders im Verkehr mit jenen Völkern, eingedenk bleibt, so wird er niemals von Andern in seinen Reden verstrickt werden, und immer leicht erkunden mögen, welche Gesinnungen besagte Nationen gegen den allerheiligsten Vater und den römischen Stuhl hegen, was sie von uns sprechen, und was sie gegen uns ausbrüten. Von allem dem setze er fortwährend durch sichere Boten Se. Heiligkeit in genaue Kenntniß."

„Es ist überflüssig, den Herrn Nuntius an das zu erinnern, was nun noch folgt, da unser allerheiligster Vater von seiner Klugheit und Rechtschaffenheit durch und durch überzeugt ist. Jedoch findet man für nöthig, wenigstens der Familiaren wegen, es beizufügen, daß sie anständig und rechtlich im Reden wie im Thun sich bezeigen und jenen Nationen eine günstige Meinung von sich beibringen. Diese sollen sich vor allem bei wechselseitigen Gelagen, nach Sitte jener Nation alles Streits enthalten, sich stellen, als nähmen sie die Einladung zwar an, aber in der Erwiederung das Maaß nicht überschreiten, damit nicht auch ihnen das Unheil widerfahre, welches einem edlen Sachsen und Kämmerer Leo's X., seligen Andenkens, widerfahren seyn soll; dieser nämlich, den der Pabst zu Beilegung des Lutherischen Handels nach Sachsen geschickt, wurde durch die häufigen Berauschungen im Weine, woran er sich gewöhnt, dahin gebracht, daß er nicht nur wirklich Geschehenes, sondern selbst solches, was blos in der Einbildung ihres, uns übelwollenden, Geistes vorhanden war, und was sie selbst wohl wünschen mochten, in Bezug auf den Pabst und die römische Curie ausschüttete. All dies wurde von ihnen zu Papier gebracht, und nachmals auf der Reichsversammlung zu Worms öffentlich und auf schimpfliche Weise uns vor ganz Teutschland vorgehalten.

„Das Benehmen im Umgang mit Catholiken und Häretikern betreffend, behandle er Erstere auf eine also freundliche Weise, daß er gegen Letztere, ungeachtet sie stets ihm verdächtig bleiben müssen, nicht rauh und heftig sey, oder irgend eine Feindseligkeit an den Tag lege. Ja, wenn es immer, besonders ohne Aergerniß

der Catholiken, geschehen kann, so suche er sie durch heiteres Wesen und gütige Worte zu gewinnen. Er hüte sich aber vor ihren Disputationen und Finten, und zeige, ihnen gegenüber, eine solche Haltung, daß er, wenn es möglich ist, sie entweder in den Schoos der katholischen Kirche zurückführe, oder wenigstens sie nicht gegen uns erbittere." —

Morone machte seinem so schwierigen als gefahrvollen Posten Ehre und erwarb sich des Pabstes ganze Zufriedenheit. Bis zum Jahre 1540 scheint er in Ungarn und Teutschland zugebracht zu haben. Wenn manche der Erwartungen, die an seine Sendung sich geknüpft, auch nicht befriedigt wurden, so konnte dies nicht auf seine Rechnung gebracht werden. Die politischen Verhältnisse waren von der Art, daß auch die Kunst mehr als eines selbst der gewandtesten Diplomaten an einer Reihe von Klippen scheitern mußte. Es galt zu diesen Tagen dem römischen Stuhle mehr, das bisher noch Erhaltene ferner zu bewahren, und im gewaltigen Kampfe gegen die neue Zeit ein kluges Vertheidigungssystem zu führen, als Eroberungen zu machen, und unwiderbringlich Verlorenes mit fruchtloser Anstrengung wieder zu gewinnen. Auf diesen letztern Fall schien er auch als auf die letzte Verschanzung sich gefaßt gemacht zu haben. Inzwischen bot er alle Mittel auf, wodurch wenigstens die Möglichkeit der Wiederherstellung seiner Herrschaft über die Gewissen der Welt begründet werden konnte, und räumte, mit der unveränderten Miene früherer Herrlichkeit, der öffentlichen Meinung weder in Cabineten, noch auf Reichsversammlungen und Concilien auch nur das Geringste ein.

Die römische Kirche, gleichviel, ob die abgefallenen Söhne auch nie wieder in ihren Schoos zurückkehrten, durfte den Grundsätzen, worauf ihr ganzes künstliches Gebäude, das Werk der Consequenz und Staatsklugheit von mehr als einem Jahrtausend, ruhete, in keiner Hauptsache durch irgend eine Art Vergleich sich etwas vergeben, selbst auch in der Absicht nicht, dieselben dadurch wieder zum Gehorsam zu vermögen. Denn beim ersten Zeichen von Nachgiebigkeit lief sie Gefahr, das Ganze dadurch zu erschüttern, indem nämlich die Ansicht aufkommen konnte: Begierde des Besitzes und Gründe der Politik bestimmten und leiteten sie mehr als religiöse Beweggründe, und göttliche Sanktion, als die Autorität der Jahrhunderte und das feste Bewußtseyn ihres unantastbaren Rechtes. Das erste Zugeständniß in die Forderungen der Neuerer würde für den Aufstand derselben als ein rechtfertigendes Zeugniß, als eine Erklärung der Fehlbarkeit des Pabstes gegolten, die Treugebliebenen irre gemacht, die Zweifelhaften verführt haben. Von diesem Standpunkt gieng sie daher während der langwierigen und widerlichen Periode aus, in der über Glaubenssachen und Herstellung der Harmonie zwischen den verschiedenen religiösen Partheien, in Cabineten, auf Reichstagen, Concilien, Religionsgesprächen und in einer Sündfluth von polemischen Schriften unabläßig gestritten, und dennoch nichts, oder nur Verkehrtes, ja die Trennung verewigendes, zu Tage gefördert wurde.

Von diesem Gesichtspunkt muß also auch die Wirksamkeit Morone's gewürdigt werden, der als Diplomat in Teutschland und zu Trient eben nicht das wohlwollendste Andenken, ja vielmehr den Ruf eines

äußerst glatten Diplomaten und überschlauen Vertheidigers ultramontanischer Interessen zurückließ, so sehr man auch seinem persönlichen Charakter, welcher, im Widerspruch mit dem Benehmen der meisten frühern Amtsgenossen, durch Würde des Lebens und der Sitten sich auszeichnete, volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er hatte, nachdem er seiner Geschäfte in Ungarn bestens sich entledigt, die Weisung erhalten, den Speyrer Reichstag, über welchen der Pabst mannigfache Besorgnisse äußerte, und der im Jahr 1540 gehalten werden sollte, zu beziehen. Zu dem Ende war ihm besonders aufgetragen, den Bischof von Würzburg, der bisher so beharrliche Gesinnungen für die Reinheit des katholischen Glaubens bezeigt, in diesem seinem Eifer zu bekräftigen, und, vereint mit ihm, die Interessen des heil. Stuhls, welche man trotz der Zutrauen einflößenden Persönlichkeit König Ferdinands, auf mancherlei Weise gefährdet glaubte, gegen alle Anmaßungen der Gegner auf das Kräftigste wahren zu helfen. Auf den Fall, daß etwas, der Ehrfurcht gegen die Kirche zuwiderlaufendes, beschlossen werden würde, sollte der Nuntius alsbald Speyer verlassen, in eine der zunächst gelegenen Städte ziehen und dem Kardinal Cervini beförderlichen Bericht darüber erstatten. Erst dann, wenn alle Bedingungen so erfüllt seyn würden, wie der heil. Vater sie seiner Würde für angemessen erachtet, möge jener den bereitwilligen Entschluß des Kirchenoberhauptes, den Reichstag durch einen Legaten zu besenden, der Versammlung der Stände kund thun.

Die für diesen Reichstag mitgegebene Vollmacht zeichnet sich ebenfalls wieder durch einen Charakter der feinsten Hinterlist und Gewandtheit aus, mit der

man den Gesandten auf die schwachen Seiten der Gegner aufmerksam machte, und denselben die Meinungszwiste und Spaltungen unter den Neuern, als treffliche Pfeile wider dieselben, gebrauchen hieß. Besonders benützte der Pabst die unter einem Theil des Volkes, das der evangelischen Lehre gehuldigt, herrschende eigene Unzufriedenheit über den Mangel an Eintracht von Seite der Lehrer, und über den wenigen innern Zusammenhang der aufgestellten Lehrsätze, ferner die Verketzerungswuth der Fanatiker unter den Heterodoxen, die Ausschweifungen der Bilderstürmer, die Erschöpfung der Cassen bei den Protestanten und die schlaffe Verbindung unter den verschiedenen Zweigen der großen Ketzerei.

„Es gieng nicht so lange, so trat der vom Pabst bezeichnete Fall für den Nuntius ein. Spuren der Pest zeigten sich zu Speyer, und der Reichstag ward nach Hagenau verlegt. Morone, dem Buchstaben seiner Vollmacht getreu, konnte weder durch Gründe noch Bitten der kaiserlichen Gesandten bewogen werden, mit nach jenem Orte zu ziehen, obgleich seine Privatansicht gerade für das Gegentheil sich aussprach. Dessen ungeachtet ward ihm nachmals von dem feindlich gesinnten Cervini der Vorwurf gemacht, daß er hierbei unpolitisch und wider den Vortheil des römischen Stuhls gehandelt habe, indem man von Seite der Teutschen demselben nun neuerdings Gleichgültigkeit in Glaubenssachen Schuld geben werde. Der Kardinal Contareno wurde deßhalb, besonders in Folge der Intriken Cervini's und Farnese's, bestimmt, Morone in seinem Posten abzulösen, und dieser selbst mußte nach Rom zurück, um über seine Gesandtschaft genaue Rechenschaft zu geben. Er fand jedoch auch

diesmal die freundlichste Aufnahme bei Paul III., und sah sich bereits sehr bald mit neuen Aufträgen, ähnlicher Art, nach Teutschland, beehrt. Nach kurzer Frist wohnte er auch dem zu Worms gehaltenen Congresse, abermals in der Eigenschaft als päbstlicher Nuntius bei, widerrieth, als es sich um Bestimmung der Feierlichkeiten handelte, die Abhaltung einer Predigt in der sonst üblichen Form, wie sie von Seite des Cardinal-Legaten früher jedesmal gehalten wurde, damit den Häretikern nicht Stoff zu Spöttereien und Beleidigungen würde. Er durchschaute bei dieser Gelegenheit schon ganz die immer mehr von Rom sich abwendenden Gesinnungen des berühmten Bischofs Paul Vergerius, welcher damals noch als Gesandter des Königs von Frankreich, zu Worms anwesend war, nachmals aber zum Protestantismus übergieng, und mit dem gleichwohl innige Freundschaft ihn verband.

Wir übergehen das mühsame Detail all dieser Reichstage und Congresse, und begnügen uns, blos dasjenige in kurzem Rückblick anzudeuten, was mit unserm Manne näher oder entfernter in Berührung stand. Wir finden Morone das folgende Jahr nicht unthätig bei dem berühmten Religionsgespräche zu Regensburg. Ihm allein wurde vor Eröffnung desselben jene Schrift zur Einsicht mitgetheilt, welche der Kaiser, in der wohlgemeinten Absicht, die streitenden Partheien zu versöhnen, durch den bekannten Gropper hatte verfassen lassen. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit gegen Jedermann, wurde sie durch das Organ Granvella's, an den Kardinalgesandten zur Prüfung übermacht. Morone überzeugte sich durch die Ergebnisse des Regensburger Religionsgespräches, daß dem Catholicismus in Teutschland wirklich eine

unheilbare Wunde geschlagen sey, und das Einzige, was man noch thun könne, darin bestehe, durch consequente Erziehung im Geiste des alten Systems wenigstens fernern Verwüstungen zu steuern. Er war es daher vorzüglich, der, im genauen Einverständniß mit dem sehr ergebenen Contareno die erste Idee zur Stiftung eines teutschen Collegiums in Rom gab, eine Anstalt, welche in der Folge große Berühmtheit erhielt, und dem apostolischen Stuhle von Zeit zu Zeit einen Kern von unbedingten Streitern für das Interesse des Ultramontanismus bildete und fortpflanzte.

Während Morone's Aufenthalt zu Rom, und nachdem er den Pabst mit den verwickelten Verhältnissen Teutschlands, so wie mit mancherlei politischen Maasregeln, welche durch dieselben bedingt waren, vertraut gemacht hatte, gieng er als Orator auf den zu Speyer wiederum erneuerten Reichstag (1542). Die Verbesserung der Kirchendisciplin, deren Zerfall als Hauptursache des Aufstandes so vieler Gläubigen mit Recht von den vernünftigern Diplomaten des apostolischen Stuhles betrachtet wurde, ward diesmal als einer der Hauptzwecke der Berathung dargestellt. Alle Aufträge, die Morone erhielt, bezogen sich größten Theils auf diesen Gegenstand. Die schon früher zu Regensburg gemachten Vorschläge sollten bei diesem Anlaß zu Grunde gelegt, und was damals aus Mangel an Zeit nur unvollständig erörtert worden, jetzt vollendet werden. Morone hatte jedoch die Weisung erhalten, das kitzliche Geschäft mehr unter der Firma freundschaftlichen Beistandes, als in der Eigenschaft eines förmlichen Vollziehers und aus wirklichem Auftrag des römischen Stuhls, zu betreiben, damit es durchaus nicht scheine, als wälze letzterer die ganze

Schuld den Prälaten zu, durch deren geistliche Trägheit die großen Irrthümer und Unfälle der abgewichenen Zeit ganz besonders herbeigeführt worden waren. Bei der merkwürdigen Zusammenkunft, die der Pabst mit Carl V., vor dessen unglückvoller Heerfahrt nach Algier zu Lucca veranstaltet hatte, war das Meiste bereits verabredet worden. Das neue, zu Regensburg beschlossene Bündniß, die fraglichen Jahrgelder, die Unterstützungen zum Behuf des Türkenkrieges, die Behandlungsweise der Lutheraner zu diesem Zwecke, endlich die Abhaltung des vielfach und längst besprochenen Conciliums nebst der Wahl des schicklichsten Ortes hiezu, sollten, außer der Disciplinar-Angelegenheit, gleichfalls Hauptvorwürfe thätiger und sorgfältiger Verhandlungen zwischen den Abgeordneten der Curie und den Fürsten werden.

Morone langte in den ersten Tagen des Hornungs 1542 zu Speyer an. Mit dem 14ten aber erst begann der Reichstag. Die Türkennoth kam als der dringendste Punkt von allen zuerst in Erwägung. Der Gesandte Frankreichs trat über diesen Gegenstand als Redner auf, erfreute sich aber nicht sonderlich des Beifalls. Man wußte zu gut, auf welchem Fuße sein Heer, der allerchristlichste König, mit dem Erbfeinde der Christenheit schon damals stand. Angenehmern Eindruck bewirkte der Vortrag Morone's. Die Teutschen schienen die löblichen Gesinnungen des Pabstes hinsichtlich des dargebotenen Beistandes wider die Ungläubigen anzuerkennen. In Bezug auf das Concilium aber hatte er vom Pabste die Ermächtigung, unter den vier zu Rom genehmigten Städten zwei besonders in Vorschlag zu bringen, Cambray und Trient. Für ersteres war der Pabst persönlich, für letzteres der

katholische Theil des Congresses mehr gestimmt. Als Morone die Vorliebe der Teutschen für Trient sah, gab er, zum Beweis der zuvorkommenden Gefälligkeit des heiligen Vaters für diese Nation in allen Dingen, nach. Die Lutherischen aber verwahrten sich feierlich, sowohl gegen jede italienische Stadt als gegen die Autorität des Pabstes auf einem künftigen Concilium im Allgemeinen. Nur auf dieser Basis wollten sie ferner unterhandeln. Die Eröffnung ward nichts desto weniger auf den Tag Allerheiligen des Jahrs 1543 festgesetzt. Während Morone noch in Teutschland die Geschäfte seines Hofes betrieb, anerkannte Paul III. seine Verdienste dadurch, daß er den bisherigen Bischof von Modena nunmehr zum Cardinal von St. Vitalis, und später von St. Stephan auf dem Cöliusberge ernannte. Dieser Umstand, und die Nothwendigkeit, in einem, seiner neuen Würde angemessenen Glanze zu erscheinen, verzögerte seine Ankunft etwas, und somit auch die Eröffnung des Concils um die angesagte Zeit.

Mit Peter Paul Parisius und Reginald Polus, seinem insonders vertrauten Freunde, trat er endlich in der feierlichen Versammlung auf. Der kaiserliche Gesandte hielt eine prunkvolle Rede, darin das Gift wider den französischen bei keinem Anlaß gespart war, und auch der Pabst, der der Freundschaft mit demselben verdächtigt worden, von Zeit zu Zeit einige Tropfen empfieng. Die von diesem letztern so oft angebotene und bestimmt verheißene Verbesserung der Kirchendisciplin war nun als Grundlage jedes dauerhaften Friedens in der Christenheit aufgestellt; sonst — meinte der Gesandte — würde in Teutschland die Sache nur immer mehr und mehr

zum Schlimmern sich wenden. Er berief sich hiebei auf des einsichtsvollen Morone's eigene Erfahrung und Zeugniß. Morone erwiederte mit Umsicht für die Interessen des heiligen Stuhls, und zugleich mit Achtung vor dem Kaiser wie vor dem Könige von Frankreich die verfängliche Anrede. Da jedoch diese beiden Monarchen, mit ihren Kriegen sich entschuldigend, persönlich nicht erschienen waren, auch manche Umstände den Pabst plötzlich wider das Concilium eingenommen hatten, so berief derselbe Parisius und Polus zu sich nach Bologna, und ließ blos Morone noch zu Trient zurück. Die Vertagung des Concils ward in jener erstern Stadt, nach vorherigem Rathschlag, mit den beiden Nuntien beschlossen, um so mehr, da auch Morone, hierüber schriftlich befragt, sein Gutachten für die Maaßregel gab. Man verhieß der getäuschten Christenheit die Fortsetzung zu gelegenerer Zeit. Auf solche Weise zeigten die geistlichen Häupter so wenig als die weltlichen, großen Eifer für Heilung der Gebrechen des Kirchenwesens und für Regulirung der heiligsten Angelegenheiten, sobald eigene und meist sehr irdische, oft selbst gemeine Interessen von den geistigen durchkreuzt wurden. Abermals hatten daher Rom und die Fürsten umsonst mit so großem Geräusch in die Posaune gestoßen.

Mittlerweile kamen die berühmten Speyerer Beschlüsse vom Jahr 1544 heraus, welche die Protestanten mit Freude und Hoffnung, die Ultramontaner aber mit Furcht und Schrecken erfüllten. Um den Kaiser zu Aenderung seines, der Ansicht der Orthodoxen nach, allzugemäßigten Systems gegen die Protestanten zu bewegen, gieng Morone noch in demselben Jahr an der Spitze einer Gesandschaft nach dem Kai-

serhof, und überbrachte die Beschwerden des Pabstes, welche in einer ungeheuer langen, aber fein durchgedachten und gründlich ausgearbeiteten Note niedergelegt waren. Nach Beendigung dieses unangenehmen Geschäftes erhielt Morone die durch den Tod des Kardinals Contareno erledigte Legation von Bologna. Allein durch die Ränke der ihm äußerst abholden französischen Kardinäle, die damals auf den schwächlichen Pabst vielen Einfluß übten, mußte er sie schon nach vier Jahren wieder an den Kardinal Del Monte (Montanus) abtreten. Dafür suchte Paul, um nicht undankbar für die von Morone der Kirche geleisteten Dienste zu scheinen, denselben auf andere Weise zu entschädigen, und Morone war staatsklug genug, um zufrieden zu seyn, oder wenigstens es zu scheinen. Um dieselbige Zeit ward ihm auch das Bisthum Modena abgenommen und dafür das von Navarra verliehen.

Einige Jahre lang finden wir nunmehr in Morone's Privat- und öffentlichem Leben eine Lücke. Erst im Jahr 1555 wird er wieder sichtbar, und zwar abermals als römischer Nuntius in Teutschland. Paul III. war gestorben und Julius III. ihm nachgefolgt. (1549) Der Augsburger Reichstag sollte Dinge von hoher Wichtigkeit und politischer sowohl als religiöser Natur entscheiden. Da sandte auf besonderes Verlangen des Kaisers und des römischen Königs der neue Pabst, welcher die günstige Meinung seines Vorgängers von Morone's Charakter und Tüchtigkeit fortbewahrt hatte, denselben ebenfalls dahin ab. Aber kaum hatte der Kardinal die Stadt Augsburg erreicht, als unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Pabstes zur Rückkehr nach Rom ihn nöthigte. Er

wohnte daselbst der neuen Wahl bei, die auf Marcell II. fiel. Aber auch dieser, zu großen Hoffnungen berechtigende Greis hatte die Tiare nicht länger als zwei und zwanzig Tage getragen, als er gleichfalls plötzlich dahin starb. Jetzt folgte der Kardinal Caraffa unter dem Namen Pauls IV., ein gelehrter und sittlich strenger, aber auch finsterer, hartgesinnter und fanatischer Greis. Von frühern Tagen her, als er den Congregationen der heil. Inquisition (seine Lieblingswürde) noch vorsaß, hatte er wider Morone Haß und Verdacht gefaßt, indem er lügenhaften Gerüchten und verläumderischen Anschuldigungen allzusehr und allzugerne vertraute. Morone wußte das zwar recht gut, aber nichts desto minder, im Bewußtseyn seiner Unschuld, half er die Erhebung seines Gegners zur höchsten Würde der Christenheit unbedenklich fördern. Schlecht wurde ihm sein Vertrauen gelohnt; Priesterhaß kennt weder Edelmuth noch Dankbarkeit.

Der Kardinal hatte so eben seinen, beständiger Abwesenheit wegen schon lange nicht mehr bewohnten, und vor Alter halb eingestürzten Pallast jenseits der Tiber wieder herzustellen begonnen, als er plötzlich eines Tages, unter dem Vorwand: „des Lutherthums sich verdächtig gemacht zu haben,“ auf Befehl Sr. Heiligkeit verhaftet, und nach dem Gefängniß auf dem Ecliusberge gebracht wurde.

Die Verwunderung der Römer, die Bestürzung seiner zahlreichen Freunde war allgemein. Manche Glaubensgegner, denen Morone's Beredsamkeit und Staatskunst oftmals so heiß gemacht, mochten neue Beweggründe finden, sich glücklich in ihrem Abfall von einem Oberhaupte zu preisen, das so blind selbst

gegen seine ausgezeichnetsten und treu-gehorsamsten Glieder wüthen könnte, und zwar unter den lächerlichsten und nichts besagendsten Vorwänden.

Vier Kardinälen wurde die Untersuchung aufgetragen; der Großinquisitor Michael Ghisleri, Titular-Kardinal von Alexandrien, nachmals als Pabst Pius V., der christlichen Welt ruhmvoll bekannt, ein Mann von strengen, ja, für den Glauben oft blutdürstigen Grundsätzen, übrigens von unbestochener Rechtlichkeit, führte den Vorsitz dabei. Nebst Morone waren auch, einigen Nachrichten zufolge, Reginald Polus, Thomas Sanfelice und Aegidio Fuscuro zu gleicher Zeit verhaftet worden. Ein und zwanzig Artikel bildeten gegen ihn die Anklagpunkte. Schon diese geben einen deutlichen Begriff von dem geistigen Standpunkte, von welchem die römische Kurie auch damals noch in Beurtheilung der Rechtgläubigkeit ihrer Anhänger ausging, und wie wenig es erforderte, um von Männern, die vielleicht in ihrem Herzen nicht einmal das glaubten, was der verwegenste Ketzer in Teutschland, Helvetien und Frankreich für gewiß und heilig hielt, über untergeordnete, oft selbst geringfügige Materien des Kirchenrechts oder der Kirchendisciplin, verläumdet und verdammt zu werden. Die Artikel lauten also:

I. Der Herr Kardinal hat, uneingedenk seines Seelenheils und der von der römischen Kirche empfangenen Wohlthaten, von dem katholischen Glauben, welchen sie lehrt, hält und verkündigt, öffentlich in mehreren Reden und Handlungen abgeirrt, und thut es noch. Und dies ist wahr.

II. Er hielt dafür und glaubte und behauptete, daß er dafür halte und glaube, der Artikel über die

Rechtfertigung sey sowohl vor als nach der Bestimmung des Konziliums von Trient widerrufen.

III. Er hat gegen einen gewissen Prälaten sich geäußert: das Konzilium von Trient sey hinsichtlich des Artikels über die Rechtfertigung zu widerrufen.

IV. Von demselben und über dasselbe schrieb er während seiner Anwesenheit auf dem Konzilium von Trient seinem Generalvikar zu Modena: er möchte den Völkern es an's Herz legen, daß sie nur auf das Blut Christi ihr Vertrauen setzten.

V Er hielt dafür und glaubte oder zeigte wenigstens, daß er dafür halte und glaube, der Priester spreche den Reuigen nicht los, dessen Sünden er in der Sacramentalbeichte anhört, sondern erkläre ihn blos für losgesprochen.

VI. Von Trient aus schrieb der Kardinal vorerwähntem Vikar, daß er alle Priester, denen das Amt des Beichthörens anvertraut worden, zu sich berufen, und denselben von Seite ihres allerhochwürdigsten Herrn eröffnen sollte: sie möchten den Punkt der Lossprechung widerrufen, weil Christus es war, welcher losgesprochen. — Ueber diesen Brief bezeigten die Lutheraner zu Modena eine unbändige Freude.

VII. Er hielt dafür und glaubte, oder zeigte wenigstens, daß er dafür halte und glaube: dem Pabste sey nicht in der Eigenschaft eines Statthalters Christi, sondern nur in der eines weltlichen Fürsten zu gehorchen. Auch fügte er diesen Ausspruch bekräftigend, noch hinzu: er selbst sehe sich keineswegs als rechtmäßigen Bischof von Modena an, sondern gehorche Pabst Paul III. blos als einem weltlichen Fürsten.

VIII. Einem Prediger, der zu Modena über die Rechtfertigung wider die Lehrsätze der Lutherischen einen öffentlichen Vortrag hielt, und die Behauptung verfocht, daß die mit der Gnade Gottes vollbrachten guten Werke verdienstlich für das ewige Leben seyen, untersagte er nicht nur die Ausübung seines Kanzelberufs, sondern wies ihn sogar aus jener Stadt.

IX. Er hielt dafür und glaubte und zeigte, daß er dafür halte und glaube: unsere Werke, obgleich in der Gnade Gottes vollbracht, seyen doch nicht verdienstlich; ja er selbst verdiene trotz jedes guten Werkes, wie z. B. das Meßlesen, die Hölle.

X. Er hielt dafür und glaubte oder bewies, daß er dafür halte und glaube: die Heiligen seyen nicht anzurufen.

XI. Einem gewissen Prediger, der über die Verdienste und Anrufung der Heiligen abhandelte, beschnarchte er heftig, und befahl ihm, Christus und sein Evangelium zu predigen, und nicht so viele Worte über Verdienste und Heilige zu verlieren.

XII. Er tadelte auch einige Priester darüber, daß sie mit vollem Munde die im Antiphon „Salve Regina“ enthaltenen Worte sängen: „Eja ergo, advocata nostra!“

XIII. Als er mit irgend einem gelehrten Religiosen einst eine Unterredung über die Art der Verehrung des h. Kreuzes hatte, entfielen ihm mehrere ketzerische Aeußerungen über diesen Gegenstand.

XIV. Als man ihm die Bemerkung machte, daß mehrere Leute Aergerniß über die wenige Ehrfurcht genommen, die er während einer Kirchenvisitation für die Reliquien irgend eines Heiligen bewiesen, äußerte er sich dahin: daß sie selbst seine Verwunde-

rung erregten über die große Ehrfurcht, welche sie Reliquien dieser Art zu bezeigen pflegten.

XV. Der Kardinal erlaubte sich zu einer andern Zeit, als über jene Worte: „kein Volk soll gegen das andere sein Schwert erheben" erörtert wurde, die Bemerkung: es heiße dieses so viel, als Christen sollen nicht wider Christen kriegen. Durch diese Worte fand man sich veranlaßt, ihn eines Irrthums über diesen Gegenstand verdächtig zu halten.

XVI. Zu einem gewissen Prediger, von dem er wußte, daß er lutherisch sey, sagte er: er möchte über die Rechtfertigung, über die Anrufung der Heiligen, Prädestination und andere dergleichen Artikel im Geiste des Luthers mehr, mit Ausnahme des Punktes vom Altarsakrament, predigen.

XVII. Er hielt und las Schriften von Ketzern, und gab solche auch andern zu lesen.

XVIII. Er besorgte die Verbreitung einer Flugschrift, die den Titel führte: „Beneficium Christi," und beauftragte einen ketzerischen oder der Ketzerei wenigstens verdächtigen Buchhändler, so viele Exemplare als möglich davon zu vertreiben, und solchen Leuten, die nicht im Stande seyn würden, sich welche anzuschaffen, unentgeldlich Exemplare zu verabreichen, indem er selbst die Bezahlung übernehmen wolle.

XIX. Er hegte und pflegte in seinem Hause Ketzer oder wenigstens der Ketzerei Verdächtige, hatte sogar viele derselben unter seiner Dienerschaft, und spendete Geld unter ketzerische, oder der Ketzerei verdächtige Arme.

XX. Der Kardinal begünstigte solche besonders zu Bologna, und versprach denselben sogar, daß falls von Seite der Stadt irgend eine Maasregel gegen sie

ergriffen würde, er sie zuvor davon in Kenntniß setzen würde. Auch vernahm man aus seinem Munde häufig die Behauptung: daß es sehr ungerecht sey, Ketzer zu verfolgen, da Gott selbst sie dulde.

XXI. Er bat nach seiner Rückkehr vom Concilium zu Trient die in Modena befindlichen Ketzer oder für solche geltenden Personen um Verzeihung, daß er bei andern Anlässen sie habe verfolgen müssen.

Niemand wird bei genauerem Anblick die wunderbare Aehnlichkeit entgehen, welche dieser Fall und diese Art von Beschuldigungen mit einem andern Falle in neuester Zeit und mit den Verläumdungen trägt, die gegen einen der ehrwürdigsten Priester der katholischen Kirche, den durch Tugend, Wissenschaft und ächte christliche Aufklärung gleich ausgezeichneten Wessenberg, von untergeordneten Creaturen und gleich unwissenden als niederträchtigen Verläumdern erhoben worden sind. Man darf gegründete Hoffnung hegen, daß eine unbefangenere Zeit der römischen Curie über diesen letzten Fall eben so die Binde einst von den Augen nehmen wird, als es bei Morone im sechszehnten Jahrhundert geschehen ist.

Die ein und zwanzig Artikel, welche, merkwürdig genug, später ins Verzeichniß der verbotenen Bücher zu Rom kamen, ob sie gleich auf Befehl eines Pabstes niedergeschrieben worden *), scheinen vielen so sehr unchristlich und andern so lächerlich und bei den Haaren herbeigezogen, daß selbst der für die Person

*) Sie erschienen einzeln herausgegeben von Paul Vergerius, und stehen abgedruckt bei Schelhorn (Amoenitates Litter.)

und das Interesse Pauls IV. sehr eingenommene und dem Beklagten gehässige Großinquisitor von ihrer Unstatthaftigkeit, so wie von dem Unförmlichen des ganzen Verfahrens überzeugt wurde und den Kardinal von aller Schuld freisprach. Nach einigen Berichten soll daher Paul, in Folge dieses Resultates der Untersuchung demselben alsbald die Freiheit angeboten, Morone aber sich geweigert haben, solche als Geschenk aus den Händen des Pabstes anzunehmen, ohne eine nach Recht und Billigkeit zukommende Ehrenerklärung für den zugefügten Schimpf. Und so sey er, da der Pabst, aus Furcht, durch einen solchen Schritt sich in der öffentlichen Meinung selber blos zu stellen, dies verweigert, bis zum Tode Pauls, der im J. 1559 erfolgte, freiwillig in seiner Haft geblieben. Nach Raynalds Erzählung aber verhielt die Sache sich anders: der Pabst hatte, nicht durch Privatabneigung getrieben, sondern durch falsche Anschuldigungen verführt, Befehl zu Morone's Verhaftung gegeben. Auch war Reginald Polus gar nicht mit eingezogen, sondern, da man sein vertrautes Verhältniß mit dem Kardinale kannte, von seinem Gesandtschaftsposten in England, blos in der Absicht nach Rom berufen worden, um Morone im Verhör gegenüber gestellt zu werden. Gleich nach geschehener Verhaftung theilte Paul den versammelten Kardinälen die Beweggründe zu diesem Schritte mit, und verhieß die strengste und gerechteste Untersuchung. Ehe jedoch dieselbe nur eigentlich begann, sandte er in Morone's Gefängniß und bot ihm Freiheit auf dem Weg der Gnade und Niederschlagung des ganzen Handels an: dies weigerte der Kardinal, auf strenger Untersuchung bestehend, und blieb somit auf dem Schlosse bis zu des Pabstes Tod.

Von Andern wird über diese einzelnen Umstände nichts gemeldet, sondern blos angeführt, daß bei Gelegenheit der neuen Pabstwahl in der Congregation der Kardinäle die Frage erörtert worden: ob Morone zu jener Handlung zuzulassen sey oder nicht, und die Mehrheit habe bejahend entschieden. Solches geschah und Morone wirkte kräftig für die Wahl Pius IV. mit.

Die Art und Weise, wie das römische Volk seinen Vorgänger in die Grube geleitete, konnte den neuen Pabst belehren, daß übertriebene Strenge in geistlichen wie in weltlichen Dingen ihres Ziels verfehle, und die Ehrfurcht vor keiner Würde in der Welt hinreicht, die Flüche unterdrückter Völker von dem Andenken tyrannischer Herrscher abzuwenden. Denn kaum hatte Paul IV. die Augen geschlossen, als schon das Volk mit wunderbar übereinstimmender Wuth in allen Stadtquartieren sich erhob, die Straßen von Rom unter den gräulichsten Verwünschungen wider das sämmtliche Geschlecht der Caraffa's durchströmte, die Gefängnisse der Inquisition erbrach, und allen Gefangenen, nachdem sie nur eidlich erklärt, gute Catholiken zu seyn, die Freiheit gab. Die Dominikaner, als Hauptleiter und Diener des verhaßten Ketzergerichts, erlitten mannigfache Mißhandlungen. Die Bildsäulen des Pabstes wurden verstümmelt, und alle Erinnerungen an seine Familie, darunter selbst ehrwürdige Bauten und Werke der Kunst nicht ausgenommen, vernichtet, auch mehrere Caraffa's aus der Stadt getrieben. Spät erst gelang es kräftigen Behörden, die fessellose Volkswuth wieder einigermaßen zu dämmen. Unter solchen Umständen hatte sich Morone's Kerker aufgethan.

Der neue Pabst, bisher als Kardinal von Medicis bekannt, war in früherer Zeit Morone's inniger Freund gewesen. Dies Verhältniß erhielt sich auch jetzt in der hohen Würde fort, zu der er als Pius IV. gelangt war, und zwar um so mehr, da zu der Erinnerung an alte Freundschaft und zu der Ueberzeugung von den Verdiensten Morone's, die Pflicht der Dankbarkeit für die bei der Wahl geleisteten Dienste sich gesellte. Diese Umstände vereinigt machten es daher dem Pabst zu einem seiner ersten Geschäfte, die Unschuld des Kardinals in den Augen der öffentlichen Meinung völlig mackellos darzustellen, und zugleich für lange Leiden und schwere Kränkungen einigen Ersatz ihm zu geben. Inzwischen fühlte er auch anderseits die Nothwendigkeit gar wohl, die aus der Natur seiner jetzigen Stelle und Würde floß, das Andenken seines Vorgängers so viel als möglich zu schonen, damit die Vorstellung von der Fehlbarkeit und den Irrthümern eines Kirchenoberhauptes nicht allzugrellen Contrast darbiete. Ueberdies mußten selbst Personen, die in die Sache mit verwickelt waren, aus vielfachen politischen Rücksichten, auf die der römische Hof zu allen Zeiten Bedacht nahm, glimpflich und behutsam behandelt werden. Um daher die, mittelst eines Staatsstreiches begonnene Angelegenheit nicht wiederum durch einen andern Staatsstreich auf einmal zu vernichten, wurde der Weg Rechtens, dem Scheine nach, fortgesetzt und zweien der ausgezeichnetsten Doctoren, des Rechtes und der Gottesgelehrtheit, die Prüfung der Akten und die Erstattung des Berichtes übertragen. Dies waren Ghisleri selbst und Puteus. Als dieselben ihr Gutachten mitgetheilt, ließ Pius folgendes Erkenntniß öffentlich bekannt machen: „die ge-

fängliche Einziehung des Kardinals Morone, welche vielleicht (?) auf Befehl Pauls IV. geschehen, sey erfolgt, ohne daß die geringsten Inzüchten vorangegangen. Die Untersuchung selbst und sämmtliche in dieser Sache ergangenen Akten müßten als ungültig, unbillig und widerrechtlich betrachtet werden, besonders auch aus dem Grunde, weil die in der Kirchenversammlung von Vatikan vorgeschriebene und in dem Handel wider erwähnten Kardinal unumgänglich nothwendige Form durchaus nicht beobachtet worden sey. Uebrigens gehe aus jenen Akten selbst nicht nur kein einziger Grund hervor, denselben zu verurtheilen, sondern es verschwinde auch der entfernteste Verdacht eines nicht ganz lautern Glaubens. Ja aus den für den Beklagten angebrachten Vertheidigungsschriften erhelle vielmehr das Gegentheil, sowohl, wenn man alle seine Reden und Handlungen, als die beständige Hochachtung, in der er andauernd bei allen rechtschaffenen Katholiken gestanden, erwäge. Deßhalb werde er denn auch von dem Pabst als unschuldig freigesprochen und den Procuratoren des Fiskus ewiges Stillschweigen auferlegt."

Dieselbe Gerechtigkeit, welche hier zu Morone's Gunsten sich aussprach, ahndete streng die Rechtsverletzung dreier anderer Kardinäle, worunter auch der schon genannte Montanus, Morone's Feind, sich befand. Nach sechszehnmonatlichem Verhaft gieng dieser Ränkeschmied auf Befehl des Pabstes nach Monte Cassino in die Verweisung.

Der Pius IV., nachdem er damit begonnen, dem Schuldlosgekränkten strenges Recht zu verschaffen, fuhr jetzt fort, auch den Freund, zu dem schon früher gleiche Heimath und Denkart ihn hingezogen, mit Auszeich-

nungen zu bedenken. Er erhielt hinter einander die Bisthümer Alba, Sabinum und Präneste. Und als Erkole Gonzaga, Kardinal von Mantua, der bisherige Vorsitzer des längst erneuerten Conciliums von Trient, mit Tod abgieng, wurde er an dessen Stelle nach jener Stadt geschickt. Wohl unter den schwierigsten Umständen: denn es erforderte dieses Amt zu diesen Tagen die höchste Wachsamkeit und Klugheit, so wie eine nicht geringe Energie und Mäßigung. Ueberdies mußte jetzt nach der damaligen Lage der Dinge ein Mann gesendet werden, der ganz neu, in den letzten Verhandlungen unbetheiligt, in keine Versprechen verwickelt und durch keine Traktate verhindert war, die Interessen Roms zu verfechten. Nationalpartheien hatten dieselben von mehrern Seiten hart gefährdet; die französischen Prälaten namentlich traten mit einer Reihe von Anmaßungen und Forderungen — so glaubte wenigstens der Pabst — gegen dessen Oberherrlichkeit auf. Zudem waren die Verhältnisse mit dem Kaiser und die Behandlung der teutschen Nation, des katholischen Theils, wie des protestantischen, von so zarter Natur, daß hartnäckige Stellung oft eben so gefährlich, als weiches Nachgeben schien. Morone, von frühern Anlässen her als der Mann zu solchen Dingen hinreichend bewährt, wurde vom Pabst, zum großen Mißvergnügen der französischen Parthei, die für den Kardinal von Lothringen geworben hatte, allen übrigen Candidaten vorgezogen. Der Kaiser selbst — ob im Ernst oder aus Verstellung — äußerte seine Freude darüber in einem Schreiben an den Pabst mit den Worten: „daß Se. Heiligkeit keinen angenehmern und bewährtern Mann ihm hätte senden können, als den Kardinal Morone, einen

Mann, dem er, der Kaiser, nicht nur von langen Jahren her vertraut, sondern dem er auch, vielfacher Tugenden und mannigfacher Verdienste um seine Person herzlich zugethan sey. Von seiner Mitwirkung und Gegenwart auf dem Concil erwarte er deßhalb nur das erfreulichste und segenvollste Ergebniß, besonders was die Wiederherstellung des Friedens in der Christenheit und die Erhebung der Kirche, so ihm als einem katholischen Kaiser in vorzüglichem Grad anliegen müsse, betreffe." Alle übrigen Fürsten schienen in dasselbe Gefühl der Freude und der Erwartung sich zu theilen.

Der Kardinal gieng, mit öffentlichen und geheimen Aufträgen und Vollmachten des Pabstes reichlich versehen, im April des J. 1563 ab, wurde mit den größten Ehrenbezeugungen zu Trient empfangen, und hielt, nachdem er sein Ernennungsbreve, der Form gemäß, verlesen hatte, eine Rede, welche durch Kürze und Klarheit des Ausdruckes sowohl, als durch Mäßigung und Würde des Inhalts von vielen bei ähnlichem Anlaß gehaltenen sich auszeichnete. Sie hatte im Allgemeinen den Wunsch zum Vorwurf: daß die Reinigkeit des Glaubens von Irrlehren bestmöglichst befreit, aber auch dem Sittenverderbniß gesteuert, die Eintracht in der Kirche hergestellt, und wo möglich selbst mit den Gegnern Friede geschlossen werden möchte. Zugleich zeigte er auf die täglich größere Noth, so von den Türken her drohete.

Bevor jedoch Morone seinen Posten auf dem Concilium eigentlich antrat, mußte er, veranlaßt durch verschiedene Beschwerdepunkte, welche allein persönlich beleuchtet werden konnten, zu Kaiser Ferdinand gen Insbruck reisen. Die Freiheit der Berathungen, welche

bisher durch mannigfache Einwirkung von Rom aus gestört worden, die Langsamkeit derselben und wenige Sicherheit der Protocolle, die sämmtlich von den Legaten angemaßte Initiative der Gegenstände der Verhandlung, die Reformation der geistlichen Gewalt, Gerichtsbarkeit und Disciplin wurden neben Dingen von geringerm Interesse in jener merkwürdigen Unterredung erörtert. — Morone gab auf sämmtliche Punkte solche Erklärungen, wodurch er dem römischen Hof nichts Wesentliches vergab, und dennoch in manchem Einzelnen dem Kaiser nachzugeben schien. Allein weder den Italienern noch den übrigen Katholiken genügte der Ausgang der Unterredung recht, von welcher die Protocolle im Auszug mitgetheilt worden, indem man sich von ihr bedeutendere Resultate versprochen hatte. Besonders aber äußerten die Spanier ihren Unmuth gegen den Kaiser, daß er die Freiheit und Selbstständigkeit des Concils nicht kräftiger gegen die römischen Anmaßungen vertheidigt. Ferdinand entschuldigte sich damit, daß mündlich eine stärkere und bittrere Sprache geredet worden sey, als man dem Protocoll anvertraut habe, und daß, wenn dieses die Gegenstände der Besprechung in milderer Form abgefaßt erzähle, solches blos aus Achtung gegen die Persönlichkeit Morone's geschehen sey. Im Maimond war dieser, sehr vergnügt über die Wirksamkeit seiner außerordentlichen Sendung, nach Trient zurückgekehrt.

Und nunmehr ist die Geschichte des Conciliums bis zu seinem Schluß und die von Morone's Wirksamkeit ein unzertrennliches Ganzes. Der Kardinal, die Seele und Triebfeder all jener, für Jahrhunderte hinaus so hochwichtigen Verhandlungen, versuchte, was nur in seinen Kräften stand, die Autorität und

unbeschränkte Gewalt des römischen Stuhls aufrecht zu erhalten und zu festigen. Zu dem Ende durchkreuzte er mit meisterlicher Kunst die gefährlichen und unaufhörlich fortgesetzten Minen der französischen Parthei, und bewirkte endlich, durch unablässiges Bemühen — wozu er bereits bei dem Besuch in Insbruck nachdrücklich eingeleitet und worauf der römische Hof mit unbeschreiblicher Ungeduld, weil meistentheils nun im Besitze des Ersehnten, drang, daß das Concil für geschlossen erklärt wurde. Wir verweisen, was jene Vorgänge auf diesem letztern betrifft, auf Sarpi's und Pallavicini's ausführliche Geschichtswerke, und begnügen uns, nachdem wir der Theilnahme Morone's im Allgemeinen Erwähnung gethan, die allgemeine Schilderung seiner Schicksale und Wirksamkeit weiter bis zu Ende zu verfolgen.

Bei seiner Rückkehr nach Rom wurde Morone wie ein Triumphator der alten Zeit empfangen. Nie hatte vielleicht auch ein Feldherr wichtigere Bollwerke vertheidigt und heißere Schlachten gewonnen, als Morone's Politik über den Geist der Zeit und die verschiedenartigsten Interessen der Partheien der Kirche. Ihren verworrenen Knäul hatte er mit geschickter Hand bald zu lösen, bald Gelöstes neu zu verwirren gewußt, und von Zeit zu Zeit die Rolle des Deus ex machina gespielt, wenn Unsicherheit des Entschlusses die Geister befangen hielt. Eine Reihe neuer Ehrenbezeugungen, die nur immer einen Mann noch locken mögen, der bereits so Großes vollbracht, reichte ihm die Dankbarkeit des nunmehrigen Autokraten der katholischen Kirche dar. Das Decanat der Kardinäle, nach der päbstlichen die höchste Kirchenwürde, vollen-

dete dieselben (1564). Ja, als Pius IV. bald darauf aus dem Irdischen schied, fehlte es nur wenig, daß Morone selbst die Tiare erhalten. Acht und zwanzig Stimmen waren bereits für ihn; aber mächtiger wirkten die Ränke und Umtriebe der Partheien Farnese, Borromäo und Hohen Ems. Sie alle fürchteten den selbstständigen Stolz der Seele und die Ueberlegenheit der Talente, wie sie bei Morone sich gezeigt. Ungemessenen Hochmuth hatten seine Widerwärtigen schon früher, und während der Kirchenversammlung zu Trient noch mehr auf ihn gebracht. So wurde denn endlich der Anhang Ghisleri's unter den Bewerbern der stärkste, und derselbe Mann, der über ihn einst als Richter gesessen, bestieg, von ihm selbst redlich unterstützt, als Pius V. den Thron der Gewissen.

Nichts der Beschreibung besonders Würdiges findet sich während der Regierung dieses Pabstes in Morone's Leben mehr vor. Erst im J. 1572, als der strenge Pius zu den Vätern gegangen, und ein anderer Kardinal, unter dem Namen Gregors XIII. auch diesmal Morone vorgezogen worden, fand er Gelegenheit, seine Verdienste neu erglänzen zu lassen. Schwerer Aufruhr nnd blutiger Bürgerkrieg zerfleischten den unglückseligen Freistaat Genua, der seit langer Zeit Spielball einheimischer und fremder Partheien war, und bedroheten die Stadt mit völligem Untergang. Da sandte der Pabst Morone als Vermittler hin. Gemeinsam wirkend mit den Gesandten des Kaisers und des Königs von Spanien, dämpfte er, wiewohl nicht ohne große Gefahren und zahllose Schwierigkeiten, den Aufstand, brachte eine Aenderung

in der Verfassung zuwege, und gab der Stadt, sich selbst zu bleibendem Ruhm, den Frieden zurück.

An diese diplomatischen Bemühungen reihete sich die Gesandtschaftsreise zu Kaiser Max II., im J. 1576. Dieser, der den politischen Magnaten darum heftig zürnte, daß sie nach Heinrichs III. ehrloser Flucht nach Frankreich die Krone zuerst ihm angeboten, sodann aber treulos ihn aufgebend, für den Woywoden Stephan Bathory sich erklärt hatten, mußte durch Morone, im Namen des Pabstes, wiederum besänftigt werden. Ferner ward der Kardinal noch im Jahr 1578 auserkoren, auch die Unruhen in den Niederlanden, welche die Unabhängigkeit von Spaniens tyrannischer Herrschaft erklärt, schlichten zu helfen. Allein das unfreundliche und argwöhnische Wesen Philipps II. und der Geist, der im batavischen Volke wehete, machten diese Reise und die damit in Berührung stehenden Geschäfte bald überflüssig.

Unter Morone's letzte Thaten, wohl nicht die glänzendste und segenvollste, gehört, was er für Befestigung und Bereicherung des Jesuiten-Ordens gethan. Dieser Umstand, so wie derjenige, daß er Beschützer einer Unzahl von Mönchs-Orden in Teutschland, England, Ungarn und Italien war, macht den gegen ihn erhobenen und auch später nie ganz ausgetilgten Verdacht des Lutheranismus in der That unerklärlich.

Den 1. Christmonat 1580 starb Morone, 71 Jahr alt, an Körper mehr geschwächt denn am Geiste,

welchen er rüstig bis ins hohe Alter bewahrt hatte, und er wurde in der Kirche von St. Maria über der Minerva begraben. Nähere Berichte über sein Privatleben fehlen; es verschwand in dem öffentlichen. Ueber den Charakter dieses letztern selbst zu rechten ist schwer, je nach den Grundsätzen, welche der Einzelne jeder von Kirche, Staat, Hierarchie und Protestantismus sich aufgestellt. Glücklich vielleicht der Zustand des katholischen Teutschlands, wenn die Privatansicht Morone's, die bestimmt eine hellsinnige und gemäßigte war, zur diplomatischen Norm ihm hätte dienen dürfen. So jedoch wenden wir uns, wenn auch mit Achtung vor einem persönlichen Werthe, dem, außer Vergerius, viele andere Protestanten unwillkührlich und mit ganzer Seele gehuldigt, gleichwohl mit Bedauern von einem Manne weg, welcher verurtheilt war, der thätigste Verfechter und Vollender eines Systems zu werden, durch welches die Fesseln der Geistesknechtschaft bei einem großen Theile des Christenbundes statt erleichtert, nur enger angezogen, und das den Gläubigen der katholischen Kirche auferlegte Joch des Herrn nicht süßer, sondern in vielen Stücken noch bitterer wurde, weil nun, nach den Berathungen so vieler Jahre, und zwar in der Person der Hocherleuchtetsten des katholischen Priesterstandes, die Präsumtion herrschte, daß alle Rechte und Pflichten der Christen genau ausgemessen und alle Bedürfnisse nach gerechter Wage befriedigt worden seyen.

Von Morone's schriftstellerischem Nachlaß führen wir folgendes an:

1) Constitutiones Episcopatus Novariensis ad divinum cultum, curam animarum et vitam Clericorum pertinentes. Item Mutinensis Synodi Actus.

2) Oratio in Concil. Tridentino habita.

3) Leges pro Concordia Genuensium.

4) Acta Concilii Tridentini. Sämmtliche vier bei Fabricius beschrieben.

5) Epistola ad principes viros et alios. In Handschrift blos vorhanden; für die Geschichte jener Zeit von hoher Wichtigkeit.

6) D. Hieronymi ab Erasmi Roterodami moribus castigata. Venet. 1554.

2) Oratio in Concil. Tridentinum habita.

3) Decreta quaedam [illegible].

4) Acta Concilii Tridentini. Sämmtliche [illegible] beschlossen.

5) Epistolae ad principes viros et alios. An [illegible] für die Geschichte [illegible] Wichtigkeit.

6) D. Hieronymi ab Erasmi Roterodami [illegible]ribus castigata. Venet. 1556.

Stephano Porcaro.

Quellen: Leonis Baptista Alberti Commentar. de Conjur. Porcaria. (Murator. rer. Ital. T. XXV.) Stefan. Infessura Diario; (Murat. T. III.) Machiavelli Istoria Fiorentina. L. VI. Raynald. ad. Baron. Aeneas Sylv. de Europa. c. 58. Gobelini Commentar. Gibbon; Cap. 70.

Das Beispiel des wunderbaren Colas di Rienzo, welcher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, somit neun und dreißig Jahre seit der Stiftung des ewigen Bundes der schweizerischen Eidsgenossen, die Herstellung der römischen Republik versucht, und zum Erstaunen der Welt für eine Zeitlang dies Unternehmen ausgeführt, bis es am Geiste der Zeit, an den Anstrengungen einer tiefgekränkten Aristokratie und an der unklugen Großmuth des Urhebers scheiterte, — hatte, noch lange nach der traurigen Katastrophe, die den Tribun gestürzt, in vielen kühnern Gemüthern mächtig fortgewirkt, und die Begierde nach ähnlichen Versuchen rege erhalten. Allein keiner derselben kam jemals zur Ausführung, sondern jede Bewegung der Freiheit ward, nicht sowohl durch der Widersacher Eintracht und die Stärke der den Aufstand bekämpfenden Ideen, als durch die Planlosigkeit der Unternehmer und durch die Unreifheit des Volkes für jeden

politischen Aufschwung, unterdrückt. Es stürzten jene Männer meist sich selber nur und ihre Freunde in's Unglück, und dienten blos dazu, die bisher schlaffe und feige Tyrannei zu größerer Wachsamkeit und Strenge zu reizen.

In der Reihe jener Männer und Jünglinge, die als bedauernswerthe Opfer der politischen Lage ihres Vaterlandes, und des Strebens für die Mündigung desselben, untergiengen, muß vorzüglich Stephano Porcaro aufgeführt werden. Wir haben uns bemüht, aus den wenigen vorhandenen Nachrichten über dessen That und deren Ausgang eine klare und geeignete Darstellung zu liefern, indem außer Machiavelli und Gibbon noch kein neuerer Geschichtschreiber, und auch die beiden Ebengenannten nur kurz den anziehenden Stoff behandelt haben. Die handelnden Personen erscheinen hier — zur Vermeidung aller Mißverständnisse — im Geiste ihrer Zeit, die von Herrschaft, Freiheit und Aufstand nicht selten von unsern Ansichten völlig verschiedene gehegt.

Stephano Porcaro, geborner Römer, aus einem berühmten Rittergeschlechte, durch treffliche Naturanlagen und eine sorgfältig wissenschaftliche Erziehung über die Unwissenheit seiner Kaste in jenen finstern Zeiten weit erhaben, verrieth von früher Jugend an ein ungestümes Wesen, einen feurigen Hang zur Selbstständigkeit und eine edle patriotische Schwärmerei, welcher kein Gedanke zu riesenhaft, kein Plan zu unausführbar schien, wenn es die Ehre Roms und den Nationalstolz der Italiener betraf. Die Thaten der Alten und die Erinnerung an Rienzo trieben ihn unaufhörlich nach einem Ziele, das vielleicht einige Zeit früher nicht so ganz, aber unter den damaligen

Umständen allerdings unerreichbar war. Der Pabst hatte damals wieder seinen Sitz in der ewigen Stadt; der Ausgang des Basler Conciliums durch Piccolomini's Politik und Friedrichs IV. Indolenz die gemäßigsten Erwartungen der Völker täuschend, war für dessen geistliches und politisches Ansehen eher von Vortheil als Nachtheil gewesen. Die Verhältnisse der Stadt Rom zu dem heiligen Stuhl zeigten sich in Bezug auf Verfassung und Gesetzgebung geordneter, als mehrere Jahrhunderte hindurch. Die Aristokratie, durch mannigfache Erfahrungen belehrt, sah sich entweder durch die päbstliche Regierung ihrer kräftigsten Waffen beraubt, oder sie hatte dieselben, zufrieden mit dem Glanze, welchen der Thron als Abfindungssumme ihr gleichsam zuwarf, an denselben freiwillig abgeben, und weder die Idee der Freiheit, das Eigenthum einer kleinen Anzahl Patrioten, noch viel weniger die Nothdurft des Volkes im engern Sinne, konnten in ihr den Wunsch zum Umsturz der Verfassung erregen. Auf einer andern Seite war der Pöbel, mißtrauisch gegen das Gute, welches von Seite seiner bisherigen Unterdrücker kam, durchaus wider alle Bewegungen gestimmt, an deren Spitze sich Edle befanden; indem die gegenwärtige Lage der Dinge und die Demüthigung der Großen, somit die Gleichheit der Knechtschaft, seinem Geschmacke mehr, als eine durch aristokratischen Beistand geförderte Freiheit, zusagte. Das alte Panem et Circenses zeigte sich auch jetzt noch in der alten Allgewalt bei den Nachkommen der Brutus, Camillus und Scipionen, und zwar immer mehr und mehr, je höher die Entartung des Volkscharakters und die Ueppigkeit der Sitten stieg.

Alle diese Umstände wurden jedoch von dem küh-

nen Porcaro nicht erwogen, welchem Tag und Nacht als unerläßliche Aufgabe das Eine vorschwebte: sein unglückliches Vaterland aus den Händen der Priester zu erretten, die er für die Hauptquelle des drückenden Uebels ansah, und dem Zustande seiner alten Freiheit es zurückzugeben, welche es in der Urzeit und zum Theil selbst im Mittelalter längere Zeit hindurch genossen. Er war gewiß, den Titel „eines neuen Gründers und zweiten Vaters von Rom" sich zu erwerben, und unabläßig begeisterte ihn, der den Inhalt zuversichtlich auf sich selbst übertrug, die unsterbliche Canzone Petrarca's, welche von diesem ein Jahrhundert früher zu Ehren des Befreiers Rienzo gedichtet worden war *).

Porcaro, überzeugt, daß Dichter oft von einem Geist der Weissage erfüllt sind, hielt um so mehr zu Vollführung der in jenem herrlichen Denkmal von Vaterlandsbegeisterung angedeuteten Dinge sich berufen, als keiner der übrigen Römer in Hinsicht auf Rednertalent, wissenschaftliche Bildung, Reichthum, Freundezahl und Familienverbindungen eine Vergleichung eingehen konnte **).

Sein Haupthaß war, wie wir bereits angedeutet, gegen die Priester gerichtet, und hierin unterschied sich seine Tendenz wesentlich von der seines Vorgängers Rienzo, welcher, als Plebejer, die Edlen vor Allen als Gegenstand der Rache sich ausgeschieden und den Klerus mit ins Interesse zu ziehen gesucht hatte. Allein desto gefährlicher war das Wagniß, das er vor-

---

*) Rime di **Petrarca**. Canz. VI. „Spirito gentil" etc.

) **Machiavelli.

bereitete, und desto unvermeidlicher der Untergang, wenn er mißlingen sollte.

Porcaro that den ersten Schritt gleich bei Gelegenheit der Leichenfeier Eugens IV. Eine sehr heftige, zur Empörung einladende Rede ward an die zusammengeströmte Menge gehalten, und die Erinnerung an Roms alten Namen und Ruhm auf allerlei Weise rege gemacht. Die Köpfe begannen bereits sich zu erhitzen, und nur die beredten Gegenvorstellungen des Lälius Valejo verhinderten ernsthafte Auftritte. Der neue Pabst, Nicolaus V., erfuhr den Hergang, und es stand bei ihm, den Buchstaben des Gesetzes, welches über Hochverräther Tod verhängte, schon jetzt erfüllen zu lassen. Gleichwohl, und der Meinung aller seiner Räthe entgegen, ließ er für diesmal Gnade über den Schuldigen ergehen. Seinem menschenfreundlichen Herzen widerstrebte, gleich im Anfange seiner Regierung solche Strenge zu handhaben. Auch ließ ihn eine sonst richtige Politik glauben, daß Großmuth und Milde nicht nur die Gemüther der Menge, sondern auch der mißvergnügten Großen ihm desto sicherer gewinnen dürfte. Dieser Milde fügte er noch unerwartete Wohlthaten bei; denn, nicht ohne einige Hochachtung vor den Talenten und dem Charakter Porcaro's, welcher blos in seiner Richtung sich verirrt zu haben schien, ernannte er denselben zum Podesta von Anagni.

Allein die patriotische Schwärmerei ist mächtiger, als alle übrigen Rücksichten und Gefühle. Porcaro fühlte in seinem Gewissen sich beängstigt, von dem Manne, in welchem er den Tyrannen oder wenigstens Verhinderer der Glückseligkeit seines Vaterlandes ersah, Wohlthaten empfangen zu haben, oder noch

ferner zu genießen, und, unverändert in seiner Gesinnung, kam er nach Rom zurück. Er brütete von nun an ohne Unterlaß über Empörung.

Bei Gelegenheit der öffentlichen Spiele, wahrscheinlich zur Karnevalszeit, die in ganz Italien und in Rom zumal, stets auf so ungebundene und ausschweifende Weise begangen wird, ergab sich zwischen jungen Leuten und Handwerkern Streit. Porcaro benutzte die Sache alsogleich zu seinem Zwecke, und sprach, den Partheihaß fortnährend, gegen die bestehende Ordnung der Dinge und gegen die öffentlichen Behörden mit solch giftiger Beredtsamkeit sich aus — und Mienen, Geberden und Declamation stimmten so genau mit einander überein — daß ein Aufstand abermal nahe war, Viele bereits zu den Waffen griffen, und Nicolaus nunmehr auf ernstere Maaßregeln gegen den Unruhestifter bedacht seyn mußte. Aber auch diesmal jedoch zog der edle Pabst den gelindern Weg dem strengern vor. Porcaro ward blos nach Bologna verbannt, und der genauen Aufsicht des Senates daselbst empfohlen, mit dem ausdrücklichen Befehle jedoch, daß es ihm an keiner Nothdurft gebrechen sollte.

Trotz der Quarantaine, in welche die Wirksamkeit des feurigen Mannes jetzt versetzt, und trotz der scharfen Aufsicht, unter welcher er gehalten war (jeden Abend mußte er sich dem Befehlshaber von Bologna persönlich stellen), fand Porcaro dennoch Wege genug, seinen Freunden und Anhängern sich mitzutheilen, und er war entschlossen, den alten Plan um jeden Preis durchzusetzen, selbst auf die Gefahr seines Lebens hin. Dankbarkeit gegen den Unterdrücker hielt er mit sophistischer Deutelei für Verbrechen und das Vaterland

höher als den Wohlthäter. Die Zahl der Verschwornen mehrte sich mit jedem Tage. Obenan stand sein Neffe, ein Jüngling von gleichem Wesen, wie er selbst, in seine Plane seit Längerm eingeweiht, und bereitwillig zu dem Verwegensten und Blutigsten. Er schickte diesen voraus nach Rom, um Soldaten zu werben und auch sonst noch Gehilfen zu dem Unternehmen zu gewinnen. Es gelang mit beiden; denn die Hoffnung großen Ruhmes und reicher Beute spornte.

Nachdem alles Nöthige eingeleitet war, machte Stephano sich selbst in stiller Nacht auf den Weg, und verfügte sich in sein väterliches Haus. Dasselbe war angefüllt von Verschwornen, die der Abrede gemäß seiner dort harrten. Und nun trat er, angethan mit purpurnem, golddurchwirkten Gewande und kostbaren Ketten, in ihre Mitte, und hielt eine, mehrere Tage zuvor ausgearbeitete und einstudirte Rede, mit solcher Zuversicht auf sich selbst, und mit so großem Beifall der Zuhörer, daß nichts als die bestimmte Zeit zur Ausführung des gemeinsamen Planes zu fehlen schien. Er begann zu sprechen von der alten Glorie Roms und dem Verluste der alten Freiheit, und verwünschte die Unbilden der Zeit, welche es nicht gestatteten, den letzten Rest von ehevoriger Kraft und Tugend in kühnern Männerherzen an's Tageslicht hervortreten zu lassen. „Was mich betrifft,“ äußerte er unter Anderm, „so reuet mich durchaus nichts von allem dem, was ich gelitten und gethan, um meinen Mitbürgern zu beweisen, daß ich wenigstens derjenige sey, der ihren Ruhm will. Uebrigens zweifle ich keineswegs, daß nicht Alle, die hier gegenwärtig sind, und die ich als tapfere Männer erkenne, häufig das mit Sehnsucht gewünscht, was den Tapfern gezieme. Manchen

gebrach es blos an Gelegenheit; manche wurden durch Hindernisse verschiedener Art abgehalten, dem öffentlichen Wohle mehr, als ihrem Privatinteresse sich zu weihen. Nunmehr aber halte ich es für ganz gewiß, daß, falls die von mir vorbereitete Sache nur einmal offenkundig geworden, nicht nur in allen Anwesenden, sondern auch in denen, welche später erst zu ihrer Erkenntniß gelangen, e i n Gefühl vorherrschen werde; sie müßten anders sich ja ganz des Gedankens, Römer, ja selbst nur Menschen zu seyn, entschlagen. Gleichwohl thun alle die Dinge noth, die ich jetzt mit kurzen Worten anzeigen will. Zuvörderst entschlossene Gesinnung und unbedingte Bereitwilligkeit, nicht nur dasjenige anzuhören, was geschehen soll — Jeder von euch konnte schon nach eigenem klugen Ermessen und nach dem Zustand des drängenden Uebels dies wissen — sondern auch kraftvoll auszuführen, was das Wohl der gemeinsamen Sache und der ewig bleibende Nachruhm von euch fordern."

Hier hielt der Redner plötzlich einige Minuten inne, und drückte nur durch Mienen, Geberden und Seufzer den tiefen Schmerz der Seele aus. Darauf hielt er die Rechte vor, blickte umher und frug mit fester Stimme: ob wohl in der großen Zahl so vieler trefflicher und hochverdienter Mitbürger einer sich befinde, der mit seiner eigenen Lage und der des Vaterlandes auf irgend eine Weise zufrieden zu seyn Ursache habe? Ferner: ob es einen gebe, welcher die gemeinsamen Drangsale aufzuzählen vermöge, ohne bittere Thränen zu vergießen? Ueberall sehe man nur Dürftigkeit, Knechtschaft, Schmach, Kränkung. Und alle diese Uebel seyen bereits so einheimisch geworden, daß man es bisher noch für ein Glück gehalten, we-

nigstens im Vaterlande, wenn auch mitten unter diesen Drangsalen, bleiben zu dürfen. Nun aber hätten jene, welche sich die Allerheiligsten schelten ließen, noch eine neue Art von Grausamkeit erfunden; nämlich gewisse Personen würden gehindert, Bürger zu seyn. Man ächte, verweise und tödte Schuldlose. Ganz Italien sey angefüllt von Schaaren solcher Unglücklichen. Die Stadt Rom selbst sey leer geworden an Bürgern; bald sehe man Niemand mehr in der Stadt, als Barbaren. Wer Kühnheit besitze, für sein Vaterland recht heiße Liebe zu tragen, werde für Verbrecher angesehen.

Dieses und Anderes mehr erörterte Porcaro umständlich. Und nun folgte ein noch grelleres Gemälde von der Tyrannei öffentlicher Behörden; was zu Tadel und Beschuldigungen nur immer Stoff reichen konnte, war hier gesammelt und aufgehäuft. Er machte gehaß und verächtlich diejenigen, welche durch jede Art Schmutz und Unwürdigkeit sich berüchtigt, und dennoch gleich Göttern verehrt seyn wollten. Dieselben mißbrauchten, nach seiner Behauptung, ihren Ueberfluß an Reichthum auf die ausschweifendste Weise, während Bürger, die eines bessern Schicksals würdig, gleichsam vom Almosen leben müßten. Die Schuld jedoch an einer so unerträglichen Ordnung der Dinge müsse nicht auf Andere, sondern auf sie selbst gewälzt werden, welche durch ihre Feigheit eine Reihe von Uebeln immer mehr und mehr ertrügen. Möchte man doch gedenken, was Tugend vermöge, und welch Glück es sey, nicht als Knecht zu leben.

Nach diesem lenkte Porcaro auf die jetzt zu nehmenden Entschlüsse hin. Den Verschwornen ward auseinander gesetzt, wie alle Mittel zur Selbsthülfe

im Ueberfluß vorhanden. So habe man in der Stadt 300 Mann gemietheter Krieger; außerdem eine tapfere Schaar von 400 Geächteten. Viele andere streitbare Männer mehr würden zu diesen stoßen. Uebrigens sey zur Ausführung des vorhandenen Planes die Mitwirkung auch von wenigern, als gegenwärtig vorhanden, hinreichend. Der Himmel selbst werde die Sache begünstigen; des Volkes Beifall sie stützen; der Erdkreis aber ihre Tapferkeit bewundern, und bei allen Geschlechtern ihr Name ein Gegenstand des Ruhmes bleiben. Dagegen seyen ihre Gegner Gott und den Menschen verhaßt, unter sich entzweit, müßig, durch Ueppigkeit entnervt und durchaus nicht auf ihrer Hut. Kurz, es gebe nichts anders mehr zu thun, als die Früchte des Sieges zu sammeln. Der Kampf, durch den derselbe zu erringen, sey schon gekämpft, wenn man nur alle diese Dinge reiflich und gediegen berathen werde; und er verlange blos noch für kleine Weile, was man schon so lange gezeiget, Geduld. Nur noch ein Tag sey zwischen dem Sieg und dem Preis des Sieges. Möchten sie daher ihre Freude mit Mäßigung tragen und zum Empfange aufgehäufter Reichthümer sich bereit halten. Eine Million Goldgulden werde die nächste Nacht eintragen. Sich selbst sprach Porcaro völlig frei von allem Eigennutze, und von alleiniger Liebe der Freiheit, des Ruhmes und des Vaterlandes bewegt. Er nahm davon Anlaß, zu gleicher Tugend seine Genossen, und eben so zur Besonnenheit und Eintracht, als Tapferkeit und Begeisterung zu vermahnen.

Leider erfuhr jedoch der Pabst gleich nach gehaltener Versammlung alles, was vorgefallen, oder wenigstens was sich brüte, durch einen Verräther aus

der Zahl der Verschwornen, der, seines Handwerks ein Späher oder geheimer Anzeiger, vermuthlich blos zum Schein der Sache beigetreten war, in der Absicht, den Zusammenhang desto gründlicher zu erforschen, und die Fäden der Verschwörung desto sicherer in Handen zu haben. Daß solche Menschen gleich bei Porcaro's Rückkehr aus Anagni sich an ihn gedrängt und unter der Maske patriotischer Wahlverwandtschaft seines Herzens Gedanken erforscht haben werden, läßt sich aus der Natur der Sache schließen.

Der Pabst beschloß, diese Nacht noch zuzuwarten, in der Hoffnung — wie Leo Alberti behauptet — daß Viele, die zur Nachtzeit vielleicht ungescheuter herbeigeeilt, bei Tage ruhig sich verhalten würden. Des folgenden Morgens aber sandte der Senator, auf erhaltene Nachricht von dem Verschwörungsplane, Bewaffnete aus, die das Haus Porcaro's umringten. Eine Anzahl noch darin befindlicher Genossen wurde alsbald verhaftet; nur der Neffe schlug mitten durch die Feinde mit dem Schwerte sich durch. Den Anführer selbst fanden sie erst in folgender Nacht; seine Schwester hatte ihn in einer Kiste verborgen gehalten.

Nach kurzem Verhör erhielten die Richter alle Geständnisse, die sie begehrten. Der nächste Plan der Verschwornen war folgender gewesen: Am Feste der heil. Dreikönige pflegte der Pabst, umgeben von den Kardinälen, dem Senator und dem übrigen Klerus, in der Hauptkirche den feierlichen Gottesdienst zu halten. Dieser Anlaß sollte für den großen Schlag benutzt, in die umliegenden päbstlichen Gebäude Feuer geworfen, und die ganze Versammlung, wenn sie, wie zu erwarten war, zur Hilfe hinausströmte, verhaftet,

oder nöthigenfalls am Altare selber festgehalten und nach der Engelburg abgeführt werden, woselbst man durch seine und seines Bruders Person leicht den Zugang zu erhalten hoffte. Während dies hier geschehen, hätte man sich, verkleidet als Vorsteher der Wächter, und unter dem Vorwand, Gefangene hineinzubringen, ohne Blutvergießen auch des Capitoliums bemächtigt, in dessen Umkreis der öffentliche Kerker gelegen. Darf man den Berichten erbitterter Gegner glauben, so war den vornehmsten Prälaten, ja der gesammten Klerisey, Tod geschworen, damit — wie Porcaro sich ausgedrückt haben soll — auf ewige Zeiten alle Furcht vor den Zähnen des abgeschlagenen Kopfes getilgt würde. Die Häuser der Geopferten selbst waren der Plünderung geweiht. Man wollte überdies bei einigen der Häupter Ketten gefunden haben, die für den Pabst bestimmt gewesen waren. Die Beute, die den Theilnehmern zugefallen, war also berechnet: 200,000 Dukaten sollten genommen werden aus der Wohnung des Pabstes; 200,000 aus dem Collegium der Kardinäle; eben so viel aus den Kaufläden und Dikasterien; eine Summe von 100,000 Goldgulden aber aus den Kassen der öffentlichen Gefällverwaltung und jenen der feindlichgesinnten Bürger.

Porcaro, nebst neun andern Verschwornen, wurde von dem Gericht zum Strange verurtheilt, und die Sentenz, da diesmal die Gnade Nicolaus V. verstummte, auch wirklich vollzogen, ohne daß man selbst nur die Wohlthat der Sakramente den Schuldigen noch verstattet hätte. Diese Verschärfung war als Schreckmittel für die Zukunft bei ähnlichen Versuchen berechnet. Als er zum Tode gieng, rief er aus: „Um

drei Stunden habt ihr mich überrascht; in dem Vorhofe der Nacht erwartete uns der Sieg *)!"

In den Gemüthern vieler edlen Römer bewegte sich tiefe Trauer ob des Falles dieser Männer, welche mit außerordentlicher Standhaftigkeit ihr Geschick erfüllten, und es gab sich diese Trauer, beinahe vor den Augen der Richter, auf ziemlich fühlbare Weise kund **). Es ist für den politischen Psychologen nicht uninteressant, den Anflug von Begeisterung in dem Staatsmann Machiavelli zu belauschen, welcher, allen politischen Träumereien sonst so abhold und fremde, dennoch vor Porcaro's Bilde mit einer Art Rührung verweilt.

Von der Zeit an erstand Niemand mehr in der Siebenhügelstadt, welcher an die alten Zeiten und Rechte der Republik zu erinnern wagte; und alle Empörungen des Pöbels und alle Aufruhre der Edlen

---

*) Ueber die periculosissima conjuratio in Pontificis ac Cardinalium vitam decta läßt Raynald, welcher besonders den Aeneas Sylvius, Gobelin und Innocenz Maretti anführt, sich also aus: Numen coelesti viso ostendisse periculum, quod a proditoribus imminebat, divinaque providentiae discussum iri. Sexto, inquit, pontificatus sui anno ei Romae in cubiculo suo dormitanti, Stephanus Porcarius, civis romanus, qui cum aliquibus aliis nefariis hominibus ac perditis sicariis crudeliter in caput suum, ad necem conjuraverat, baculum quendam dextra manu tenens apperuit, atque eo baculo bracchium suum ita percutere videbatur, detecta paulo post conjuratione et conspiratione capitis ac ultimo, ut merebantur, supplicio affectis, in lucem venit. T. ad ann. 1453.

**) Machiavelli. Gibbon.

waren gewöhnlich nur ehrgeiziger oder habsüchtiger Natur, und ohne daß irgend ein großartiger Zweck, oder irgend eine Idee von Recht oder Freiheit dabei vorangeleuchtet hätte. Die Aristokratie, welche in Italien bis zu den neuern Zeiten allein noch die Bewahrerin einer Art von Nationalität geblieben, wie sie es auch in andern Ländern, wo der Theokratismus den Sieg gewann, als z. B. in Frankreich, Spanien und Portugal es wiederum werden muß, verblutete langsam in einzelnen Bürgerkriegen, unter sich selbst, und gegen die Gewalt geführt, besonders aber unter dem eisernen Scepter des unerbittlichen Sixtus V. in den merkwürdigen Aechter- und Banditenfehden. Endlich war der letzte Ueberrest von Gefreitheiten verschwunden, mit denen Rom im Mittelalter noch so lange die Bewegungen der Kaiser und Päbste paralysirt hatte, und auf die erdrückte Aristokratie und auf die mißhandelte Menge trat mit gleicher Härte der Fuß des Absolutismus.

Ueber

die erdichtete Schenkung Constantins.

Beitrag

zur

Literatur und Kritik

der

Quellen der Kirchengeschichte.

Einleitung.

Der Gegenstand vorliegender Abhandlung, die merkwürdige Streitfrage: welchen Grad von Glaubwürdigkeit die, so lange Zeit hindurch von verschmitzten oder betrogenen Anhängern ultramontaner Tyrannei hartnäckig verfochtene Schenkung Constantins für sich habe; ferner die Untersuchung, wie dieser kühnste Staatsstreich der römischen Politik, in ihrer weltlichen Richtung, in verschiedenen Jahrhunderten von Canonisten und Geschichtschreibern aufgenommen worden — sind zwar bereits von vielen Schriftstellern kürzer oder ausführlicher behandelt worden. Ueberdies hat die öffentliche Meinung, ja das Gewissen der Päbste selbst, seit dem 15ten Jahrhundert sich über die Nichtigkeit eines historischen Rechtstitels ausgesprochen, welchem Rom den größten Theil seiner irdischen Größe verdankt. Eine neue Aufregung des verhaßten Thema's dürfte daher im ersten Augenblicke zwecklos erscheinen. Nichts desto weniger. Sind gleich der Stimmen viele über dasselbe erschollen, und Materialien in Fülle vorhanden, so hat doch noch kein Gelehrter sie vollständig gesammelt, klar geordnet, und zum Vorwurf einer kri-

tischen Darstellung gemacht. Ueber das Aktenstück selbst, welches der fraglichen Sache zum Grunde liegt, weichen noch immer die Meinungen von einander ab, und während die einen es in kürzerer oder längerer Gestalt, in einzelnen Stellen wesentlich verändert geben, und für die spätere Uebersetzung aus einem griechischen Originale erklären; halten andere wiederum dafür, die Urkunde, durch welche Constantin M. gegen Sylvester und seine Nachfolger so verschwenderische Großmuth geübt, sey gleich Anfangs in lateinischer Sprache erschienen. Keineswegs demnach in der Absicht, viele neue Aufschlüsse, wohl aber eine Uebersicht des Ganzen, eine Sammlung aller Quellen, und eine pragmatische Würdigung derselben, kurz einen in der Kirchengeschichte und dem geistlichen Rechte bedeutungsvollen Abschnitt von allen Seiten erschöpft zu liefern, unternahm der Verfasser diese Arbeit.

Es wird zuvörderst die, seit Luther zum erstenmal wieder übersetzte, Urkunde teutsch gegeben werden; und anbei eine Beschreibung der Umstände, unter welchen sie erschien, und der nächsten Folgen, welche sie veranlaßt hat. Darauf treten die Gelehrten in den Vordergrund, welche in früherer und späterer Zeit wider und für die Schenkung gestritten; vor Allen Laurentius Valla, Nicolaus de Cusa, Ulrich von Hutten und die Magdeburgischen Centurien. Eine Uebersicht der triftigsten Gründe, aus welchen die verhängnißvolle Urkunde als erdichtet angesehen werden mußte, schließe die ganze Abhandlung.

I.

Erstes Erscheinen der angeblichen Schenkung Constantins.

Mit Recht nennt ein genialer Geschichtschreiber neuerer Zeit [1]) die Dekretalen und die Constantinische Schenkung die „zwei magischen Grundsäulen der geistlichen und weltlichen Monarchie der Päbste.“ Beide scheinen auch hinsichtlich ihres Alters einen und denselben Ursprung zu haben, wenn wir nach allen innern und äußern Kennzeichen urtheilen. Was jene erstern und den famosen Streit über Isidorus Merkator, als ihren so ziemlich erwiesenen Verfasser, betrifft, so ist man durch eine Menge der scharfsinnigsten Abhandlungen, protestantischer sowohl, als aufgeklärterer katholischer Geschichtforscher und Canonisten bereits längst im Klaren, wenn man die heftige und beißende, aber gleichwohl geistreiche und gelehrte Partheischrift Blondels [2]) auch nicht berücksichtigen will; die entschiedensten Ultramontaner fühlen sich außer Stande, den ungeheuern Betrug, mit dem die Akten der ersten Concilien und die Regierungsgeschichten und Verordnungen der ältern römischen Päbste verfälscht worden sind, in Abrede zu stellen [3]). Nicht

[1]) Gibbon, Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches. (Leipz. Uebers. B. V. Cap. 49.)

[2]) Pseudo Isidorus et Turrianus vapulantes. (Genevae 1628.

[3]) Vielleicht jedoch daß ein Abbé Frayssinous, ein Graf le Maistre oder ein Herr von Haller die Unschuld dieser Sammlungen wieder herstellen.

minder berüchtigt ist der andre Stützpunkt der von den Päbsten im Mittelalter so vielfach und beharrlich angesprochene Summe von weltlicher, Herrschaft nicht nur, sondern selbst Oberherrschaft über einen großen Theil Europas, geworden, der in einer angeblichen Schenkung Constantins des Großen an den Pabst Sylvester, kurz nach seiner Bekehrung zum Glauben, aufgefunden worden seyn sollte. Vor dem 8ten Jahrhunderte verlautete nichts von einer solchen Schenkung, und bescheiden nahmen die Päbste, bald von den griechischen Kaisern, bald von den Longobarden, bald von den aufrührerischen Römern bedrängt, dasjenige als Geschenk der fränkischen Machthaber an, was zur unbestrittenen priesterlichen Gewalt von weltlicher Macht an dem Orte und der Umgebung ihres geistlichen Sitzes ihnen verliehen wurde. Die wechselseitige Dankbarkeit, durch welche das Haus Pipins des Kleinen, das den Thron eines legitimen Monarchen stürzte und durch die päbstliche Salbung diese Besitznahme vor der öffentlichen Meinung der Nation des, ihren beidseitigen, geistigen und physischen Waffen größtentheils unterworfenen Europa's geheiligt hatte, an das Interesse des römischen Stuhles gefesselt war, reizte den unternehmenden Hadrian I., als diesem vor den Angriffen der Longobarden wiederum Sicherheit geworden, noch Kühneres zu wagen. Er forderte den neuen König der Franken, Carl, auf, die Freigebigkeit des großen Constantinus nachzuahmen und den Namen desselben durch ähnliche Tugenden zu erneuern. Dies geschah mittelst jenes merkwürdigen Briefes, den wir noch besitzen [4]. Er erreichte wenigstens einen Theil

---

[4]) Piissimo Constantino magno, per ejus largitionem

seiner Forderung, und was die weltliche Macht über Rom wie über einige andere Gebiete betraf, so wenig man übrigens den Beweis herstellen kann, daß Carl M. der Oberherrschaft auch nur über jene Stadt während seiner Regierung gänzlich entsagt habe. Aber es war doch nun einmal fester Boden gewonnen, und die Ansprüche des Byzantinischen wie des neuen römisch-teutschen Reiches, so wie die Wahl der unruhigen Römer selbst konnten von nun an durch die Behauptung zurückgewiesen werden, daß der Besitz dieser irdischen Gewalt keineswegs als Ausfluß der Großmuth des teutschen Königs, sondern blos als die geringe, theilweise Erstattung eines geraubten, ungleich größern Erbes von Constantin I. zu betrachten sey. Dieser letztere Begriff wurde mit großer List immer mehr unterschoben, wie sehr auch die Päbste während Carls M. Regierung sich hüteten, ihn in seiner ganzen Grellheit aufzustellen. Als die Veranlassung zu dieser Schenkung selbst gab man folgende, quasi geschichtliche Thatsachen aus.

Constantinus, von dem Lichte des wahren Glaubens noch erleuchtet, obschon keineswegs von so brennendem Hasse wider die Christen, wie seine Vorfahren und selbst noch seine Mitregenten, erfüllt, hatte gleichwohl gegen die öffentliche Ausübung ihres, der Staatsreligion widerstreitenden Cultus, scharfe Befehle ergehen lassen. Pabst Sylvester selbst und viele der angesehensten Lehrer der Christen zu Rom flüchteten,

---

S. R. Ecclesia elevata et exaltata est, et potestatem in his Hesperiae partibus largiri dignatus est . . . Quia ecce novus Constantinus his temporibus est. Cod. Carol. Epist. 49. T. III. P. 2. p. 195.

in Folge dieser Edicte, die ihr Leben in Gefahr setzten, nach verschiedenen Seiten in sichere Freistätten. Die Verfolgung seiner Heerde wurde vom Herrn mit einem abscheulichen Aussatze bestraft, der den ganzen Körper des Augustus verwüstete. So eben im Begriffe, durch ein äußerst tyrannisches und blutiges Mittel, das der Götzenpriester Fanatismus ihm eingab, seine Heilung zu versuchen, wurde er durch eine Erscheinung der beiden Apostelfürsten mit einem Mal in seiner Seele erleuchtet, und durch die gleich darauf genommene Taufe gänzlich geheilt. Zur Dankbarkeit für diese hohe Gnade erklärte der Kaiser den christlichen Glauben von nun an als die Staatsreligion, beschenkte den Pabst, der aus seiner verborgenen Zuflucht zum Werk der Taufe herbeigeholt war, im Namen seines Gottes, der das Wunderbare an ihm vollbracht hatte, mit nicht minderm als der Hälfte seines Reiches, nämlich der Hauptstadt Rom selbst und der Herrschaft über das ganze Abendland; darauf zog er sich nach Byzanz zurück, aus dessen Mauern, mit Roms Größe und Glorie fortan siegreich wetteifernd, die wunderherrliche Constantinopolis sich erhob, und von da aus herrschte der Augustus über die andere Hälfte des Weltreichs, das Morgenland, während der Occident dem priesterlichen Monarchen gehorchen sollte. Diese Erzählung, welche tausendfach und auf jede Art verbreitet, die öffentliche Meinung im größten Theil der damals bekannten Welt, und selbst in Griechenland, irre führte, hatte eine im V. und VI. Jahrhundert verbreitete Erzählung ähnlicher Art, von Constantins Aussatz, Taufe und Heilung, zur Unterlage, über die lange Zeit der Fleiß der Kritiker und die Wuth der religiösen Polemiker nicht minder, als über die

Schenkung selbst, sich hergemacht und in den ausführlichsten Abhandlungen sich ausgebreitet hat [5]). Gregor von Tours hatte zuerst diese Sage aufgezeichnet; nach einigen hundert Jahren mehr als ein griechischer Geschichtschreiber ebenfalls sie aufgenommen. Mit gleicher Leichtigkeit nahm man, wie bereits angedeutet wurde, auch die andere Sage nun auf, aber die Schreibart der Abfassung des darauf sich beziehenden Aktenstücks, die stets in veränderter Sprache und Gestalt erschien, zeugt gerade dafür, daß im Verlaufe der Zeit und je nach Erforderniß der Umstände immer neue Artikel bald weggelassen, bald hineingeschoben wurden, und ihr vollständiger Inhalt erst zu Ende des VIII. Jahrhunderts so gelautet hat, wie wir ihn nachstehend lesen. Die Urkunde ward, nachdem man sich gewöhnt, an ihrer Aechtheit nicht mehr zu zweifeln, in das päbstliche Gesetzbuch, die Dekretalien P. J. Dist. 96. c. 14, und zwar selbst da mit einigen Abkürzungen, nach der Meinung mehrerer competenten Kirchenhistoriker [6]) aber, nicht von Gratian

---

[5]) Caes. Baron. Annal. Eccles. ad ann. 323 — 324. Schelstraten, Antiquit. Eccles. illustr. P. II. Diss. 3. c. 6. Math. Fuhrmann, Hist. sacra de baptismo Constantini M. Romae et Vindob. 1742—46. Vol. II. 4. sind die vorzüglichsten für, — dagegen Papesbroche, Acta Sanctor. Maji, (T. V. p. 14.) Pagi Critica in Annal. Baron. ad a. 323—324. Tenzel, Examen Fabulae Romana de duplo Baptismo Constant. M. in Exercit. select. P. I. Die Centur. Magdeburg. T. II. und Frick, de fide Constant. M. Dissertatio, Ulmae etc. gegen diese Fabel.

[6]) Fabricii bibl. graeca T. VI. Rubrik: de Const. Magno L. V. c. 3.

selbst, im XII., — sondern erst nach ihm, im XIII. Jahrhundert, aufgenommen. Die kritische Uebersicht ihrer Ausgaben nach den verschiedenen Metamorphosen in denselben aber ist folgende [7]):

Die wahrscheinlich älteste ist, in lateinischer Sprache, in den Actis spuriis Sylvestri enthalten, und von Anselm von Lukka seiner Sammlung von Kanons, (L. IV. cap. 32. Deusdedit lib. IV. cap. 2.) beigefügt worden; als eine andere Ausgabe, ebenfalls in lateinischer Sprache, kann der Abdruck in des Ivo von Chartres Pars V. Decreti, cap. 49. und, angeblich, in Gratianus P. J. Decreti, Dist. 96. cap. 14. gelten, wiewohl der Erzbischof Antonin von Florenz beharrlich leugnet, daß sie in den ältern Handschriften Gratians getroffen worden [8]). Dagegen weist Theodorus Balsamon in seinen Scholien zu Photius Nomokamon ein Exemplar in griechischer Sprache auf. Diese Uebersetzung Balsamons nebst einer andern des Mathäus Blastar wurde im Jahr 1610 von dem in mehr als einer Hinsicht um geschichtliche Quellenliteratur hochverdienten Marquard Freher mit kritischen Anmerkungen, in 4. herausgegeben. Weitläuftiger und vollständiger, weil den Archiven und dem Cabinete des Hofes am nächsten, aus welchem das ursprüngliche Concept und die Verbesserungen des Aktenstücks gekommen, gab Bartholomäo Pincerno [9]) das fragliche Edict in lateinischer Sprache, und zwar in einem Styl, vor dem den Leser und den Uebersetzer schauert, heraus. Er

---

[7]) Schröckh, Kirchengeschichte. V. Band.

[8]) Pars I. Hist. Tit. VIII. cap. 2.

[9]) Auch unter dem Zunamen de Monte arduo bekannt.

hatte es, seinem Vorgeben nach, und vielleicht auch wirklich, aus einer für Original geltenden, griechischen Version in's Lateinische übertragen, und Pabst Julius II. zugeeignet. Constantins vorerwähnte Beichte geht der Schenkung hier voran. Nach der Cölner Edition vom Jahre 1515 erlebte sie auch in den Magdeburgischen Centurien (T. IV.) und in einer zu Helmstädt erschienenen Dissertation eines gewissen Dr. Joachim Hildebrand über diese Materie (1661 und 1703) so wie in einer Diatribe Balthasar Svalters über Constantins Taufe, Schenkung und Gesandtschaft zur Kirchenversammlung von Nicäa, (Jena 1608), einen neuen Abdruck. Ueber den Umstand selbst, in welcher Sprache die Urkunde ursprünglich abgefaßt worden, herrschte unter den Litterarhistorikern großer und heftiger Streit. Wir glauben die verschiedenen Ansichten rücksichtlich dieses Punktes aus dem Grunde übergehen zu dürfen, weil, falls die Sache im Ganzen als Machwerk späterer Jahrhunderte und der verschmitzten, wenn auch in Sprache und Manier höchst plumpen Feder eines päbstlichen Schreibers sich dargethan hat, der Zweifel über die ursprüngliche Sprache nicht lange mehr währen kann. Ein ganz eigenes und verschiedenes Exemplar, das Julius Cäsar Bulenger aus einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris griechisch und lateinisch gegeben, können wir jedoch nicht übergehen, und werden diesen Variant zu Ende des nach Pimerno's Edition gegebenen Abdruckes der Schenk-Urkunde mittheilen, welch letztere hier in getreuer Uebersetzung folgt, so gut man solchen Wust teutsch zu geben im Stande war.

II.

Die Urkunde, auf welche die Schenkung sich gründet.

Edict des Herrn und Kaisers Constantin.

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, nämlich des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes: Flavius Constantinus, Imperator, Cäsar, in Christo Jesu, unserm alleinigen Erlöser, Herrn und Gott aus derselben heiligen Dreieinigkeit; getreu, gütig, wohlwollend, der Alemannen, Gothen, Sarmaten, Germanen, Britannen, Hunnen Ueberwinder, fromm, glücklich, Sieger, Triumphator, immer Mehrer des Reichs dem allerheiligsten und seligsten Vater der Väter, Sylvester, Bischof und Pabst der großen Stadt Rom und allen übrigen Päbsten und Nachfolgern desselben, die auf dem Stuhle des heiligen Petrus bis zum Ende der Welt sitzen: eben so allen hochwürdigsten und ächtkatholischen Bischöfen, welche dieser geweihten und heiligen römischen Kirche durch diese unsere kaiserliche Constitution unterworfen sind — Gnade, Friede, Liebe, Freude, Großmuth, Barmherzigkeit vom allmächtigen Gott dem Vater und Jesus Christus seinem Sohne, und dem heiligen Geist, Allen zugleich mit uns! — Was von unserm Erlöser und Heiland, dem Herrn Jesus Christus, der der Sohn des allerhöchsten Vaters ist, durch seine heiligen Apostel, Petrus und Paulus, durch Vermittlung unsers Vaters Sylvester, des obersten Priesters und Pabstes der allgemeinen Kirche [10]) wunderbarliche Weise, ver-

[10]) Catholico Papa. Die Centurien haben: Summo Pontifice et Catholico, Papa.

möge seiner Erbarmungen an uns gethan worden, haben wir uns durch eine offene Erzählung, mittelst dieses unsers kaiserlichen Sendschreibens, jedermann mitzutheilen bestrebt, damit alle Völker, die den Erdkreis erfüllen, davon zur Kenntniß gelangen: denn auf das Mildfreundlichste und aus Herzensgrund soll hier das Bekenntniß unserer Erleuchtung von Jenen folgen.

Und zwar stellt es unsern Glauben selbst voran, in welchem wir von vorbesagtem, unserm allerseligsten Vater und Vermittler Sylvester, dem Oberhaupt der allgemeinen Kirche, Unterweisung empfiengen, als Document für die Verständniß aller unserer Unterthanen darauf verkündigt es allen die über uns ausgegossene Barmherzigkeit Gottes. Denn wir wollen, daß ihr sämmtlich wißt, wie wir durch vorgemeldete, unsere pragmatische Constitution euch schon erklärt haben, daß wir von der Verehrung der Götzen, die stumm und von Menschenhänden gemacht sind, und von all den teuflischen Erdichtungen und allen Pomp des Satans uns losgerissen haben, und zum vollen und ungetheilten Glauben der Christen, der das wahre Licht und das ewige Leben ist, uns gewendet haben, und zwar so, wie jener, unser erhabener und höchster Vater und Meister Sylvester vermahnt hat, indem er uns befahl, an Gott den Vater allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erde, alles Unsichtbaren und Sichtbaren; und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, durch den Alles geschaffen worden; und an den heiligen Geist, unsern Herrn und Beleber aller Creaturen, zu glauben. Wir bekennen also den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, als in vollkommener Dreieinigkeit; wir bekennen, daß eine Vollkommenheit in der

Gottheit und Einheit in der Macht sey: Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist, und diese drei sind eins, mithin drei Gestalten, aber nur eine Macht. Mit seinen vollkommenen himmlischen Tugenden und allen irdischen Stoffen bildete er, auf einen einzigen Wink seiner Barmherzigkeit und Weisheit, den Menschen zuerst aus Lehm, nach seinem eigenen Ebenbild und ihm selbst gleich, und setzte ihn in ein Paradies von lauter Freuden; aber die Schlange, sein alter Feind und der Teufel, neidisch darüber, machte, daß jener, den er durch den allerbittersten Genuß eines zuvor nie versuchten Baumes verführte, daraus wieder vertrieben wurde. Allein, nachdem er denselben vertrieben hatte, hörte er gleichwohl nicht auf, mit seinen todtbringenden Pfeilen auch seine Nachkommen zu verwunden, und suchte, indem er das Menschengeschlecht vom Weg der Wahrheit abführte, alle zur Verehrung und zum Dienst Götzen, d. h. der Creatur und nicht des Schöpfers, zu bereden, und, so viel ihm möglich war, in seinen Fallstricken zu fangen, um sie zur Strafe einer ewigen Verdammniß zu überantworten. Doch Gott, Erbarmen fühlend gegen das Werk seiner Hände, sandte seine heiligen Propheten aus, und verkündigte durch diese das Licht des Lebens, nämlich die Ankunft seines Sohnes, unsers Herrn und Erlösers, des Gottes Jesu Christi; vor noch nicht Langem aber sandte er diesen seinen eingebornen Sohn und das Wort der Weisheit wirklich selbst, und es stieg dieser von dem Himmel herab, unsers Heiles willen, und wurde gezeuget von dem heiligen Geist und von Maria der Jungfrau, das Wort ist Fleisch geworden und wohnte unter uns, und er legte das nicht ab, was er früher war, sondern

begann zu seyn, was er früher nicht war: ein vollkommener Gott und vollkommener Mensch; als Gott Wunder verrichtend und als Mensch Leiden ertragend. So verstehen wir also unter dem Wort einen Menschen, und unter Gott das Wort. Und nach den Lehren unsers Vaters, des obersten Priesters Sylvester, hat durchaus kein Zweifel mehr statt, daß jener nicht zugleich ein wahrer Gott und ein wahrer Mensch sey. Es wählte dieser nun zwölf Apostel aus, und erleuchtete vorerst diese und dann unzählige Völker durch übernatürliche Wunderwerke. Wir bekennen, daß dieser, unser Herr Jesus Christus, das Gesetz und die Propheten erfüllt, daß er gelitten habe und nach der Schrift gekreuzigt worden; daß er am dritten Tag von den Todten auferstanden, und in den Himmel aufgenommen worden sey; daß er nun sitze zur Rechten des Vaters, von dannen er wieder kommen werde, um zu richten die Lebendigen und die Todten, und daß seines Reiches kein Ende seyn wird.

Dies ist unser orthodoxe Glaube, den uns schon früher unser allerseligste Vater Sylvester eingeprägt hat. Wir ermahnen daher alles Volk, und all die verschiedenen Stämme von Nationen, an diesem Glauben zu halten, ihn zu pflegen und andern zu predigen; im Namen der heiligen Dreieinigkeit die Gnade der Taufe zu empfangen, und mit Ehrfurcht im Herzen, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, der mit dem Vater und dem Sohne in ewige Zeiten regiert, und den unser allerseligste Vater, Sylvester, das Oberhaupt der allgemeinen Kirche, uns verkündiget, anzubeten. Denn er, unser Herr, erbarmte sich über mich Sünder, und schickte seine heiligen Apostel, um uns heimzusuchen und erleuchtete uns mit dem Licht seines

Glanzes. Ein schandlicher Aussatz haftete schwer auf meinem ganzen Körper; viele Aerzte kamen zusammen und wandten all ihre Sorge zu meiner Heilung an: doch vermochte keines Einzigen Bemühung mir Genesung wieder zu verschaffen. Darauf traten auch die Priester des Capitoliums zu mir, und behaupteten: eine Cisterne müsse im Capitolium gemacht und mit warmem Blute von unschuldigen Kindern gefüllt werden, ich sodann darin mit baden: nur so würde ich zur Reinigung gelangen können. Als nunmehr auf derselbe solche Rathschläge hier viele unschuldige Kinder versammelt worden, und jene ruchlosen und Gottverworfenen Priester sie zu würgen und die Cisterne mit ihrem Blute zu füllen sich anschickten, neigte unsere Durchlauchtigkeit ihr Ohr auf die Thränen der Mütter jener Unglücklichen, und erklärte alsbald ihre Abscheu vor dieser Frevelthat. Ich erbarmte mich ihrer; befahl, die Knaben ihren Müttern zurückzugeben, reichte Diesen Wagen dar, übermachte ihnen Geschenke und sandte sie somit freuderfüllt zu den Ihren heim. Als dieser Tag aber vorübergegangen, und die Ruhe der Nacht darauf gefolgt war, und im süßen Schlummer mich eingewiegt hatte, erschienen plötzlich die heiligen Apostel Petrus und Paulus, und sprachen zu mir: „sintemal du nicht gestattet hast, daß zu Sünden geschritten worden, du und die Vergießung unschuldigen Blutes verabscheutest, so sind wir beide von Christus, unserm Herrn und Gott, zu dir gesendet, und geben dir denjenigen Rathschlag, durch welchen du deine Genesung sicher erlangen wirst. Vernimm darum unser Gebot, und befolge unsere Vermahnung! Sylvester, der Bischof dieser Stadt, hält, vor deinen Verfolgungen flüchtig, mit seinen Clerikern in den

Schluchten von Soracte sich verborgen. Berufe diesen zu dir, und unter Leitung seiner Lehre wirst du die ächte Cisterne der Religion kennen lernen, durch welche du, wenn du blos drei Tage lang in dieselbe dich getaucht, die ganze Gewalt des Aussatzes verlieren wirst. Wenn dies aber geschehen, dann sollst du von deiner Seite deinem Erlöser Wiedervergeltung dadurch zollen, daß du, mittelst durch die hiezu erlassenen Befehle, alle Kirchen auf dem Erdkreis wieder herstellest; und du selbst reinige dich dann, was deine Person betrifft, dadurch, daß du den ganzen unseligen Dienst der Götzen verläßt, und nur den lebendigen Gott, der allein der wahre Gott ist, verehrest und anbetest, und in allem seinen Willen erfüllest!" Bei meinem Erwachen setzte ich, was von den Aposteln mir verordnet worden, ins Werk; ich berief daher den vortrefflichen und hochberühmten Vater, Sylvester, den Pabst der allgemeinen Kirche, und er erleuchtete uns. Ich theilte ihm all das, was die heiligen Apostel mir geboten, wörtlich mit, und suchte von ihm zu erkunden, was das für Götter wären, die Petrus und Paulus genennt würden. Jener aber bedeutete mir, daß diese mit Unrecht Götter genannt würden, und erklärte, daß sie blos Apostel unsers Erlösers und Herrn Jesu Christi seyen. Hierauf hub ich wiederum an, den allerheiligsten Pabst zu befragen, ob wohl unter dem Volke Bildnisse von diesen Aposteln vorhanden wären, so daß man aus dem Gemälde, wo möglich, erkennen könnte, ob es dieselben seyen, die wir in jener Erscheinung kennen gelernt. Auf dieses ließ der würdige Vater mit aller Ehrfurcht die Bildnisse der beiden Apostel durch einen seiner Diacone herbeibringen; ich sah sie an, und indem ich die Angesichter derjeni-

gen, so ich im Traum erblickt, gleich erkannt hatte, bekannte ich mit lauter Stimme in Gegenwart meiner Satrapen, daß es wirklich dieselben seyen, so mir im Schlafe erschienen waren. Auf dies setzte mir unser allerseligste Vater Sylvester, Bischof der Stadt Rom, eine Zeit der Buße fest, die ich in einem Cilicium, innerhalb unsers Palastes vom Lateran zu verrichten hätte, damit wir alles, was von uns Gottloses gethan und Ungerechtes vollbracht worden, durch Fasten, Wachen, Thränen und Gebete bei dem Herrn, unserm Gott und Erlöser versühnen möchten. Hernach, während die Cleriker mir die Hände auflegten, kam ich zum Pabste selbst. Ich entsagte vor ihm dem Satan, und seiner Pracht und seinen Werken und allen Götzen von Menschenhand gemacht, und bekannte vor allem Volk und mit freiem Willen, daß ich an einen Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, und an einen Gott Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes, unsern Herrn glaube, der gezeugt worden aus dem heiligen Geist und aus Maria der Jungfrau. Darauf tauchte er mich in das geweihte Taufbecken von mäßiger Vertiefung, und reinigte mich mit dem Wasser des Heils; und als ich so auf dem Boden des Taufbeckens stand, erblickte ich mit eigenen Augen eine Hand, die vom Himmel herab mich berührte. Unter dieser stund ich rein von aller Schändlichkeit des Aussatzes auf, und erkannte, daß ich völlig gereinigt worden. Nun nahmen sie mich heraus aus dem verehrungswürdigen Taufstein und zogen mir weiße Gewänder an; und jener drückte mir durch die Salbung mit dem heiligen Chrisma das siebenfache Siegel des heiligen Geistes auf, und be-

zeichnete mir die Stirne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sprechend: Es versiegle dich Gott mit dem Siegel seines Glaubens, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Und die ganze Klerisei rief: Amen!

Gleich den ersten Tag nun, nachdem ich die heilige Taufverrichtung vollzogen und mein Leib von dem Aussatz vollends genesen war, erkannte ich, daß kein anderer Gott sey, denn der Vater, der Sohn und der heilige Geist, welchen der allerseligste Vater Sylvester predigt; und zwar die Dreiheit in der Einheit und die Einheit in der Dreiheit; denn alle Götter der Heiden, die ich in früherer Zeit anbetete, zeigten sich mir offenbar als Werke von Menschenhänden, durch Zuthun des Teufels gemacht. Ueberdies setzte mir nun jener ehrwürdige Vater aus einander, welche Gewalt unser Erlöser selbst seinen Apostel, dem heiligen Petrus im Himmel und auf Erde verliehen, indem er, als er ihn auf alle seine Fragen gläubig erfunden, also zu ihm sprach: „du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Erwägt nun ihr Mächtigen und hört mit den Ohren des Herzens an, was der gute Herr und Meister jenem Spruche zu seinem Jünger beigefügt hat: „Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben, und was du binden wirst auf Erde, das soll auch im Himmel gebunden seyn. Welch' bewunderungswürdiges und glorreiches Wort: was immer auf Erde gebunden oder gelöst wird, das soll auch im Himmel gebunden und gelöst seyn [11].

[11]) Die M. Centurien geben bis hieher den Abdruck ganz nach dem von Pincerno dem Pabste Julius II. zu-

Als ich dies alles nun durch die Belehrung des seligen Sylvester erfahren, und durch die Wohlthaten des heiligen Petrus meine Gesundheit im vollsten Sinne in den Körper zurückkehren fühlte, so erkannten wir mit allen unsern Satrapen, dem gesammten Senat, den Edlen, und dem ganzen, unserm römischen Reich unterworfenen Volke, für würdig und angemessen, daß, so wie der heilige Petrus als vom Sohne Gottes selbst auf Erden bestellter Statthalter sich darstellte, also auch die Stellvertreter des heiligen Petrus von uns und unserm Reiche einen größern Rang an Macht empfangen sollten, als unsere Durchlauchtigkeit und unsere Herrschaft auf Erden bisher nach der gemeinen Ansicht Aller besessen hat. Denn wir wählen den Fürsten der Apostel selbst und seine Nachfolger aus, daß sie unsere Schützer bei Gott seyn möchten, und wir beschloßen, daß, gleichwie unsere kaiserliche Gewalt auf Erden, also auch seine geweihte und heilige römische Kirche mit all der gebührenden Ehrfurcht verehrt, und daß der Stuhl des heiligen Petrus mehr erhöht werde als unser Reich und irdischer Sitz, dadurch, daß wir ihm kaiserliche Macht, und eine seiner Glorie entsprechende kaiserliche Würde, Kraft, Wirksamkeit und Ehrenbezeugung übergeben. Wir beschließen daher und verordnen, daß er die Obergewalt über

---

geeigneten Exemplar; der folgende Abschnitt aber, welcher die zweite Abtheilung der Urkunde bildet, und die Schenkung selbst enthält, ist genau nach der Distinctio 96. aus dem Corp. Jur. Canonici gegeben. Diese hat hie und da kleine Veränderungen, im Laufe des Textes, wie zu Ende, und bei diesem namentlich. Mehrere Sätze nämlich sind theils mehr zusammengezogen, theils deutlicher gestellt.

die vier vorzüglichsten Stühle von Antiochien, Alexandrien, Constantinopel und Jerusalem haben soll; ebenso über alle auf dem gesammten Erdkreis vorhandenen Kirchen Gottes; ferner, daß der jeweilige, über die geweihte und heilige römische Kirche gesetzte Priester erhabener und ein Fürst über alle Priester sey, die auf dem Erdball wohnen. Und alles, was rücksichtlich der Gottesverehrung oder der Befestigung des Christenglaubens vorzügliche Sorgfalt anspricht, soll nach ihrem Urtheil geschlichtet werden: denn es ist billig und gerecht, daß das heilige Gesetz da sein Oberhaupt habe, wo der Stifter der heiligen Gesetze, unser Erlöser selbst gebot, daß der heilige Petrus seinen Apostelstuhl aufrichte; wo dieser letztere selbst, am Kreuzesholze ebenfalls leidend, das Versöhnungsopfer eines seligen Todes trank; daß unaufhörlich, bis zum Ende der Welt alle da den Meister suchen, wo der heilige Körper des Meisters ruht; daß die Heiden zur Bekennung des Namens Christi da ihre Häupter beugen, wo ihr Lehrer, der heilige Apostel Paulus, für Christus das Haupt hinstreckte, und mit der Märtyrkrone gekrönt wurde; daß endlich sie auf den Knieen und gedemüthigt in dem Dienste des Königs der Himmel, unsers Gottes und Erlösers Jesu Christi dienen, wo sie einst stolze Diener der Macht eines irdischen Königs waren. Deswegen sollen alle Völker der Heiden auf dem ganzen Erdkreis wissen, daß wir innerhalb unsers Pallastes zum Lateran unserm Erlöser und Gotte Jesus Christus von Grund aus einen Tempel und einen Taufstein aufgerichtet. Auch sollt ihr wissen, daß wir selbst mit unsern eigenen Schultern 12 Körbe mit Erde dorthin getragen, als der Zahl der 12 Apostel gleichkommend. Wir haben ferner den

heiligen Petrus und Paulus, als den ersten Aposteln, Kirchen gebaut, und dieselben mit Silber und Gold zu zieren und auszuschmücken Sorge getragen: wir haben daselbst ihre hochgeweihten Leiber mit großer Ehrfurcht begraben und in Särge von Bernstein (Agat) sie verschließen lassen, der an Stärke alle übrigen Elemente übertrifft: über die beiden Särge aber ließen wir ein Kreuz vom reinsten Golde, und aus kostbaren Perlen gemacht, hinsetzen, mit goldenen Nägeln dasselbe befestigen. Denselben Kirchen verliehen wir darauf, zu fortwährender Bestreitung der Beleuchtungskosten, Besitzthümer und Güter im Morgen- und Abendland, im Norden wie im Süden, vermöge eines eigenen kaiserlichen und göttlichen Mandates; in Judäa, Asien, Thracien, Griechenland, Afrika, Italien und auf verschiedenen Inseln nemlich gestatteten wir ihnen volle Freiheit, daß durch die Hände unsers allerheiligsten Vaters Sylvester und seine Nachkommen über alles nach Gutbefinden verfügt würde.

Es freue sich also mit uns das Volk! und wir vermahnen alle Stämme von Völkern auf dem Erdboden, mit uns zugleich unserm Erlöser Jesu Christo unendlichen Dank zu spenden, von darum, daß er, der Gott eben so sehr in den Höhen des Himmels, als hiernieden in der Tiefe der Erde ist, als er durch seine heiligen Apostel uns besuchte, das Geheimniß der Taufe und den Genuß des Leibes zu empfangen, uns gewürdigt hat. Für dies alles reichen wir auch jenen heiligen Aposteln und meinen allerglückseligsten Gebietern, Petrus und Paulus, und durch diese unserm heiligen Vater Sylvester, dem obersten Priester und katholischen Pabste der Stadt Rom, so wie allen übrigen Päbsten seinen Nachfolgern, die von jetzt an bis

zum Ende der Welt auf St. Petri Stuhle sitzen, reichen ihm dar, und übergeben ihm gegenwärtig unsern Reichspallast zum Lateran, der alle übrigen Palläste auf der Welt an Herrlichkeit überstrahlet; sodann das Diadem, d. h. die Krone von unserm eigenen Haupte; auf gleiche Weise auch die Mitra, und das super humerale, nämlich das Band, das sonst unsern kaiserlichen Hals zu umgeben pflegte; ferners das purpurne Obergewand und die Tunika aus Scharlach, nebst allem andern, was zum kaiserlichen Anzug und auch was zur Würde der kaiserlichen Befehlshaber über die Ritter — gehört, indem wir ihm die kaiserlichen Scepter und sämmtliche Fahnen und Standarten und all die verschiedenen kaiserlichen Ornamente und die ganze Glorie und Gewalt, die bei feierlichen Aufzügen die Herrlichkeit der Kaiserwürde ausdrücken, zugleich überantworten. In Betreff der allerhochwürdigsten Cleriker aber, die nach verschiedenen Rangordnungen dieser hohen geweihten und heiligen römischen Kirche dienen, verordnen wir, daß sie dieselbe Berücksichtigung und denselben Genuß an Macht und Vorzügen erhalten sollen, mit denen unser erhabenste Senat gezieret scheint, d. h. daß sie Patriciern und Consuln gleichkommen; wir promulgiren, daß sie auch mit allen übrigen kaiserlichen Würden geziert und der Clerus der römischen Kirche gleich dem kaiserlichen Kriegheere mit allem Nöthigen ausgerüstet werde. Und gleich wie die kaiserliche Macht durch verschiedene Hofstellen von Kämmerlingen, Thürhütern und Wachen hervorgehoben wird, so wollen wir, daß auch die heilige römische Kirche hervorgehoben werde, und der Glanz der Oberpriesterwürde so herrlich als möglich strahle; daß die Cleriker derselben heiligen römischen

Kirche auf Pferden, behangen mit Decken und Sätteln von der weißesten Farbe, reiten, und dabei gleich unserm Senate, welcher Schuhe von Filz trägt, ebenfalls durch solche Schuhe vom weißesten Filze ausgezeichnet werden, und somit auf solche Weise das Himmlische nicht mindern Prunkes als das Weltliche, zu Gottes Lobe sich erfreue. Vor allem aber geben wir jenen, unserm allerheiligsten Sylvester, dem Bischof der Stadt Rom und Pabste, und aller in dieser hohen Gewalt über die katholische Kirche durch alle künftige Zeiten noch nachfolgenden allerheiligsten Päbsten, zur Ehre und zum Ruhm unsers Herrn Jesu Christi die Erlaubniß, daß, wenn es ihnen gefallen sollte, einige aus der Mitte unsers weisen Senates unter die Zahl der Cleriker aufzunehmen, keiner der Berufenen alsdann aus Hochmuth diesen Orden auszuschlagen berechtigt seyn soll. Wir verordnen ferner auch dies, daß der aller Verehrung würdige Vater und oberste Priester Sylvester und alle Nachfolger desselben das Diadem, nämlich jene Krone, welche wir von unserm eigenen Haupte ihm darreichen, und welche aus dem pursten Golde und kostbaren Gesteinen und Perlen verfertigt ist, gebrauchen, und auf dem Haupte zur Ehre Gottes tragen sollen, und zwar dies aus Ehrfurcht für den heiligen Petrus. Weil aber jener allerheiligste Vater über der priesterlichen Krone der Tonsur auf dem Haupte, die er der Ehrfurcht für den heiligen Petrus gemäß hat, eine Krone von Gold zu tragen, Bedenken äußerte, so haben wir deßhalb eine dreifache Krone, von der allerglänzendsten Farbe, um die glanzvolle Auferstehung des Herrn damit anzudeuten, mit unsern eigenen Händen seinem hochgeweihten Haupte aufgesetzt, und ebenfalls aus Ehrfurcht für

den heiligen Petrus, dadurch, daß wir die Zügel seines Pferdes hielten, das Amt eines Stallmeisters bei ihm verrichtet, auch zugleich beschlossen, daß alle seine Nachfolger besonders bei Prozessionen diese dreifache Krone gebrauchen sollen zur Nachahmung unsers eigenen Herrscherglanzes. Und damit ferner die Herrlichkeit des Priesterthums (Pabstthums) nie sie verringere, sondern mehr noch als unser irdisches Reich durch Ruhm und Macht ausgezeichnet werde, so haben wir, indem wir unsern Pallast (wie bereits oben gesagt worden) und die Stadt Rom, so wie die Provinzen, Gebiete und Städte von ganz Italien und dem gesammten Abendland unserm schon oft genannten allerheiligsten Vater Sylvester, dem katholischen Pabste, übergeben, und seiner und der auf ihn künftig noch folgenden Päbste Gewalt und Gerichtsbarkeit zur Verfügung überlassen, vermöge vorstehenden, göttlich pragmatischen Edictes verordnet und beschlossen, daß alles Obige für ewige Zeiten der heiligen römischen Kirche eigen verbleiben soll. Wir haben daher auch für angemessen befunden, unser Reich und seine Glorie nach den morgenländischen Gegenden zu verlegen, und indem wir an dem Orte Byzanz als dem bestgelegensten Orte eine Stadt nach unserm Namen erbauen, daselbst unsere Herrschaft aufzurichten, indem wir es nicht für gebührlich hielten, daß da, wo der Principat über die Priester und das Oberhaupt der christlichen Religion vom himmlischen Könige selbst eingesetzt worden, ein König der Erde Macht ausüben soll. Wir haben beschlossen, daß alle diese, mittelst unserer vorstehenden, heiligen Urkunde und andrer göttlicher Decrete getroffenen und bekräftigten Verfügungen von

jetzt an bis zu Ende der Welt unverletzlich, und unerschütterlich in Kraft verbleiben sollen. Daher beschwören wir bei dem lebendigen Gott, der uns zur Herrschaft gerufen hat, und vor seinem furchtbaren Gerichte alle die uns nachfolgenden Kaiser, und ihre sämmtlichen Statthalter, eben so den erhabensten Senat und all unser Volk auf dem gesammten Erdkreis, daß für jetzt und immer niemand von ihnen allen es wagen soll, auf irgend eine Weise etwas an diesen Verfügungen zu vernichten oder zu verstümmeln. Wenn aber jemand, (was wir nicht glauben) dennoch daran zum Frevler und Verächter werden sollte, so soll er in ewige Verdammniß verstrickt werden und er es fühlen, daß die Heiligen Gottes selbst und die Fürsten der Apostel, Petrus und Paulus seine Feinde geworden; er soll gemartert werden in der untersten Hölle und mit dem Teufel und allen Gottlosen verzweifeln. Diese Urkunde aber unsers kaiserlichen Decretes haben wir, bekräftiget mit eigenen Händen, auf den verehrungswürdigen Leib des Fürsten des Apostel St. Petrus mit höchsteigenen Händen niedergelegt. Indem wir daselbst also dem Apostel Gottes dies alles überlassen, wollen wir, daß es unverletzt ihm erhalten werde, und tragen durch unsere Mandate auch allen Kaisern, unsern Nachfolgern hiemit auf, unverletzt es zu erhalten, und wollen vermöge unserm kaiserlichen Unterschrift, daß es unserm seligen Vater und Pabste der allgemeinen Kirche Sylvester, und durch ihn allen übrigen Päbsten seinen Nachfolgern, mit huldvoller Gutheißung unsers Herrn, Gottes und Erlösers Jesu Christi als ewiges und glückliches Besitzthum zu Theil werde. Die Gottheit erhalte uns noch viele Jahre hindurch, allerheiligste und seligste

Väter! Gegeben zu Rom den 30. März. Unter dem Consulate der hochberühmten Männer unsers Herrn Flavius Constantinus Augustus und des Gallicanus [12].

III.

Muthmaßungen über den Verfasser der Schenk-Urkunde.

Bereits ist unter Nr. I. bemerkt worden, daß vor dem VIII. Jahrhundert über eine Schenkung Con-

[12]) Das abgekürzte Pariser-Exemplar mit etwas menschlicherer Construction und minder verworrenen Sprache, lautet im Urtext folgendermaßen:

Edictum ac effatum divinum magni Constantini de Pontifice Romano, omnibus Provinciarum Rectoribus et Senatui R. Imperii, Romanum Pontificem, Successorem Sanctorum Apostolorum et Domini mei Petri, majorem quam Imperator habere potestatem per universum orbem adversus omnes (deest $\varkappa\alpha\iota$) et plusquam Imperatorem coli et honorari, caputque esse quatuor antiquarum aedium, et ab eo judicari et decerni, quae orthodoxae fidei conveniunt, Edicimus; Donamus enim Patri meo Beato Sylvestro et successoribus ejus nostrum Palatium, diadema capitis lapillis pretiosis et gemmis intextum, epomidem, quae collum cingat, chlamydem purpuream, coccineam tunicam, et omnia regia vestimenta, ephippia quibus equi regii insternuntur, sceptra et reliqua imperii ornamenta, et gloriam omnem meae potestatis. Eos autem, qui in clerum Romanum allecti sunt, ornari jubemus iisdem, quibus Senatus noster, vestimento, equo vehi, albis, et eum, qui lectus sit clericus, a nemine impediri posse, quominus sit Senator. Quando vero coronam auream pater meus S. Sylvester, qua est, hu-

stantins nichts verlautet habe. Die ersten Schriftsteller, welche ihrer erwähnten, waren: Hinkmar, Erzbischof zu Rheims, der ungefähr gegen das Jahr 805 unter den damaligen Gelehrten sich ausgezeichnet [13]), sodann einige Jahre später (867) Aeneas von Paris [14]), welchen Fabricius mit Unrecht für den allerersten Berichterstatter angiebt [15]). Luitrand, in seiner Anrede an Nicephorus Phokas re-

---

militate et moderatione, respuit, haec ornamenta quae sanctam resurrectionem et superillustrem locum significant, sancto ejus capiti imposuimus. Nos stratoris officium obeuntes, et frena ejus equi tenentes, ex aula palatii exivimus, reverentia et metu Domini mei St. Petri. Maxime autem utile et amicum Deo esse duximus, cedere urbe Roma, et omnibus occidentis locis ac urbibus sanctissimo Papa, et robur imperii transferre ad ortum, et capere Byzantinam urbem optimo sub sole situ, et eo sedem imperii ponere: iniquum existimantes, ut Imperator in eo loco summam potestatem habeat, ubi Christianae fidei coelitus principium nobis fuit. Cum haec manu propria scripserimus, et reliquiis Domini mei Petri imposuerimus, Jusjurandum damus, non modo nos servaturos, quae sanximus, verum et nostros successores, ut sancte ac religiose servent, obstringimus idque jurati patri nostro, Papa et successoribus ejus pollicemur.

[13]) Moreri, grand Dictionnaire historique. Paris. 1760. T. III. p. 585. sq.

[14]) In dem Werke: adversus decem object. graecas Liber. (Spicileg. Dacherian. p. III.)

[15]) Bibl. graeca. T. VI. p. 4. Fabricius hat unrichtig 854. Der Verfasser war ihm daher auch in der ersten Ausgabe dieser Abhandlung gefolgt, was er hiemit berichtigt.

dete von den zahlreichen Geschenken, welche K. Constantin der römischen Kirche nicht nur in Italien, sondern auch in allen occidentalischen und orientalischen Reichen, in Griechenland, Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylonien, Aegypten und Lybien gemacht, was die noch vorhandenen Privilegien bezeugten [16]. Leo IX. darauf sprach in einem an Michael, den Patriarchen von Constantinopel geschriebenen Briefe von einer auf die Schenkung sich beziehenden Urkunde. Der berühmte Petrus Damian citirte sie gleichfalls. Ihr Verfasser war und blieb bis zu gegenwärtiger Stunde unbekannt, obgleich viele Kirchenschriftsteller und Kanonisten alle Mühe anwandten, ihn herauszubringen. Der berühmte Baronius selbst war in seinen Nachforschungen nicht glücklicher, so sehr ihm manche Quellen leichter, als vielen andern, zu Gebote standen. Es glaubt der sehr gelehrte Kardinal, der mit einiger Schaamröthe diesen zarten Punkt zu behandeln scheint, daß die Griechen das Schenkungsedict geschmiedet hätten, um darzuthun, daß die römische Kirche ihren Primat vom Kaiser und nicht von Christus unmittelbar erhalten hätten; allein diese Vermuthung ist aus dem Grunde sehr unwahrscheinlich, weil die Autorität, die jener Primat dem römischen Pabste über die Patriarchen des Orients verleiht, mit vorstehender Meinung sich nicht wohl in Einklang bringen läßt, und man über dies durchaus nicht annehmen kann, daß die Griechen ein Aktenstück unterschoben haben sollten, das mit ihrem geltend ge-

---

[16]) Rer. Ital. T. II. 482. Leipziger Lit. Convers. Blatt, Jahrg. 1826. p. 151, in der krit. Anzeige der 1ten Ausgabe unserer Abhandlung.

machten Recht auf Italien völlig in Widerspruch steht; endlich auch darum, weil die Urkunde der Schenkung wohl zwei Jahrhundert früher schon von lateinischen Schriftstellern angeführt wurde, ehe sie den Griechen bekannt war [17]). Ein anderer Gelehrter, der Pater Morin [18]), meint dagegen, daß sie ein Machwerk Johanns, Diaconus der römischen Kirche sey, der ungefähr um das Jahr 963 lebte; allein auch dies konnte nicht seyn, da sie schon früher von Hinkmar citirt worden. Noch anderer Ansicht ist Petrus de Marka [19]), Erzbischof von Paris; dieser behauptet, daß das angebliche Edict Constantins eine fromme Finte des Pabstes Pauls I. sey, um den Abgesandten des griechischen Kaisers den Mund zu stopfen, die im Jahre 767 alle von Pipin an den römischen Stuhl geschenkten italienische Provinzen zurückforderten. Aber auch gegen diese Ansicht stellt Moreri die richtige Bemerkung auf: es sey schwer zu glauben, daß dieser heilige Pabst sich dieses Kunstgriffes habe bedienen, und König Pipin dazu einwilligen wollen, er, der der wahre und kräftige Wohlthäter der römischen Kirche gewesen sey. Noch andere, die unter diesen, wie wir schon oben gemeldet, auch Gibbon, nehmen endlich den berüchtigten Sammler oder Verfasser der Decretalen, Isidorus Merkator oder Pekkator an, da sowohl von dem erfinderischen Genie dieses für Vermehrung der weltlichen Macht des römischen Stuhls so thätigen Mannes, als von dem mit

---

[17]) Moreri p. 586.

[18]) Ebenders. Delivrance de l'Eglise.

[19]) In dem berühmten Werke: De concordantia Sacerdotii et Imperii, seu de Libertatibus Ecclesiae Gallicanae Libri VIII. Robareti 1772. Fol.

der Sprache in den falschen Decretalien ziemlich glei- chen Style mehr als Wahrscheinlichkeitsgründe für diese Behauptung sich hernehmen ließen, und die bei- den nicht in langem Zwischenraume auf einander folg- ten. Nach dem Jesuiten Antonio Zaccaria [20]) wurde die Donations-Urkunde bei Anlaß der Krönung Carls M. von einem Gallier verfertigt. Doch auch die bei- den letztern Behauptungen sind immer nur Vermu- thungen, so sehr sie unter allen über den fraglichen Umstand aufgestellten Meinungen am meisten das Ge- präge der Glaubwürdigkeit tragen. Der Fabricator doli steht in geheimnißvollem Hintergrund und wird es auch wohl für immer bleiben. Genug der Betrug faßte allmählig in den Jahrbüchern der Geschichte Wurzel, und übte verhängnißvollen Einfluß auf das europäische Staats- und Kirchenrecht im Mittelalter. Zwar der gesunde Menschenverstand, die damalige Po- litik der europäischen Mächte und die häufig getrüb- ten, ja sehr verworrenen Verhältnisse zwischen Kaiser und Päbsten machten dem heiligen Stuhl von Anfang an bis auf neuere Zeiten die Vollziehung dieser Do- nation ganz unmöglich, mit Ausnahme der Stadt Rom und des dazu geschlagenen Gebiets, von welchen der Besitz freilich durchaus nicht in Folge dieses Schenk- edictes, sondern aus andern Gründen, und durch an- dere Wege auf die römischen Päbste gekommen ist. Ein großer Theil Kanonisten und Publicisten des Mit- telalters schien auch nie im Ernste von dem histori- schen Daseyn einer solchen Schenkung sich überzeugt zu haben, noch viel weniger die Fürsten selbst, von

[20]) De rebus ad historiam atque antiquit. Eccles. pertinentibus II. 81. sq. Lit. Conv. Bl. p. 151.

denen so mancher ein großes Stück der von Constantin verschenkten Ländermasse besaß.

IV.

Von den Männern, welche wider und für die Donatio Constantini gestritten haben.

Dessen ungeachtet, und obgleich die wenigsten Gelehrten der christlichen Kirche im Mittelalter an die Wahrheit dieser Schenkung glaubten, und die wenigsten so schaamlos waren, öffentlich ihre Vertheidigung zu übernehmen, so kam doch factisch, im Verlaufe der Jahrhunderte, die Präsumtion von ihrer Aechtheit bei einem großen Theil des verblendeten, vornehmen sowohl als niedern Pöbels auf, und mehr als ein Pabst bediente sich des ungeheuren Betruges, als einer, bei den oftmals wirren Verhältnissen in vielen europäischen Reichen, immerhin sehr gefährlichen Waffe, um ehrgeizige Pläne, für den Besitz weltlicher Macht, unter irgend einem Schein urkundlichen Rechts und historischen Titels, weiter auszuführen. Erst im XV. Jahrhundert, zur Zeit, wo man durch die kühnen Schritte des Conciliums zu Basel [21]) und den

---

[21]) Noch diesem wurde angeblich eine ungedruckte Reformation vorgelegt, darin unter anderm folgende Worte zu lesen sind: „der Hof des Pabstes ward der ersten von dem Kaiser Constantinus und sant Sylvestern geordnet, und ward das Patrimonium sant Peters der heiligen Kirchen wohl aufgezeichnet, daß der Hof und alle Kardinäl ehrlich und wohl bestohn mugent, so der Pabst ein Theil soll haben und die Kardinäl zween Theil." Gregor v. Haimburg behauptete; das Patrimo-

kritischen Forschungsgeist erleuchteter Theologen und Politiker geistliche und irdische Gewalt zu sondern begonnen hatte, und verwegen nach ihren ersten Quellen zurückgegangen war, wagte es ein italienischer Gelehrter selbst, und zwar ein Patricier und Domherr zu Rom, und nachmals Geheimschreiber eines Pabstes, seinen Zeitgenossen die graue Lüge ganz zu entschleyern, und zwar in einer so heftigen Sprache, mit solchem Stachel des Witzes und solch giftiger Satyre, daß kein Unbefangener ferner über die wahre Gestalt der Sache sich täuschen und auch der wildeste Ultramontaner wider ihn, oder vielmehr die alles niederdonnernde Stimme der Wahrheit nicht aufkommen konnte. Dies war der als Philolog und Kritiker um die Wiederherstellung der Wissenschaften in seinem Vaterland so hochverdiente Laurentius Valla. Er verhehlte sich das Gefährliche seines Unternehmens gar nicht: aber der Eifer für Wahrheit und Recht besiegte in seinem ungestümmen Feuergeist alle Rücksichten, die die Politik und seine Lage ihm entgegenhalten konnten. Da die von ihm herausgegebene Declamation beinahe alles enthält, was gegen die Schenkung je nur hervorgebracht werden konnte, und historischer Scharfsinn, politischer Weltverstand und die ganze Zierlichkeit eines durch die Schriften des Alterthums gebildeten Römers mit unerschöpflichem Witz, sarkastischer Laune und republikanischem Hochgefühl in ihr sich vereinen, so werden wir in einem treuen und möglichst vollständigem Auszug die Hauptpunkte

---

nium gehöre für die Armen und die Notarien, die die Thaten der Märtyrer beschreiben. Goldasti Monarchia. Conv. Blatt, a. d. a. S.

der sehr ausführlichen Rede hier geben, und dann noch einige andere gewichtigere Stimmen hinter einander bis auf die neuern Zeiten, über die Donatio Constantini folgen lassen [22]):

„Ich gab — so beginnt Valla seine Schrift — bereits mehr als einmal Bücher, beinahe aus allen

---

[22]) Ueber Laur. Valla vgl. seine Opera Basil. Fol. Bayle, Dict. hist. et critiq. Schröckh. Heeren. Hutteni Opp. ed. Münch, T. III. Einleit. zur Praefat. in Declam. L. V. und im Anhang die biographische Notiz. Im mehrberührten Artikel des Lit. Conv. Blattes verspricht der ungenannte Referent eine ausführliche Lebensbeschreibung des großen Mannes. Mit Recht bemerkt er, daß es gefährlich seyn würde, eine vollständige Uebersetzung der feuerflammenden Schrift in unsern Tagen zu liefern. Aus derselben Ursache hat man auch hier mit Auszügen sich begnügt. Wir leben nicht mehr in den Zeiten Friedrichs des Großen und Kaiser Josephs II. Ueberdies wurde die Abhandlung Valla's von dem Verfasser dieses Aufsatzes in seiner schweizerischen Heimath, im sogenannten Lande der Freiheit, wenige Monate nach der Uebersetzung von Milton's und Buchanan's Schriften de rege et regno, welch letztere dem betreffenden Gelehrten eine Summe von Drangsalen und Verfolgungen herbeigezogen haben, excerpirt. Der Verfasser, welcher die Sünde bekennt, die Correctur sogar besorgt zu haben, wurde dadurch vorsichtig gemacht. Ihm ahnete schon damals, daß binnen wenig Jahren die von Luzern nur 9 Stunden entfernte Stadt, in welcher er lebte, einen gleichen Ostracismus erstehen sehen könnte, indem die durch süße Lieder von Außen und durch das Uebermaas der innern Herzensfreude in ein Mittagsschläfchen gelullte Freiheit gar bald böse Träume erhielt, die gewöhnliche Folge von unverdauter Rathsherren-Weisheit, von Mangel an Beschäftigung und von allzuhäufiger Theilnahme an Portiuncula-Festen.

Zweigen der Wissenschaft heraus, Bücher, die mir schon dadurch, daß ich von einigen, seit langer Zeit für legitim gehaltenen Schriftstellern abzuweichen wagte, den Unwillen vieler Leute, ja sogar die Anklage der Verwegenheit und Gottlosigkeit zugezogen haben. Was muß ich nun erst glauben, daß einige jetzt thun, wie sehr sie jetzt wüthen werden, und mit welcher Begier und Hast sie mich, wenn sie hiezu Gewalt hätten, gleich zum Scheiterhaufen hin zu führen wünschten, da ich nicht nur allein wider die Todten, sondern selbst wider die Lebenden schreibe, und zwar nicht wider den einen und andern blos, sondern wider sehr viele; nicht gegen Privatpersonen allein, sondern auch gegen Behörden? Gegen den obersten Priester selbst, der nicht nur, Königen und Fürsten gleich, mit dem weltlichen, sondern auch mit dem geistlichen Schwert bewaffnet ist, so zwar, daß ich mich vor ihm, unter keines einzigen Fürsten Schild — wenn ich mich so ausdrücken darf, — in Schutz begeben kann, und mich überall sein Bann, sein Anathema, sein Fluch erreicht. Wenn man daher denjenigen stets für staatsklug gehalten hat, welcher sich also geäußert: ich habe nicht Lust, gegen die zu schreiben, welche mich in die Acht schreiben können, — um wie viel mehr scheine ich dem Manne gegenüber es seyn zu müssen, vor dessen Aechtung mir nirgend eine Freistatt sich aufthut, und der mit unsichtbaren Pfeilen seiner Macht mich verfolgt, also daß ich ausrufen kann: wo soll ich mich wenden vor deinem Geiste? wo mich flüchten vor deinem Angesicht? Vielleicht aber glauben wir, der oberste Priester werde dies geduldiger ertragen, als die übrigen Menschen. Nichts weniger — — — Doch, wenn so viele Männer der

Geschichte Todesgefahr bei Vertheidigung ihres irdischen Vaterlandes bestanden, sollte ich wohl da, wo es gilt, das himmlische Vaterland zu erlangen (nur die, welche Gott mehr als den Menschen gefallen, erlangen es aber), durch die Gefahren des Todes mich abschrecken lassen? So fahre denn hin, feiges Zittern! seyd weit aus meiner Brust verbannt, Besorgniß und Furcht! Mit starkem Muth, mit hober Zuversicht, mit tröstlicher Hoffnung muß die Sache der Wahrheit, die Sache der Gerechtigkeit, ja die Sache Gottes selbst verfochten werden. Wir dürfen keck es wagen, denjenigen anzuklagen, welcher immer der Anklage würdig ist; der, welcher gegen Alle gefrevelt hat, werde durch eines Einzelnen Stimme, im Namen Aller gerichtet."

Ueber die Befugniß dieser öffentlichen Anklage rechtfertigt Valla sich nun folgendermaßen:

„Hat nicht Paulus, dessen Worte ich vorzugsweise gebrauchte, den Petrus in's Angesicht und zwar in Gegenwart der Kirche, getadelt, weil er in einigen Punkten Tadel verdiente, und hinterließ diesen Tadel, schriftlich sogar, zu unserer Belehrung. — „Du bist aber — könnte Jemand mir einwenden — kein Paulus, daß du einen Petrus beschnarchen dürftest." Ja! ich bin ein Paulus, in sofern ich denselben nachahme, gleichwie ich, was noch viel mehr ist, mit Gott selbst ein Geist werde, wenn ich mit Eifer seinen Geboten gehorche. Keinen aber auf Erden hat je noch seine Würde vor scharfen Rügen geschützt, da sie selbst den Petrus, und viele andere, mit gleichem Rang Bekleidete, nicht einmal schützen konnte; z. B. den Marzellus, weil er den Göttern eine Libation gebracht; oder den Cölestinus, deßhalb, weil er gleiche Gesin-

nungen mit dem Nestorius hegte; so mehrere selbst aus unserer Periode, von denen wir wohl wissen, daß sie selbst von weit Geringern (denn welcher ist nicht geringer als der Pabst?), scharf gerügt, ich will nicht sagen, verdammt worden sind. Meine Aufgabe ist keineswegs, über irgend Jemand bitter herzufahren, und gleichsam Philippiken gegen ihn zu schreiben: fern sey von mir ein solcher Frevel; vielmehr wird diese Aufgabe darin bestehen, den Irrthum in den Gemüthern der Menschen auszutilgen, und diese Letztern von Vergehen und Lastern entweder durch Vermahnung oder Tadel abzubringen. Nicht getraute ich mir auch zu sagen, daß andere, nach erhaltener Belehrung von mir, den durch seine Ueberfülle von Rebschossen allzuüppig gewordenen römischen Stuhl, der der Weinberg Christi ist, mit dem Schwerte beschneiden und ihn zwingen sollen, hinfüro, statt leeren Gesträuches, volle Trauben zu tragen. Wenn ich nun dies thue, wird es da wohl einen geben, der entweder mir den Mund oder sich die Ohren zuhalten, ich will nicht sagen, gerade mit Strafe und Tod drohen könnte? Wie müßte ich einen solchen, der dies thäte, und wenn er der Pabst selbst wäre, taufen? Einen guten Hirten, oder eine taube Natter, welche die Stimme dessen, der süß ihr zusingt, nicht hören, sondern vielmehr seine Glieder mit giftigen Bissen umschnürt. Ich weiß, schon längst sind viele Leute ganz Ohr, welch ein Verbrechen ich den römischen Päbsten wohl aufbürden werde: in Wahrheit ein so großes, entweder der trägsten Unwissenheit, oder der unnatürlichsten Habsucht, d. h. des Dienstes der Götzen, oder der Eitelkeit zu herrschen, deren beständige Gefährtin sodann auch die Grausamkeit ist.

Denn schon seit mehreren Jahrhunderten haben sie entweder gar nicht eingesehen, daß die Schenkung Constantins erlogen und erdichtet sey; oder sie selbst haben die Sache erdichtet; oder auch die spätern Nachfolger traten, rücksichtlich dieser Betrügereien, in die Fußtapfen ihrer Vorfahren und vertheidigten als Wahrheit, was sie doch als Lüge erkannt. Sie schänden die Majestät des Pabstthums, sie schänden das Andenken der alten Päbste, schänden die christliche Religion, und, indem sie alles mit Mord, Drohung und Laster durchwühlen, behaupten sie: ihnen gehöre die Stadt Rom, ihnen das Reich Sicilien und Neapel, ihnen ganz Italien, Frankreich, Spanien, Teutschland, Brittannien, ja ihnen endlich das ganze Abendland. Denn diese sämmtlichen Länder sind in jener Schenkungs-Urkunde aufgezählt.

Dies alles also gehört dir zu, o Pabst? All dieses trachtest du wieder zu gewinnen? Dein Entschluß ist, alle Könige und Fürsten des Abendlands ihrer Städte zu berauben, oder zu zwingen, daß sie den jährlichen Tribut bezahlen? Allein ich halte meinerseits dafür, daß es mit mehr Recht den Fürsten erlaubt sey, all die Herrschaft zu entreißen, so du gegenwärtig noch inne hast. Denn jene Schenkung, aus der die Päbste ihr Regiment herleiten wollen, war, wie ich jetzt zeigen will, Sylvestern und Constantin gleich unbekannt.

Doch ehe ich zur Widerlegung jener Vergabeschrift komme, die der einzige Rechtstitel für sie, aber eben so dumm als verfälscht ist, erfordert die Ordnung, daß ich etwas weiter aushole. Ich sage daher zuvörderst: weder Constantin noch Sylvester, waren solche Männer, jener, daß er etwas hätte schenken wollen oder

mit Recht schenken können, und das, was er in seiner Gewalt schon besaß, in die Hände eines andern liefern; noch dieser, daß er so etwas hätte annehmen wollen, oder mit Recht es annehmen können. Zweitens, wenn auch dies alles nicht wäre, was doch höchst wahr und klar wie die Sonne ist, so hat doch dieser weder den Besitz jener Dinge, die unter den geschenkten aufgezählt werden, empfangen, noch jener ihn verschenkt, sondern sie sind stets der Gewalt und Herrschaft der Kaiser unterthan geblieben. Drittens hat zum Mindesten nicht Sylvester, sondern der Pabst, der diesem vorangieng, und in dessen Gegenwart Constantin getauft worden war, von letzterm etwas geschenkt erhalten; die Geschenke selbst aber waren mittelmäßig und darauf beschränkt, daß der Pabst seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Viertens behaupte ich, daß ganz fälschlich vorgegeben werde: der Beweis für die Schenkung sey in den Decreten zu finden, oder aus der Geschichte Sylvesters genommen worden; denn weder in jenen, noch in irgend einer Geschichte findet man etwas davon. Ferner behaupte ich, es seyen in demselben vielmehr verschiedene sich völlig widersprechende, unmögliche, thörichte, barbarische und lächerliche Thatsachen enthalten. Sodann werde ich noch auf die theils nur angebliche, theils ganz frivole Schenkung von noch einigen andern Kaisern zu sprechen kommen. Zu dem allem ferner werd' ich hinreichend noch überzeugen, daß, wenn auch Sylvester Obiges wirklich besessen hätte, weder er, noch irgend ein anderer Pabst, so sie aus dem Besitz einmal vertrieben worden wären, nach Verlauf so langer Zeit, weder nach göttlichem, noch menschlichem Rechte, solches wieder zurückfordern könnten. Endlich, werde ich

beweisen, daß das, was der römische Pabst auch dermal inne hat, durch keine Länge der Zeit verjährt werden konnte.“ —

Valla gesteht nunmehr, daß er diesen Handel, den er für die öffentliche Wohlfahrt und das Interesse des Kaiserthums übernommen, mit gleichem Eifer, wie eine Privatsache, zu verfechten sich verpflichtet fühle, und in der Gewißheit, daß seine Schrift in die Hände der Mächtigen gelangen werde, redet er zu diesen Letztern selbst auf folgende Weise: „euch rufe ich an, ihr Könige und Fürsten! — denn es wird einem Privatmann schwer, das Bild eines königlichen Gemüthes treu in sich aufzufassen; — euern Verstand befrage ich, euer Zeugniß begehre ich, würde wohl einer von Euch, wenn er an Constantins Stelle gewesen wäre, dahin vermocht worden seyn, die Stadt Rom, seine Vaterstadt, das Haupt des Erdkreises, die Königin der Städte, an Macht, Adel und Reichthum vor allen Völkern hochherrlich, über alle Nationen triumphirend, ja beim ersten Anblicke schon heilig, aus purer Freigebigkeit einem andern zu schenken, und sich sodann in eine Stadt geringern Rangs, wie Byzanz, zu begeben? Würde er überdies dann noch zugleich mit der Stadt Rom auch Italien, welches nicht nur eine Provinz, sondern die Besiegerin aller übrigen Provinzen war, würde er die drei Gallien, die beiden Hispanien, das Land der Teutschen und der Brittannen schenken; endlich den ganzen Occident selbst, und sich von freien Stücken des einen der beiden Augen des Reichs berauben? — Daß solches irgend Jemand thue, der bei gesunden Sinnen ist, wahrlich daran kann ich nie zu glauben vermocht werden.“

Nach diesem beweist L. Valla, daß das Verschenken von Ländern überhaupt ganz gegen die Natur der Mächtigen sey, und daß all ihr Streben und Mühen vielmehr auf Vermehrung des schon besessenen, und zwar oft selbst durch die größten Leiden und Opfer und durch die schwärzesten Verbrechen gehe; er beweist, sage ich, dies alles auf eine wirklich sehr naive Weise, und fährt dann also in seiner Declamation wiederum fort:

„Wenn wir von einem Könige oder Volke auch irgendwo lesen, daß sie Einigen über ein ganzes Reich oder über einzelne Städte Gewalt verliehen, so ist dies nicht bei dem allervornehmsten und größten, sondern gewiß bei gleichsam dem letzten und kleinsten Theile des Reichs vor sich gegangen. Es ist ferner dann auch ein solches Verhältniß eingetreten, daß der Begabte den Geber als seinen Herrn, sich selbst als seinen Diener für immer anerkennt hat. Nun bitt' ich aber einmal, welch stumpfer und niederträchtiger Gesinnung müssen diejenigen wohl seyn, welche glauben können: Constantin habe sich der bessern Hälfte seines Reichs entfreundet! Ich schweige von Rom und Italien und von all dem übrigen Gebieten; ich nenne nur Gallien, wo jener selbst Schlachten gekämpft, wo er allein lange Zeit regiert, wo er die Anfänge seines Ruhms und seines Reichs gegründet hatte. Ein Mann, der aus Begier zu herrschen, Nationen bekämpft, Bundesgenossen und Verwandte in bürgerlichem Krieg verfolgt und ihres Reiches sie beraubt; der noch die Ueberreste einer Faction zu bändigen und zu vernichten hatte; der nicht nur aus Hoffnung noch größern Zuwachses an Ruhm und Land mit vielen Nationen fortwährend Krieg zu führen pflegte, sondern dazu

selbst durch die Noth gezwungen wurde, indem die Barbaren unaufhörlich ihn anfielen; der ferner an Söhnen und Blutsverwandten Ueberfluß hatte; — — — — was für eine wichtige und dergestalt dringende Ursache konnte da vorhanden dieser wohl haben, auf einmal alles zu vernachläßigen und eine so verschwenderische Großmuth an einem Andern zu üben. Man sagt: „die Ursache ist, weil er ein Christ geworden war.“ — Deßwegen also sollte er den besten Theil seiner Herrschaft abtreten? Traum! es war ja schon ein Verbrechen, ein Laster, ein Unrecht: zu regieren, und die Herrschaft konnte mit der christlichen Religion nicht in Einklang gebracht werden. Die im Ehebruch gelebt, die durch Wucher ihren Reichthum gemehrt, die fremdes Eigenthum besessen, pflegen nach der Taufe, das fremde Weib, das fremde Geld, die fremden Güter zurückzugeben. Wenn du daher jenen Gedanken hast, o Constantinus, so ist es deine Pflicht, den Städten ihre Freiheit wieder zu geben, nicht aber blos ihren Herrn zu wechseln. Doch dies war wohl nicht der Grund deines Schrittes. Aus Ehrfurcht für die Religion bist du dahin vermocht worden, jenes zu thun. Aber ist denn dies religiös: die Herrschaft abzutreten, statt sie zum Schutz der Religion zu verwalten? Zudem war, was die Empfänger betrifft, besagte Schenkung weder für dieselben geziemend, noch selbst nur nützlich. Wenn du daher als wahrer Christ dich zeigen, wenn du deine Frömmigkeit an den Tag legen, wenn du nicht für die römische Kirche, sondern für die Kirche Gottes Vorsorge tragen willst, so mußt du gerade darin dich ganz in deinem Fürstenberufe zeigen, daß du für diejenigen streitest, welche weder selbst streiten können, noch dürfen. Daß du unter

die Aegide deiner Gewalt, die sicher stellst, welche Nachstellungen und Kränkungen ausgesetzt sind — — — —

„Wie? Constantin soll die Hälfte seines Reichs zum Geschenke dargebracht haben? Wahrlich ich schäme mich, auf diese unverschämte Fabel, die noch dazu in der Gestalt einer unbezweifelnden Thatsache sich ankündigt, nur zu antworten!“ —

So fährt der Redner mit bitterer Ironie noch lange fort. Darauf werden von ihm die Beweggründe angegeben, warum Constantin weder als Regent und Staatsmann, noch als Mensch und Familienhaupt eine solche Schenkung je habe thun können; und Valla entledigt sich dieser seiner Aufgabe mit in etwas rhetorischen Pathos, der häufig an Cicero mahnt. Er schließt, nachdem er ganz vorzüglich stark die Stimmung des Volkes, des Senats und des Heeres hervorgehoben, welche beide, die in eine solche Theilung schwerlich damals, wo sie allerdings noch ein gewichtiges Wort, trotz der gesunkenen Volks- und Senatsgewalt, mitzusprechen hatten, gewilligt haben würden, und nachdem er in diesen drei Ständen noch einen Theil des alten Römergeistes, widerstrebend solch' nagelneuem und besonders Priester-Regiment, vorausgesetzt hat; — er schließt, sage ich, die eine Hälfte seiner Beweis-Abtheilung mit der sehr richtigen Behauptung, daß Constantin durchaus derjenige nicht war, der solche Schenkung hätte thun können, noch wollen, und kommt dann auf den Pabst, als auf die andere Hälfte mit der Erklärung zu sprechen, daß auch Sylvester seinerseits ein solches Geschenk niemals hätte annehmen können, noch dürfen.

Sehr witzig läßt Valla Sylvestern an den freigebigen Kaiser eine förmliche Anrede halten, in der sich der Pabst gegen desselben ungemessene Großmuth mit noch ruhmvollerer Bescheidenheit verwahret. Er beschwört nämlich den Kaiser, dessen übertriebenem Eifer für das kaum angenommene Christenthum er jene Großmuth dankbar zuschreibt, ein Geschenk zurückzunehmen, welches weder er, Constantin, mit gutem Recht, in seiner Lage als Fürst und Vater betrachtet, geben, noch er, Sylvester, so er das geistige Leben und die Wohlfahrt der Kirche bedenke, die mit Weltlichem nichts zu thun habe, in Erwägung all der Gefahren, die durch zeitliches Besitzthum jene erstern bedrohten, annehmen könne. Der von Christus ausgesprochene Grundsatz: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ wird von Valla ironisch hier der Bescheidenheit Sylvesters, ungefähr als Grundton und Motto beigefügt. Die Apostrophe enthält unter Anderm ferner auch die Worte: „der einzige Judas, welcher den Beutel und die Rechnung über die Gespendete führte, wurde (unter allen Zwölfen) zum Schalk, und er tadelte, aus unmäßiger Geldliebe, die ganz sich seiner bemeistert, seinen Meister, Herrn und Gott, und verrieth ihn sogar. Ich fürchte daher, o Kaiser, daß du aus einem Petrus mich zu einem Judas machest. — — — Christus sprach zu Petrus: „Wenn du mich liebst, so weide meine Lämmer!“ Und du Kaiser befiehlst mir, auch die Ziegen zu weiden und die Schweine, die von einem und demselben Hirten doch nicht gehütet werden können. Wie? zum König willst du mich machen, oder gar zum Kaiser, d. h. zum ersten aller Könige? Höre, von welchem Reich der Herr Jesus Christus, Gott und Mensch,

König und Priester zugleich, als er sich einen König nannte, sprach: „mein Reich ist nicht von dieser Welt! denn wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener für mich streiten!“ Und welches war sein erstes Wort und der unaufhörliche Zuruf seiner Predigt? war es nicht dieser: „Thut Buße, das Reich der Himmes ist nahe gekommen. Das Reich Gottes ist nahe, welchem Reich wird das der Himmel zu vergleichen seyn?“ Hat er dadurch, daß er dieses sprach, nicht erklärt: das Reich der Welt gehe ihn nichts an? Suchte er deßhalb nicht nur kein derartiges Reich, sondern verschmähte es sogar, als man ihm ein solches anbot? denn als er einst erkannt, daß das Volk beschlossen habe, ihn zu entführen und zum König zu machen, entfloh er in die Einsamkeit des Gebirges. Dieses hinterließ er uns, die wir an seiner Stelle nun walten, nicht nur als Beispiel zur Nachahmung, sondern als Befehl sogar, indem er sagte: die Fürsten der Erde werden über sie herrschen; und: wer von euch größer werden will, sey euer Diener, und wer von euch der erste seyn will, wird euer Knecht seyn; weil der Sohn des Menschen nicht gekommen ist, daß man ihm diene, sondern damit er diene, und seine Seele hingebe, zur Erlösung für Viele. — — In diesem Ton, den Begriff des kirchlichen Primates, als einer rein geistigen Gewalt streng durchführend, schließt Sylvester — nach Valla — mit den Worten: gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! Aus diesem Grunde darfst weder du daher, o Cäsar, das Deine im Stich lassen, noch dasjenige, was des Kaisers ist, empfangen. Niemals also, und wenn du auch tausendmal mir es anbieten solltest, werde ich dein Geschenk annehmen.“ —

„Was konnte, ruft unser kühner Spötter jetzt aus, — dieser, eines apostolischen Mannes so würdigen Rede Sylvesters, Constantinus ferner wohl entgegensetzen? Wenn diese Ansicht daher ihre Richtigkeit hat, begehen dann diejenigen, welche behaupten, die Schenkung sey geschehen, nicht ein Unbild an Constantin selbst, dem sie die Tendenz zuschreiben, daß er die Seinigen habe berauben und das römische Reich zerstückeln wollen; zweitens, eine Unbild an dem Senat und dem Volke von Rom, ja an Italien und dem ganzen Abendlande, welches eingewilligt haben soll, wider Fug und Recht, an einen fremden Herrscher vertauscht zu werden; ferner, an Sylvestern selbst, daß er die, eines heiligen Mannes unwürdige Schenkung angenommen; endlich eine Unbild an dem Pabste, indem man denselben also hinstellt, als sey ihm erlaubt, irdische Lande an sich zu reißen, und über das römische Reich den Scepter zu führen?"

Doch alles dieses hängt mit dem allgemeinen Zwecke zusammen, Jedermann klar vor Augen zu führen, wie Constantin, bei so vielen Hindernissen niemals habe den Schritt thun können, und wie jene behaupten, den römischen Staat größtentheils Sylvestern schenken. Wohlan nun, damit wir an diese Schenkung, von der jene eure Urkunde Meldung thut, glauben können, muß auch der Umstand herausgebracht werden, ob Sylvester sie wirklich angenommen. Von dieser Annahme erhellt aber nirgend etwas." — — Gerne möcht' ich, daß ihr die Akten über Sylvesters Einwilligung vorweisen könntet, aber ächte, unverfälschte, aufrichtige Akten; damit erhelle, ob all das wirklich geschenkt worden, was diese Briefe enthalten. Wo ist denn also die Besitzergreifung, wo die Ueber-

gabe zur Hand erweislich? Denn wenn Constantin Sylvestern nur ein Papier gegeben, so hat er ihm nicht eine Gunst erzeigen, sondern seiner spotten wollen. „Es ist wahrscheinlich, sagt ihr, daß derjenige, welcher etwas schenkt, auch davon Besitz übergibt!" Seht ihr nun, was ihr schwatzt: eben das erhellt nirgend, daß ein Besitz übergeben, und ob auch nur ein Recht vergabt worden, darüber herrscht gerade der Streit. Es ist wahrscheinlich, daß der, welcher niemals den Besitz übergeben, auch das Recht selbst zu keiner Zeit habe abtreten wollen. Könnt ihr's aber wohl läugnen, daß eine solche Besitz-Uebergabe nirgendwo aufzufinden ist: traun, das zeigte von der höchsten Unverschämtheit! hat vielleicht Constantinus den Sylvester gleichsam im Triumphe, unter dem Jubelruf, der zwar zahlreichen, aber leider damals noch ungläubigen Quiriten in's Capitol geführt; ihn, in Gegenwart des gesammten, versammelten Senates auf den goldenen Stuhl gesetzt? Ließ er durch sämmtliche Magistrate, jeden nach seinem Range, als König ihn begrüßen und anbeten? All dies pflegt doch neuen Fürsten erzeigt zu werden; mit der Uebergabe eines einzigen Pallastes blos, wie der Lateranische, läuft eine solche Huldigung nicht ab. Hat er ihn — ich frage weiter — darauf durch ganz Italien umhergeführt? hat er mit ihm Gallien besucht? Hispanien, die teutschen Länder und den übrigen Occident bereist? Oder wenn Beiden eine Reise durch so große Ländermassen zu beschwerlich war, welche Männer hatten sie zu einer so ungemein wichtigen Sendung delegirt, die, sowohl an des Kaisers Statt den Besitz übergeben, als in Sylvesters Namen den Besitz antreten mußten? — Wahrlich das mußten große und höchst aus-

gezeichnete Männer seyn; nur sind leider ihre Namen nicht auf uns gekommen! bei unserm Gedenken, um Beispiele aus alter Zeit zu übergehen, sahen wir immer nur dieses Verfahren, wenn irgend Jemand über eine Stadt, oder Gegend oder Provinz die Herrschaft empfieng, so glaubte man, daß er erst dann den Besitz davon völlig erhalten hätte, wenn von ihm die frühern Behörden entfernt und neue eingesetzt worden. Gesetzt nun auch, Sylvester habe nicht verlangt, daß dies geschehe, so mußte Constantin doch so viel Großmuth besitzen, daß er erklärte, er übergebe ihm den Besitz nicht nur mit Worten, sondern in der That; er entferne daher seine Statthalter und lasse von ihm andere einsetzen. Ein Besitz, der bei denjenigen bleibt, so ihn inne gehabt, wird nicht übergeben, und der neue Gebieter hat das Herz nicht, sie zu entfernen.

„Doch es sey, daß dies alles nicht im Wege stehe; wir wollen glauben, Sylvester habe nichts desto weniger wirklich besessen (was er geschenkt erhalten) und es sey alles gegen die gewöhnliche Sitte und gegen die Natur der Dinge verwaltet worden; jener aber (Constantin) starb nachmals: welche Leute setzte nun Sylvester über die Provinzen zu Statthaltern, welche über die Städte zu Vögten? welche Kriege führte er? welche Nationen, die zu den Waffen griffen, unterdrückte er? durch welche Männer führte er als dies aus? Wir wissen nichts von dem allem, — antwortet ihr. — Ich muß daher glauben, daß dies alles zur Nachtzeit geschehen sey, und Niemand daher davon etwas gesehen habe. Doch wir nehmen an, Sylvester war im Besitz? Wer vertrieb ihn daraus? denn immer blieb er nicht darin, und nicht einmal einer von seinen Nachfolgern, bis zu den Zeiten Gregors des

Großen, der auch nicht im Besitz war. Wer nun aber außer dem Besitz sich befindet, und nicht einmal beweisen kann, daß er daraus vertrieben worden, der hat sich bestimmt niemals darin befunden. Du siehst also, daß ich dir selbst Unsinn beweisen kann. Oder sage mir zum Mindesten, wer warf den Pabst aus seinem Besitz? Constantin selbst noch, oder seine Söhne, oder Julian, oder irgend ein anderer Kaiser? bezeichne mir den Namen des Vertreibers, oder die Zeit wenigstens, wo jener das erste, das andere und das fernere Mal ausgetrieben wurde. Es ist vielleicht durch einen Aufruhr, durch ein Blutbad geschehen, oder ohne dies alles? Was? verlassen von Allen wurde er vertrieben? Nicht einmal die kamen ihm zu Hülfe, welche von Sylvestern oder einem der folgenden Päbste zu Statthaltern in Städten und Provinzen aufgestellt worden? verlor er das Ganze an einem Tage? oder nach und nach, und stückweise? Leisteten er und seine Behörden einigen Widerstand, oder dankten sie gleich beim ersten Tumulte ab? Wie? wütheten die Sieger nicht mit Feuer und Schwert gegen jene Hefe von Menschen, die sie der Herrschaft unwürdig hielten, um den Schimpf zu rächen, die eroberte Gewalt sich zu sichern, ihre Verachtung gegen unsere Religion an den Tag zu legen und der Nachwelt selbst ein Beispiel zu geben? Ergriff denn keiner von all den Besiegten die Flucht? Verbarg sich keiner? trug keiner Bangen? O bewunderungswürdiger Zufall, der sich hier ergab! das römische Reich, einst mit so ungeheuern Anstrengungen und mit vielem Blut erworben, wurde von christlichen Priestern so still und ruhig bald gewonnen, bald verloren, daß kein Blutvergießen, kein Krieg, ja nicht einmal eine Klage dabei statt hatte! und,

was nicht minder unser Erstaunen erregen muß; nicht einmal wissen wir das Geringste davon, zu welcher Zeit, auf welche Weise, und wie lange als dies geschehen ist. Man sollte wahrlich darauf schwören, Sylvester habe in Wäldern, zwischen Bäumen, und nicht zu Rom und unter Menschen regiert, und sey von Winterfrösten und Platzregen, nicht aber von Menschen vertrieben worden. Wer, der einigermaßen in der Geschichte bewandert ist, hat nicht genaue Kunde davon, wie viele Könige, Consuln, Dictatoren, Volkstribunen, Censoren und Aedilen zu Rom gewählt worden, und keiner von ihnen, trotz der so großen Zahl von Menschen und des so langen Alterthums, entgeht unserm Gedächtniß. Wir wissen ferner, wie viel Feldherren es bei den Athenern, wie viel bei den Thebanern und wie viel bei den Spartanern gegeben hat: all ihre Kämpfe zu Wasser und zu Land haben wir inne. Es ist auch ferner uns nicht unbekannt, welche unter den Persern, Medern, Chaldäern, Hebräern und manch andern Völkern mehr geherrscht haben, und auf welche Weise jeder von diesen sein Reich erworben, oder inne gehabt oder verloren, oder wieder erkämpft; nur auf welche Weise das römische, oder vielmehr das sylvestrische Reich begonnen und geendet habe, und wann, und durch wen dies vor sich gegangen, weiß man in der Hauptstadt desselben nicht. Ich frage euch also nochmals: welche Zeugen und Gewährsmänner könnt ihr für diese Dinge mir aufweisen; und ihr antwortet: gar keine.“ — — —

„Weil ihr dies also nicht im Stande seyd, so werde ich im Gegentheil Euch beweisen, daß Constantin bis zu dem letzten Tage seines Lebens, und sodann stufenweis herab alle übrigen Kaiser im Besitz der

Herrschaft geblieben sind, so zwar, daß euch nichts mehr übrig bleiben dürfte, um das Maul aufzusperren. — — Man schlage alle lateinischen und griechischen Geschichtschreiber nach; man erhole sich bei allen übrigen Schriftstellern Rathes, die Meldung von jenen Zeiten thun, und man wird keinen einzigen finden, der von dem andern, in Bezug auf diese Angelegenheit abweiche. Aus tausend Zeugnissen genüge das Eine. Eutropius, der die drei hinterlassenen Söhne Constantins, als Beherrscher des Erdkreises noch sah, schreibt von Julian, einem Bruderssohne des Constantinus: „Dieser Julian, der in der römischen Kirche Diaconus war, und später Kaiser wurde, fiel, als er das Staatsruder in die Hand erhalten, zu Gunsten des Gottesdienstes ab, und bekriegte mit ungeheuern Rüstungen der Parther. Diesem Feldzug wohnte ich selbst bei. Sicher würde er die Schenkung des östlichen Theiles des Reichs nicht mit Stillschweigen übergangen, noch gleich darauf von Jovianus, Julian's Nachfolger also geschrieben haben: Er schloß einen zwar nothgedrungenen, aber schimpflichen Frieden mit Sapor, und trat einen Theil des römischen Reiches ab, was niemals zuvor seit Gründung des Römerstaates geschehen war."" —" —

Nun kommt Valla auf die anmaßenden Forderungen der Päbste bei den Kaiserkrönungen zu sprechen, welche Fälle er mit frühern bei Theodosius, Arkadius, Honorius und Justinian, wo die Päbste eine Herrschaft geltend zu machen immerdar sich's einfallen ließen, vergleicht; hernach aber wirft er die Frage auf: auf den Umstand, warum sie denn, wenn sie in der That Herrn der angeblich geschenkten Länder gewesen, nicht auch eigene Münzen, Hauptsymbole des Herr-

scherrechts, wenigstens mit dem Bildniß des Erlösers oder des heiligen Petrus geschlagen hätten. Und jetzt geht er zu Durchführung eines ferneren Satzes über:

„Doch es ist nunmehr Zeit — um nicht über Gebühr breit zu werden, — der bereits sehr in's Gedräng gekommenen und zerfleischten Sache der Gegner den Todesstoß zu versetzen, und sie mit einem Streich nieder zu machen. Beinahe alle Geschichtbücher dieser Zeit, die den Namen der Geschichte verdienen, lassen den Constantin schon als Knabe mit seinem Vater Constantinus Chlorus zugleich Christ seyn, und zwar lange vor dem Pabstthum Sylvesters, z. B. Eusebius, Verfasser einer Kirchengeschichte. Diesen übersetzte Rufinus, unter den damaligen Gelehrten keiner der Letzten, in's Lateinische; — beide lebten zu den Zeiten Constantins. Diesem Zeugniß läßt sich ein anderes, von einem römischen Pabste selbst beifügen, der diesen Angelegenheiten, nicht etwa blos beiwohnte, sondern vorsaß; der nicht einfacher Zeuge, sondern handelnde Hauptperson, nicht Berichterstatter über ein fremdes, sondern über ein ihn selbst treffendes Geschäfte war. Dies ist der Pabst Melchiades, Sylvesters unmittelbarer Vorgänger, und dieser drückt sich also aus:

„Das Wachsthum der Kirche hatte also zugenommen, daß nicht nur viele Völker, sondern römische Fürsten selbst, die die Selbstherrlichkeit über den ganzen Erdkreis ausübten, zum Glauben an Christus und zu den Sacramenten des Glaubens sich hinzu drängten. Unter diesen nahm Constantin, ein Mann von der tiefsten Frömmigkeit beseelt, zuerst und öffentlich den wahren Glauben an, und gab den sämmtlichen Unterthanen seines Reichs auf dem ganzen Erdkreis die Erlaubniß, nicht nur Christen zu werden, sondern

auch Kirchen zu bauen, und verordnete, daß diesen auch Güter zugetheilt werden sollten. Endlich verlieh ihr der kaum gedachte Fürst noch dazu unermeßliche Geschenke, und leitete den Bau eines Tempels in dem Hauptsitz des heiligen Petrus ein, mit solcher Bereitwilligkeit, daß er sogar seine kaiserliche Residenz verließ und dieselbe dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern zu Nutz und Frommen abtrat. Sieh' hier nennt Melchiades nichts Weiteres, das Constantin geschenkt habe, als den Lateranischen Pallast, und jene Landgüter, deren Gregorius mehr als einmal in seinem Register erwähnt. Wo sind sie nun, die durchaus nicht in Zweifel wollen ziehen lassen, ob Constantins Schenkung gültig sey, oder nicht, da diese Schenkung noch vor Sylvester, und zwar blos in Hinsicht auf Privatgüter statt gefunden hat?"

Doch obschon diese Sache klar und offen am Tage liegt, so sehen wir uns doch gezwungen, in eine noch nähere Erörterung über das Privilegium, auf welches jene Thoren sich immerfort zu berufen pflegen, uns einzulassen. Vor allem ist derjenige, so Gratians Namen sich angemaßt, übrigens zu Gratians Werke blos Zusätze beigefügt hatte, nicht nur der Niederträchtigkeit, sondern auch selbst grober Unwissenheit zu bezüchtigen, da er glaubte, daß die Urkunde jener Vergabung bei Gratian stehen könnte, indem kein Gelehrter je daran glaubte, noch dieselbe irgendwo, selbst in den allerältesten Handschriften gefunden wird. Wenn aber auch Gratian in irgend einer Stelle sich dieser Sache erinnert hätte, so würde er ihrer nicht da, wo jene sie beigefügt, erwähnt, und den Zusammenhang der Rede plötzlich abgerissen haben, sondern da, wo er von dem Vertrage Ludewigs handelt. Uebrigens

lassen sich bei 200 Stellen in den Decreten auffinden, die gegen die Glaubwürdigkeit des Vorstehenden streiten. Unter diesen befindet sich namentlich die, wo, wie ich oben angeführt, Melchiades eigene Worte stehn. Manche sagen: der, welcher dies Capitel beigefügt, habe es „Spreu" genannt, entweder, weil dies wirklich der wahre Name, oder weil das, was er von dem Seinigen untermischte, mit Gratian verglichen, wie die Spreu neben dem Weizen angesehen werden mußte. Wie immer nun dies sich verhalte, so ist auf jeden Fall höchst unwürdig zu glauben, daß der Sammler der Decrete jene Sachen, so von diesem beigefügt worden, entweder nicht gekannt, oder großgeachtet, oder für wahr gehalten haben soll. — Zuerst aus dem Grunde, weil Gratian selbst das nicht sagt, was jene ihm anlügen, ja sogar, wie aus unzähligen Stellen deutlich zu erkennen ist, selbst es verneint und widerlegt; hernach weil sie einen einzigen, ganz unbekannten, alles Ansehens und Gewichtes entblößten, ja sogar verrückten Menschen deßwegen anführen, weil derselbe mit Gratian etwas angedichtet hat, was mit seinen übrigen Aeußerungen allen nicht sich vereinen läßt."

Diesen also bringt ihr als Gewährsmann vor? Auf dieses Einzigen Zeugniß stützt ihr euch? Ein Stück Papier von diesem Menschen haltet ihr, zur Erhärtung einer Sache von so großer Bedeutung, über 600 Arten von Beweisen entgegen? Ich hätte zum Mindesten erwartet, daß ihr goldene Siegel, marmorirte Titel und tausend Gewährsleute aufgewiesen? „Aber — sagt ihr — er selbst bezeichnet ja in gedachter Palea den Gewährsmann, nennt die Quelle dieser Geschichte, und führt den Pabst Gelasius mit vielen Bischöfen als Zeugen an." Aus der Geschichte des

Sylvester also schreibt er — von der der heil. Gelasius meldet, daß sie auf einem Concilium von 70 Bischöfen von den Catholiken gelesen worden, und welchem Beispiel nach altem Gebrauch viele Kirchen sodann gefolgt sind; in dieser liest man: „Constantinus ec." — Und etwas weiter oben, wo von zu lesenden und nicht zu lesenden Büchern abgehandelt wird, hatte er sich ebenfalls geäußert: „Wir erfuhren, daß die Akten des heil. Pabstes Sylvester, obschon der Name ihres Verfassers unbekannt ist, dennoch von vielen Catholiken in der Stadt Rom gelesen worden, und die übrigen Kirchen ahmen nach altem Brauch dies nach. O wunderbare Autorität! wunderbares Zeugniß! unwiderlegbarer Beweis! Ich schenke euch dies, daß Gelasius, wo er von dem Concilium von 70 Bischöfen spricht, dies gesagt habe. Hat er aber auch das gesagt: „Ich las die Urkunde jenes Privilegiums in der Geschichte des Sylvesters? — Nein, er sagte: Ich las die Geschichte Sylvesters, und zwar zu Rom, dessen Autorität viele andere Kirchen folgen. Dies letztere läugne ich durchaus nicht, sondern gebe es gerne zu und biete mich mit Gelasius zum Zeugen dafür an. Allein was soll euch diese Sache nützen, als daß ihr den Schein gewinnt, ihr hättet bei Anführung der Zeugen lügen wollen. Der Name dessen, der jenes Aktenstück in die Decrete einrückte, ist unbekannt, und dieser allein spricht davon. Auch den Namen des Verfassers jener Geschichte kennt man nicht, und dieser allein wird, fälschlich, als Zeuge angeführt. Und ihr als rechtschaffene und besonnene Männer könnt dies genug und lange hinreichend halten, um eine Sache von solcher Wichtigkeit zu bekräftigen?" — —

Den Einwurf, welchen L. Valla auf seine Frage:

„Wie kommt es, daß wir diese Schenkung nicht in den Akten Sylvesters lesen?" — die Gegner thun läßt, nämlich das Buch sey sehr rar und schwer zu finden, und werde, wie einst die Fasti oder Sybillinischen Bücher von den Priestern und Dezemvirn, sorgfältig gehütet; auch sey es vielleicht in griechischer, syrischer oder chaldäischer Sprache geschrieben? — — beantwortet er, indem er den Verfälscher selbst nun persönlich in's Verhör nimmt, also: „Gelasius bezeugt ja, daß er von vielen Catholiken gelesen werde, und (Jacobus) Voraginensis (der sonst für den Klerus sehr partheiische Schriftsteller, welcher aber hinsichtlich der Donatio, als einer leeren unwürdigen Fabel, zu schweigen für gut findet), erwähnt dies ausdrücklich. Auch wir selbst haben über tausend der alten Exemplare in Handschrift davon gesehen, und alljährlich, wenn der Geburtstag Sylvesters gefeiert wird, werden jene Akten, beinahe in allen Cathedral-Kirchen vorgelesen; dennoch will Niemand sich erinnern, das, was du hier andichtest, gehört ja nur geträumt zu haben. Vielleicht aber gibt es noch eine andere Geschichte? Sage mir, was für eine wird das wohl seyn? Ich kenne keine andere, und so viel ich verstehe, sprichst du auch von keiner andern, als jener, über die Gelasius berichtet, daß sie in vielen Kirchen vorgelesen werde.

Allein in dieser finden wir nun einmal deine Schenkurkunde nicht. Wenn sie nun aber im Leben des Sylvesters sich nicht vorfindet, warum berichtest du denn, daß sie auf solche Weise darin zu lesen sey? Was unterstehst du dich, in einer so wichtigen Sache Scherz, und mit der Neugierde schwacher Menschen Spott zu treiben? Doch ich bin wohl ein Thor, daß

ich über die Frechheit dieses Menschen mich ereifere, statt über den Wahnsinn derjenigen, die so etwas geglaubt haben!" — — —

Nun werden Beispiele von mehreren alten Völkern, besonders aber von den Römern, angeführt, welche alle wichtigen Vorträge, Gesetze und Verordnungen zur ewigen Bewahrung sicher auf die Nachwelt zu bringen die größte Sorge trugen, und Valla fährt mit bitterer Ironie dann also fort: „Eine alle Fälle wohl erwägende Vorsicht siegt auch über die zwei wichtigsten irdischen Dinge: Die Länge der Zeit und die Gewaltthätigkeit des Schicksals. Constantinus allein aber vertraute die Schenkung des Erdkreises blos Papier und Dinte an, da doch der Verfasser jener Fabel, möge er nur wer immer gewesen seyn, ausdrücklich Constantin sagen läßt: er glaube, es werde nicht an Leuten fehlen, die diese Schenkung aus ruchloser Begierde vernichten würden. Du fürchtest dies, Constantin, und trägst keine Sorge dafür, daß der, welcher Rom einst dem Sylvester nimmt, nicht auch jenes Papier zugleich ihm entreiße? Und Sylvester selbst, wie? thut er nichts für seinen eigenen Vortheil? Ueberläßt er alle Sorge Constantin allein? Ist er so ruhig und lässig? hegt er in einem so wichtigen Geschäft weder für sich, noch für die Kirche, noch für die Nachkommenschaft einige Fürsorge? Sieh, welchem Menschen du das römische Reich zur Verwaltung anvertraust, der ungekümmert über den Gewinn oder Verlust einer so hochwichtigen Sache einschläft. Wenn das Papier ihm einst entwendet werden sollte, kann er, je mehr die Zeiten sich verlaufen, die Schenkung jenes Privilegiums gar nicht mehr beweisen. —

In dieser Schenk-Urkunde willst du, daß Constantinus also geschrieben und jener Schreibart sich bedient habe, (die du ihm andichtest)? Wenn der Titel schon abgeschmackt ist, wie sollen wir erst das Uebrige nennen?"

„Kaiser Constantinus verlieh am 4ten Tage nach seiner Taufe dem Pabste der römischen Kirche das Privilegium, daß alle Priester diesen in der Stadt Rom zum Oberhaupte, wie die Richter den König haben sollten." Dies ist in der Geschichte Sylvesters enthalten. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, wo das geschriebene Privilegium hinziele. Allein nach Weise aller derjenigen, welche Lügen schmieden, fängt es bei einem wahren Umstand an, um den folgenden, die falsch sind, Treu und Glauben zu verschaffen; — — — denn es setzt unser Simon, nachdem er zuerst mit lauter wahren Daten begonnen hatte, nun bei: „In jenem Privilegium liest man unter Andern folgendes: „Wir und alle unsere Satrapen, und der gesammte Senat, auch die Edlen und das Ganze, der Herrschaft der römischen Kirche unterthane Volk mit uns, haben für ersprießlich erachtet, daß, gleichwie der heil. Petrus auf Erden als Statthalter Gottes eingesetzt zu seyn scheint, also auch die Päbste, die an der Stelle jenes Apostelfürsten eine noch höhere Obergewalt, als selbst die Mildigkeit unserer irdischen kaiserlichen Durchlaucht zu besitzen scheint, von uns und unserm Reich verliehen erhalte." O verbrecherischer Bösewicht, dieselbe Geschichte, auf die du dich berufest, berichtet euch: lange Zeit habe Niemand aus dem Orden der Senatoren zur Annahme der christlichen Religion sich verstehen wollen, und Constantinus sey genöthigt gewesen, arme Leute durch Geld zur Taufe zu bewegen.

Du aber sagst, gleich in den ersten Tagen hätten der Senat, die Edlen, die Satrapen, als wären sie bereits Christen gewesen, gemeinsam mit dem Kaiser Verordnungen zur Verherrlichung der römischen Kirche erlassen. Wie? und auch Satrapen sind dabei gewesen! o Himmel! also auf solche Weise sprechen Kaiser? auf solche Weise pflegen römische Decrete erlassen zu werden? Wer hat je wohl gehört, daß Satrapen mit dem Staatsrath der Römer gesessen? Auch entsinne ich mich nicht, irgendwo gelesen zu haben, daß je ein Römer, ja nicht einmal ein Anderer in sämmtlichen römischen Provinzen „Satrape" betitelt worden sey. Und dieser zählt kaiserliche Satrapen auf, und setzt sie dem Senate vor, da doch alle Ehrenbezeugungen, selbst die, welche man dem Kaiser zuerkennt, vom Senate, mit Zustimmung des römischen Volkes, decretirt werden? — — Zudem, wer ist jenes, der römischen Kirche unterthane Volk? Das römische? — warum denn wird nicht lieber gesagt: das römische, als das unterthane Volk? O neue Schmach an den Quiriten begangen! das Volk, welches alle übrigen beherrscht, wird ein unterthanes genannt. Dies ist ganz unerhört; denn dadurch unterscheidet sich, wie Gregorius in vielen Briefen bezeugt, der römische Pabst von allen übrigen Regenten, daß er allein der Beherrscher eines freien Volkes ist. — Wie? und ehe noch Constantinus dies Volk dem römischen Pabst unterworfen hatte, nannte er es schon ein unterthanes." —

Das ganze übrige Edict wird nun von Valla auf gleiche Weise und in gleicher Manier, bald historisch belehrend, bald dialectisch verspottend durchgenommen; zuerst macht der Grammatiker sich über die

schlechte Latinität nicht wenig lustig, die der Betrüger Constantin in den Mund gegeben, und fragt Laktanius, den er aus dem Grabe herauf beschwört, ob der Kaiser damals ein solches Latein geschrieben? ferner über den Zusatz: von uns und unserm Reiche (übergeben wir alle jene Macht und Würden dem Sitze des heiligen Petrus), als ob das Reich eine Seele und Macht hatte, etwas zu verleihen. Ebenso wirft er viele andere Barbarismen, Tautologien und Grammatikalsünden vor. Die Stelle aber: atque decernentes sancimus, ut principatum teneat, tam super quatuor sedes, Alexandrinam, Antiochenam, Hierosolimitanam, Constantinopolitanam, quam etiam super omnes, in universo orbe terrarum, dei ecclesias. Etiam Pontifex, qui per tempora ipsius sacrosanctae Romanae ecclesiae extiterit, celsior et princeps cunctis sacerdotibus, et totius mundi existat; et ejus judicio, quae ad cultum Dei et fidem Christianam, vel stabilitatem procurandam fuerint, disponantur — begießt er namentlich, und außerdem, daß er die Barbarei des Styles scharf geißelt, ihres frechen Inhalts wegen mit seinem stärksten Tadel; und zwar nämlich, daß der römische Stuhl seinen Primat von dem kaum Christ gewordenen Constantin gleich als von Christus soll empfangen haben, und daß von einem constantinopolitanischen Patriarchen die Rede seyn konnte, da noch damals weder ein Patriarchenstuhl, noch eine christliche Stadt dieses Namens gebaut oder erbaut zu werden nur schon bestimmt war. „Die Schenkung, fährt dann Valla fort, wurde drei Tage hernach verliehen, als Constantin ein Christ geworden war; damals aber stand Byzanz noch; damals war

noch kein Constantinopel. Fürwahr, jener Dummkopf gesteht dies selbst damit ein, daß er ungefähr gegen Ende des Privilegiums schreibt: „Daher haben wir für angemessen befunden, unsere Herrschaft und Königsgewalt nach den Gegenden des Morgenlandes zu verlegen, und an dem bestgelegensten Orte der Provinz Byzanz eine Stadt nach unserm Namen zu erbauen, und dort unser Reich aufzuschlagen.“ Wenn dieser also seine Herrschaft verlegen wollte, so hatte er sie noch nicht verlegt; wenn er ein neues Reich erst errichten wollte, so hatte er es noch nicht errichtet. Somit konnte er auch keine Meldung von einem Patriarchensitz, als einem der 4 Hauptsitze, und zwar einem christlichen und schon gegründeten, Meldung gethan haben, welchen zu gründen, wie jene Geschichte, die von der Palea zum Zeugniß aufgerufen wird, anzunehmen beliebt, er noch gar nicht einmal gedacht hatte. Wie? sieht nun überdies das dumme Vieh nicht ein, wie sehr er, er mag nun selbst jene Palea, oder ein anderer seyn, dem die Palea gefolgt ist, mit jener Geschichte selbst in Widerspruch steht? In derselben heißt es nämlich, daß Constantin nicht aus freiem Antrieb, sondern während nächtlicher Ruhe, auf Anrathen der Gottheit, und zwar nicht zu Rom, sondern zu Byzanz, nicht innerhalb weniger Tage, sondern nach einigen Jahren den Befehl ertheilt, jene Stadt zu erbauen, und ihr den Namen beigelegt habe, der ihm im Traume eingegeben worden? Wer erkennt nun also nicht klar, daß derjenige, welcher gedachte Urkunde verfertigt, lange nach Constantins Zeiten gelebt habe, und ihm, während er bemüht war, seine Lüge auszuschmücken, das wieder entfallen sey, was er selbst zuvor behauptet, nämlich: daß dies alles zu

Rom, am dritten Tage, nachdem jener getauft worden, sich zugetragen habe: so daß man ganz füglich an jenes alte Sprichwort ihn erinnern konnte: „der Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben.“ — — — Nach diesem commentirt Valla die Stelle, wo zu dem Behufe des Unterhalts der Kirchen der heiligen Apostel Petrus und Paulus u. s. w. Einkünfte in verschiedenen Provinzen ausgesetzt werden, unter Anderm mit der Frage: „Ob wohl solche Kirchen damals zu Rom gestanden, wer sie zu erbauen gewagt, da nach der Geschichte doch damals noch keine Versammlungsorte für die Christen geöffnet und sicher waren, als Höhlen, Schlupfwinkel, verborgene Privathäuser. Wie es komme, daß man früher von den Leuchtern in den Tempeln als von den Tempeln selber spreche? warum Constantin Petrus und Paulus blos beatos, den Sylvester aber bei seinen Lebzeiten noch beatissimum, seine (Constantins, der kurz zuvor ein Heide war) eigene Verordnung aber eine heilige nenne? Ob man so viel Geld zum Unterhalt der Beleuchtung gebraucht, daß es nöthig gewesen, den ganzen Erdkreis deßhalb in Requisition zu setzen? Ueber die Art der Landgüter hinwiederum selbst und über die verschiedenen Erdstriche und die wunderliche geographische Eintheilung derselben und der aufgezählten Länder, wie über deren oft uneigentliche Namen drückt Laurentius ebenfalls höchst witzig seine Bemerkungen aus. Am siegreichsten aber und für seinen philologischen Zersetzungstakt in ein überreiches Feld tretend, zergliedert er die Stelle, wo Constantin dem Pabste alle Insignien der Herrscherwürde Stück für Stück übergiebt. Doch dies alles muß im Originale selbst nachgelesen werden; kein Leser wird ohne Ver-

gnügen die beißenden Parallelen lesen, die bei dem Anlaß, wo der Kaiser den Nachfolger des demüthigen Petrus mit aller Pracht der Erde, ja mit einer weit größern als seine eigene bisher war, bekleidet, zwischen dem also gezierten Pabste und dem Herrn und Meister und dessen Jüngern angestellt sind.

Mit gleichem Scharfsinn wird hierauf später die Stelle selbst beleuchtet, welche die eigentliche Länderschenkung enthält:

„Unde, ut pontificalis apex non vilescat, sed magis quam imperii terreni dignitas, gloria et potentia decoretur: ecce tam palatium nostrum, quamque Romanam et urbem, et omnes Italiae, sive occidentalium regionum provincias, loca, civitates, beatissimo pontifici et universali Papae Sylvestro tradimus atque relinquimus: et ab eo, et successoribus ejus per pragmaticum constitutum decrevimus disponendas atque Juri sanctae Romanae ecclesiae permanendas.“

Valla macht darüber die richtige Bemerkung, daß Jemand, der so viele Nationen verschenke, dies sicherlich nicht mit ein paar Worten, wie oben geschieht, abthun werde, und daß es sehr befremden müsse, wenn ein Fürst, welcher von den vergabten Kleidungsstücken und Insignien ein ausführlich detaillirtes Verzeichniß, wie Constantin hier, giebt, nicht einmal namentlich die Provinzen aufzähle, die er wegschenkt; Provinzen und Nationen, die, wenn sie auch nicht alle, je einem Könige, doch wenigstens Fürsten, die an Macht und Glanz Königen ebenbürtig, zugehörten. — Sehr lächerlich wird nun auch ferner der Entschluß Constantins hingestellt, Rom dem Sylvester zu cediren und eine andere Herrscherstadt in By-

zanz sich zu bauen, aus dem Grunde; es wolle sich nicht ziemen, daß da ein irdischer Kaiser seine Regierung ausübe, wo der Fürst, der Priester und das Haupt der christlichen Religion vom himmlischen Kaiser eingesetzt worden sey: „Thörichter David! — ruft unser Spötter aus — thörichter Salomon! thörichter Ezechias, Josias, und ihr thörichten und sehr unfrommen Könige all, die es gehalten, mit den Hohenpriestern so lange in Jerusalem zusammen zu wohnen und nicht sogleich diese Stadt ihnen geräumt! Constantinus hat in drei Tagen mehr Weisheit gelernt, als diese während der Dauer ihres ganzen Lebens nur gewinnen konnten.“ — Die Ausdrücke: „himmlischer Kaiser, heilige Schrift und göttliche Decrete,“ wie Constantin vorstehendes Edict und andere auf die Schenkung sich beziehende Verordnungen scheinbar, nach orientalischer Aufgeblähtheit, zu nennen geliebt, findet V. außerdem sehr unpassend und zweideutig, und nach Recitiven in's Heidenthum riechend; er findet für einen aus dem schmählichsten Schlamm der Gottlosigkeit erst reingewaschenen, und mit Mühe reingewaschenen, abgeschmackt den Befehl: daß seine Gebote unverletzt und unerschüttert bis zum Ende der Welt gehalten werden sollen, gleich Gottes Geboten, wenn auch Himmel und Erde vergehen, und meint, er müßte seiner Sache nicht sehr trauen, sondern einige Furcht hegen, daß er, nachdem er bisher so stolz und hochtrabend gesprochen, auf einmal nun zu so vielen Beschwörungen und Verwahrungen seine Zuflucht nehme.

Die Citation jener Frevler, die dennoch künftig in den Willen des Kaisers einzugreifen und dies dem römischen Stuhl verliehene Privilegium zu schmälern

es wagen würden, vor Gottes Gericht u. s. w. fertigt V. mit Nachstehendem ab: „Welch billige, welch gottesfürchtige Beschwörung? nicht anders, als wenn der Wolf bei seiner Unschuld und bei Treu und Glauben die übrigen Wölfe und Hirten beschwört, daß weder jene die Schafe, so er gestohlen und unter seine Söhne und Freunde vertheilt, ihm nehmen, noch letztere sie wieder zu fordern es versuchen möchten. Was fürchtest du denn so sehr, Constantin! Wenn dein Werk nicht aus Gott ist, so wird es doch zergehen; ist es aber wirklich aus Gott, so wird nichts dasselbe auflösen können. Vielleicht aber hast du die Apocalypse nachahmen wollen: „Ich bezeuge den Ausspruch dessen, der mir zurief, allen, die die Worte dieser Weissagung hören: Wer etwas dazu setzt, den werden alle diese Plagen, die in diesem Buche verkündigt sind, treffen, aus Verhängniß Gottes. Und wer etwas von den Worten dieses prophetischen Buches hinwegnimmt, dem wird Gott keinen Antheil lassen an dem Buch des Lebens und der heiligen Stadt. Doch vielleicht hast du die Apocalypse nie gelesen, darum sind dies auch deine Worte nicht.“ —

Die Phrase mit den angedrohten zeitlichen und ewigen Strafen, die den Verletzer des Edicts treffen sollen, wird für das Erzeugniß eines thörichten und zorngrimmigen Priesters erklärt, der aus einem Flamen- oder Götzenpfaffen ein christlicher Cleriker geworden sey, herausgesprüht im Weinrausche vielleicht und unter allen Behaglichkeiten des Lebens, und alles ausgeschleuderte, meint Valla, müsse auf den Urheber selbst, und auf niemand andern sonst fallen. Es sind daher diese Verfluchungen alle Constantins unwürdig. Ueber die Art der Niederlegung des Aktenstücks selbst

auf das Grab des heiligen Petrus breitet unser Redner weitschichtig sich aus, und zeigt die vielen Widersprüche, die die Worte des Edicts, so darauf und auf die dabei angeblich statt gefundenen Feierlichkeiten Bezug haben, schon in sich enthalten, mit eben so viel Witz als Bosheit. Nachdem er nämlich über obiges bereits sich ausgesprochen, und die Frage aufgeworfen hat: warum der heilige Paulus, der doch gleich neben Petrus begraben liegt, mit Stillschweigen übergangen werde? — erkundigt er sich weiter: wo denn damals der Körper des heiligen Petrus gelegen? Gewiß noch nicht in dem Tempel, wo er jetzt ruht; noch nicht in einem hinlänglich sichern und bevestigten Orte, dort konnte der Kaiser daher auf keinen Fall die Urkunde hingelegt haben. Oder vertraute er vielleicht dieselbe dem allerseligsten Sylvester, als einem zu wenig heiligen, vorsichtigen und rüstigen Manne nicht an? O Petrus! o Sylvester! o ihr alle Päbste der heiligen römischen Kirche, denen die Schafe des Herrn zur Aufsicht überlassen wurden, warum habt ihr die euch anvertraute Schrift nicht besser bewahrt? warum ließt ihr sie von den Motten zerfressen oder in schlechten Behältern zerfaulen? Ich glaube deßhalb, weil auch eure Körper zerfaulten. Wie thöricht hat also nicht Constantin gehandelt. Seht, die Urkunde ist in Asche zerstäubt; und das Recht zu jenem Privilegium selbst ist mit in Asche zerstäubt. Doch nein, man kann uns noch ein Exemplar der Schrift aufweisen. Wer war der Vielverwegene, der es vom Busen des allerheiligsten Apostels wegnahm? Vielleicht war es ein neuerer Schriftsteller, der eine Geschichte der verwichenen Zeit fabricirte, oder aus Eingebung des heiligen Geistes redete; oder er folgt

der Autorität älterer Schriftsteller, und zwar derjenigen, die über ihr Zeitalter schrieben ꝛc. Deßhalb wer immer den Alten nicht folgt, wird in die Reiche derjenigen gehören, denen das Alterthum selbst Kühnheit zum Lügen giebt. Diese Sache aber, wo immer sie gelesen wird, stimmt mit dem Alterthum eben so schlecht überein, als jene mehr denn thörichte Erzählung des Glossators Accursius von der Sendung römischer Abgeordneten nach Griechenland, um die Gesetze desselben zu erhalten, mit Titus Livius und mehrern andern der ausgezeichnetsten Schriftsteller in Einklang steht.

Auch über Datum und Unterschrift weiß unser Schriftsteller seine äußerst gehaltvollen Bemerkungen zu machen, und vertheidigt sich nun nochmals, während er allmählig dem Schlusse seiner Declamation zusteuert, über seine dabei gehabte Absicht. Er erklärt Constantins Aussatz und die Sage von dem Drachen, die in den gestis Sylvestri nebst manch anderm dieser Art mehr, eine bedeutende Rolle spielt, für eine plumpe Fabel; Sylvesters Geschichte, als von einem Griechen Eusebius verfertigt, dessen Nation zu Lügen und Finten immer schnell aufgelegt und gewandt gewesen sey. Nachdem er aber darauf auch den Ursprung des Namens „L a t e r a n“, und die eigentliche Bedeutung des Wortes „Kephas“ erklärt hat, läßt er seine Gegner den Einwurf machen: „Warum denn läugnen die Kaiser, zu deren Nachtheil die Sache doch vorgeht, die Schenkung Constantins nicht, sondern gestehen sie sogar ein, bejahen und bewahrheiten sie?“ Darauf antwortet Valla mit dem, daß wohl der lateinische, vom Pabste gratis, zur Strafe des bisherigen legitimen Imperators, der aber Italien zur Zeit

der Noth nicht geschützt, keineswegs aber der griechische, und eigentliche Kaiser Ursache habe, zur Erhaltung der berüchtigten Donatio seine Einwilligung zu geben. Er führt nun namentlich Ludwig IV. und Sigmund auf, welch letzterer auf einem seiner Römerzüge, wo er in seiner armseligen Begleitung und von Allem entblößt, beinahe Hungers gestorben wäre, wenn er vom Pabste nicht unterstützt worden. Bei dieser Gelegenheit habe dieser Letztere sodann, der nichts umsonst gethan, die Schenkung wieder herausgepreßt. Valla hält nun auch im Verlauf seiner Rede über den Umstand sich auf, daß man römischen Kaiser sich nennen, und doch auf die Hauptstadt, von der das Reich den Namen trage, verzichten, — daß der Pabst den griechischen Kaiser Italiens und der östlichen Provinzen berauben und einen lateinischen Kaiser schaffen könne, und doch Verträge nothwendig finde; endlich, daß Keiner römischer Kaiser genannt werden könne, der nicht zuvor Rom sich zurückgewonnen. „Mit dem meisten Rechte — meint er dann weiter unten — sollte der römische Pabst sich Augustus nennen lassen, von dem beliebten augere her; es mußte dann nur seyn, daß er, indem er das Zeitliche vermehrt, das Geistige verminderte. Und wirklich kann man auch sehen, daß je die schlimmsten unter den Päbsten am nachdrücklichsten zur Vertheidigung dieser Schenkung sich hingewendet haben. So Bonifaz VIII., der den Cölestin durch Ferngläser, die er in der Wand anbringen ließ, betrog. Auch dieser schrieb über die Schenkung Constantins, beraubte den König von Frankreich, und erkannte, gleich als wollte er nunmehr die Donatio Constantini in Rechtskraft setzen, daß sein Reich stets der römischen

Kirche unterworfen gewesen und wirklich noch sey. Seine Nachfolger aber, Benedict und Clemens, nahmen diese Verfügung gleich wieder als ungerecht und frevelhaft zurück. Was soll nun aber eure beständige Aengstlichkeit, römische Päbste! bedeuten, mit der ihr bei jedem einzelnen Kaiser so sehr auf die Bestätigung der Constantinischen Schenkung dringt: was anders, als daß ihr euerm Rechte selbst mißtraut?"

Der Schluß der Declamation, vielleicht das Stärkste von Allem, verräth, nachdem er mehrfach den Betrug der Päbste, hinsichtlich der vielgedachten Schenkung und die Nichtigkeit aller Gründe, mit der man sie in spätern Zeiten zu beschönigen suchte, so wie das politische Unterdrückungssystem des heiligen Stuhls gegen das römische Gebiet, ferner den geistigen Despotismus, die Simonie und Sittenverderbniß, als Sünden begangen, gegen die übrige Christenheit, herausgehoben hat, das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers ziemlich offen und unumwunden. L. Valla gehörte zu jener Parthei italienischer Patrioten, welche die Wiederherstellung der römischen Republik nicht mehr für einen schönen Traum blos hielten, nachdem es einem Nicolo Rienzi bereits einst gelungen war, längere Zeit das Volk von Rom, während der Päbste Aufenthalt in Avignon, zur Freiheit zu rufen; ein Unternehmen, das blos an der Schlechtigkeit eines durch Laster entkräfteten Pöbels und an den menschlichen Fehlern des, seine Höhe nicht ertragenden Volkstribunes, wieder scheitern mußte.

Wir erinnern uns nicht, in alter und neuer Zeit selbst von den heftigsten Feinden des römischen Stuhls Diatriben gelesen zu haben, die mit der Verwegenheit des Inhalts der hier in vollständigen Auszug gegebe-

nen Rede sich vergleichen ließen; und dennoch stand dieser Mann, der die päbstliche Gewalt alles, weltlichen und himmlischen Schimmers so dreist zu entkleiden wagte, lange noch in wichtigen Staatsämtern bei dem so schonungslos angegriffenen Haupt der Kirche. Ein Beweis, wie trotz des Umstandes, daß die damalige Politik ihre Ziele, unbekümmert um derselben Heiligkeit oder Schimpflichkeit verfolgte, sie doch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Freiheit des Gedankens in der Brust erleuchteter und begeisterter Männer nicht gefesselt werden könne, wenn die politische Freiheit von ihr auch nicht mehr im politischen Leben der Völker geduldet werden möchte. Dieser Umstand allein und die damals in Italien in hohem Grad herrschende Rede- und Preßfreiheit, mit welcher die Gelehrten, und zwar selbst solche, so gegen Rechte und Personen der Päbste die bittersten und gewagtesten Dinge schreiben durften, schützte Laurentius Valla mit seiner Kühnheit vor schwerer Ahndung, die in früheren Zeiten, ehe das Licht der Wissenschaft über Europa wieder aufgegangen war, und später wiederum nach der Reformations-Periode, als die Politik, erschrocken über die praktische Anwendung unschädlich geglaubter Theorien der Untersuchung über die geistliche Gewalt, neuerdings Schranken setzte, unfehlbar ihn entweder auf dem Scheiterhaufen oder in ewigem Gefängniß getroffen haben würde. In Welschland selbst, wo das Volk täglich die Leidenschaften des obersten Hirten der Gläubigen kennen zu lernen mehr als Gelegenheit hatte, ließ der heilige Stuhl wie in Frankreich unter den XI. und XV. Ludwigs frevelvoller Herrschaft der Hof seine doch nicht verhüllende Chronique scandaleuse frei im Publikum herumge-

hen, da sie das, zur Thatkraft untüchtige Volk mehr belustigte, als zur Politik hinzog. Die Gelehrten selbst aber waren über letztere nicht leicht zu täuschen. So lange es daher bei bloßem Schreiben blieb, und die kecken Grundsätze aufgeweckter, ja dem römischen Hof selbst feindseliger Schriftsteller, geltend zu machen nicht Versuche angestellt wurden, schwieg man von Seite der Curie lieber still, verschluckte die bittere Pille, oder ließ durch erkaufte und sonst blindanhängliche Schriftsteller entgegengesetzter Gesinnung das Ganze als einen alten Gelehrtenstreit ausfechten. Nur bei solchen Regierungs-Grundsätzen des heiligen Stuhles konnte es daher geschehen, daß Nicolo Machiavelli, der unsterbliche Maler der Tyrannei und fürstlichen Entartung, den römischen Hof als die alleinige Ursache der tiefen Sittenverschlechterung aller Völker Italiens und als den Hauptgrund hinstellen durfte, weßhalb dasselbe nie zur Einheit mehr gelangt sey, oder künftig gelangen würde; endlich, daß er sogar, um seiner Schilderung die Krone aufzusetzen, die dreiste Behauptung wagen durfte: die Schweizer selbst, die doch als das tapferste und biederste Volk Europa's bekannt, würden, bei 10jährigem Aufenthalt des römischen Stuhls in ihren Gauen eine der feigsten und schlechtesten Nation werden. Dies System änderte sich aber nachmals und mußte sich ändern, als durch die Reformation der Teutschen alle Angriffe wider die Pabst- und Kirchengewalt politischer Natur und die Kehrseiten in der Geschichte jener Beiden als Stützpunkte des großen geistigen Aufstandes angewendet wurden, der ihnen Lebensgefahr und gänzlichen Untergang drohte. Wir lesen daher nirgend, daß Valla für seinen Hauptsturm auf die Schenkung Constan-

tins, die, wenn sie auch bereits von Vielen längst nicht mehr geglaubt wurde, doch ein bedeutendes Ridicül auf manche andere, damit nahe verwandte Machtansprüche der römischen Curie warf, gestraft oder verfolgt worden sey. Denn die von den Mönchen erlittene Verfolgung, und was zu Neapel ihm Schlimmes begegnete, war eine Wirkung anderer, theologisch-philologischer Streitigkeiten. Erst durch das Concilium von Trient erhielt die Declamation die Ehre, unter die verbotenen Bücher ersten Rangs gezählt zu werden. In Teutschland selbst blieb sie bis zu den Zeiten der Reformation unbekannt, ja in ihrem Hauptinhalt auch dem größten Theil der Italiener verborgen. Erst durch die Bemühungen des unerschütterlichen Verfechters der allgemeinen und insbesondere der geistigen Freiheit seiner Nation, Ulrich von Hutten, ward sie neuerdings aufgelegt und bekannt gemacht. Auf die merkwürdigste Weise von der Welt eignete er sie in einer durch Auswahl und Zartheit des Ausdrucks eben nicht sehr sich empfehlenden Vorrede hier ganz, als merkwürdiges Aktenstück, wie Hutten, und mit ihm alle kräftigen Patrioten und Förderer kirchlicher Freiheit, den Wahn über die noch immer rumorende Schenkung, nebst den vielen darauf gegründeten Usurpationen früherer Jahrhunderte, vor allem Volk und dem, den der Gegenstand zunächst betraf, ins Angesicht bekämpften.

Endlich, heiligster Vater — beginnt der kühne Jüngling — hat Deine so glänzende und trostvolle, gleich zu Anfang deines Pabstthums auf deinen Befehl erlassene Verheißung über alle die Vorurtheile gesiegt, welche bis dahin der Verbreitung von Laurentius Valla's Schrift über die Schenkung Constantins

im Wege standen. Denn nachdem die Kriegstrompete des zweiten Julius bereits ausgeklungen, nachdem Du gleichsam die Posaune des Friedens angestimmt, und die christliche Welt zur Hoffnung der Freiheit emporgerichtet, glauben alle nunmehr berechtigt zu seyn, das, was ihnen zusteht, wieder an sich zu ziehen. Was mich betrifft, so hegt ich zwar schon früher die Ueberzeugung, daß, wenn Du einst zur Regierung gelangt seyn würdest, von den alten Schriftdenkmalen, so lange Du Pabst bliebest, gewiß nichts zu Grunde gehen dürfte, indem Du die edlern Wissenschaften stets mit solch gewissenhaftem Eifer betrieben, daß die gemachten Fortschritte darin den gelehrtesten Männern unsers Zeitalters Dich gleichstellten. Als ich aber in Welschland jene öffentliche eingegrabene Inschrift: Leo X., dem Wiederhersteller des Friedens, las, da sprang ich plötzlich von einer nie geahnten Freude ergriffen, auf, und kam da erst von der langen und tiefen Gemüthsbewegung, worin ich früher versunken lag, zu mir selbst zurück. Denn es waren alle die Niederträchtigkeiten lebhaft vor mir gestanden, welche diese Nation von tyrannischen Päbsten früher erdulden mußte. Ich wünsche daher diesem Zeitalter Glück, welches mit Dir das untrügbarste Friedensgestirn erhielt, und welchem aus langer Nacht der Knechtschaft ein neuer Tag der Freiheit herandämmert. Du aber trittst in Wahrheit, als ein oberster Priester in unsere Mitte, da Du den Frieden bringst, während alle deine Vorgänger diesen Namen nicht verdienten, weil sie dem Frieden fremd waren. Denn sie traten keineswegs in Christi Fußtapfen, welcher den Seinen Frieden gab, und als Erbschaft ihnen denselben hinterließ, mit den Worten: Ich gebe euch meinen Frieden: mei-

nen Frieden lasse ich euch zurück. Sie waren mithin auch seine Statthalter nicht, da sie seine Stelle nicht versahen. Denn wer an Gottesstatt regieren will, muß dessen Frieden aufrecht erhalten. Jene aber entfernten sich himmelweit von Christus, verschmähten seine Art zu wirken, und verfolgten sämmtlich eine ganz verschiedene Lebensbahn. Denn sein Geschäft war Friede: diese trieben sich in Kriegen herum. Jener trug durch Unterweisung für die Menschen Sorge: diese fühlten eine Wollust darin, durch die Waffen sie zu verderben. Jener zeigte, sein Reich sey ein himmlisches: diese trachteten nur die Herrschaft der Welt an sich zu reißen. Sie waren also auch nicht heilig, weil sie nicht friedliebend waren. Sie waren nicht Kinder Gottes, weil Christus sprach: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.“

So sehen wir also durch Dich den Frieden wieder hergestellt, der durch die Verkehrtheit Jener gänzlich zusammengestürzt war. Vorzüglich aber empfiengen ihn die Gelehrten mit unbeschreiblicher Freude aus deiner Hand. In ihren Jubel theilten sich ferner auch jene, welchen ein beträchtlicher Theil ihres Eigenthums betrügerisch war entrissen worden. Denn im Gefolge des Friedens, den Du herstellst, kommt auch die Gerechtigkeit zurück, weil nach des Propheten Wort überhaupt, namentlich aber zu dieser Zeit, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Auch Treu und Glaube werden kehren, und jene Tochter der Zeit, die Wahrheit, und die alle überstrahlenden Tugenden, Mildigkeit und Sanftmuth.

Siehst Du wohl, o Leo Dezimus, welch herrlicher Güter Schöpfer Du auf einmal geworden? Indem

Du den Frieden uns brachtest, hast Du zugleich die Bestrebungen für den Frieden, d. h. für alle edlere Künste geweckt und Gerechtigkeit uns zurückgebracht, weil nur im Frieden Gesetze möglich, alle Gerechtigkeit aber nur auf Gesetzen begründet ist. Du hast auch die Freiheit in unsere Mitte zurückgeführt, mit ihrer Begleiterin, der Wahrheit, allen deinen Zeitgenossen zum größten Frommen; denn Friede verträgt sich mit Zwingherrschaft nicht, weil da keiner Sicherheit für das Seine findet, und die Gesetze von den Tyrannen übertäubt werden; eben so ist der Wahrheit ihr Mund geschlossen, weil keine Freiheit vorhanden.

Nun aber sind wir in der That frei, weil wir den Frieden haben, und in dessen Besitz auch den Künsten des Friedens in die Arme uns werfen dürfen. Die Ruhe mithin, die wir unter dem Kriegerreger Julius entbehren mußten, wollen wir nun ganz dazu benützen, uns auf dem Felde der Wissenschaft herumzutummeln. Und so soll denn alles das an's Licht gefördert werden, was lange verborgen lag, und zwar um so eher, je wahrer und freisinniger es geschrieben worden. Ein Buch der Art ist vorliegende Schrift. Frühere Päbste wollten sie deßhalb nicht dulden, weil sie der Stimme der Wahrheit gram waren, Du aber wirst um so mehr Gefallen daran finden, als Du uns früher selbst den Becher der Wahrheit von freien Stücken kredenztest. Denn was kann es Dich, der Du mit dem vollen Gefühl deines Werthes Oberpriester bist, wohl rühren, ob Jene diese Schrift, als wider die Würde des geistlichen Standes geschrieben, ausschrien, oder den Vorwurf ihr machten, daß sie über Päbste Fluch ausspreche? Denn gewiß waren weder jene Männer, streng genommen, Päbste, die die Schen-

kung Constantins erdichteten, da sie keine Hirten waren: noch konnte die eine Kirche genannt werden, welche die Schenkung annahm, da sie nicht die Versammlung aller Christgläubigen war. Wären nämlich diese Leute in Wahrheit Hirten gewesen, so würden sie die Schafe Christi gehütet, nicht aber angefallen und verschlungen haben; ebenso, wäre letztere wirklich eine Kirche gewesen, so würde sie gewiß die Völker zum Leben und zur Freiheit gerufen, nicht aber Reiche und Nationen unter das Joch gezwängt haben. Denn die Kirche spricht folgendes: „Kommt her alle zu mir, die ihr mein begehret, und ihr sollt voll werden von meinen Geschlechtern." Und in der That, sie erfüllet die, so sie einmal in ihren Schoos aufgenommen; dagegen jene Versammlung von Uebelthätern nur mit leeren Worten prunkte, und alles aussog. Es gebot ferner Christus seinen Statthaltern, gute Hirten zu seyn, nicht aber reißende Wölfe; denn also sprach er zu Petrus: Petrus liebst du mich? weide meine Schafe! „Weide, sagte er, meine Schafe, und nicht verzehre mein Volk, wie ein Stück Brod!" Und als er ihn zum Apostelamt berief: ich will euch zu Menschenfischern machen, d. h. ich will es dahin bringen, daß ihr durch Verkündigung meiner Lehre, und durch euern Vorgang in guten Beispielen die vom Glauben Abirrenden der Wahrheit zurück gewinnt." Daß du dies befolgest, und daß die Rückkehr dieses Standes zur alten Pflicht dein Werk ist, indem du allenthalben Friede, Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit wieder ins Leben rufst. — Das ist's, was uns mit Freude und Entzücken erfüllt. Denn kann wohl eine freudigere Stimme, ein süßerer Laut, als dieser vernommen werden?

Traun! mit leichter Mühe, ja durch ein einziges Wort hast Du einen großen Groll aus unsern Herzen getilgt, manche heftige Gemüthbewegung beschworen, Blutbädern vorgebeugt, Aufstände gedämpft. Was glaubst Du wohl, was alles die Zukunft gebracht haben würde, wenn jene Ansichten der Menschen in die Zeiten eines schlechten Pabstes gefallen seyn würden: daß wir nämlich mit Schwertesgewalt so vieles den ungerechten Besitzern entreißen müßten? Dir haben wir's zu verdanken, daß ohne Kampf, in voller Ruhe, wir Alles zurückerhalten.'

Siehst Du nun, Leo, Du in Wahrheit ein Oberhirt, wie ich deine That auslege. Was mit den Waffen sollte erfochten werden, dürfen wir als Geschenk deiner Milde betrachten. Mögen daher Jene ihrer Furcht sich schämen, die etwa noch glauben, Du würdest mit Unwillen die neue Herausgabe dieses Buches mit ansehen; eines Buches, dessen Lesung weiland jene schlimmen Päbste nur verboten. Hast Du doch mit diesen nichts gemein, weil jene nichts gemein mit Christus hatten. Denn mit dem betrügerischen Künsten rißen sie weltliche Herrschaft an sich: Du aber hast, vom hellen Glanz der Wahrheit umgeben, ein himmlisches Reich, d. h. das Reich des Friedens Dir geöffnet. Durch Dich wird jene christliche Wahrheit wieder neu aufblühen, die, nachdem sie lange niedergedrückt war, frisch sich sammelt, und aus dem Kerker jener tiefen Finsterniß, worin sie bisher gefangen lag, wieder zum heitern Lichte sich frei kämpft. Auf diese Hoffnung gestützt, wagt es denn auch Valla, von den Todten zu erstehen, und vor die Augen der Menschen kühnlich wieder hinzutreten, um so mehr noch, da er einst auch die Liebe deiner Ahnen besaß,

von welchen Du sowohl diese Tugend der Großmuth erblich empfangen, als in jeder andern bis dahin geglänzet hast. Denn wenn Du des Politians z. B. als deines Meisters in den Wissenschaften Dich rühmest, so leuchtet Dir ganz das Beispiel deines Ahnherrn Kosmus vor. Gleichwie dieser den höchsten Ruhm darein setzte, in seiner Vaterstadt zu Allem die Macht, keineswegs aber das Gelüsten zu haben, eben so sollst Du auch es als deinen höchsten Stolz betrachten, daß Du, während Du als Gewaltherr herrschen könntest, dennoch vorziehst, als Hirt deine Heerde zu hüten. Was das bewunderungswürdigste uns an Kosmus vorkömmt, ist, daß er, selbst ungelehrt, dennoch die Gelehrten schirmte, von allen Orten sie an sich zog, und mit jeder Hilfe sie unterstützte. Dein Vater Lorenz hingegen achtete die Gelehrten hoch, und ward an wissenschaftlicher Bildung selbst unter die Ersten seines Zeitalters gezählt. Glückseliges Haus, das seine Erhöhung auf die Beförderung der Wissenschaften stützt! Denn wem anders dankt man die großen Geschenke dieses Jahrhunderts, wessen Großmuth die vom Untergang geretteten griechischen und lateinischen Sprachschätze?

Wahrlich die Florentiner in Italien sind die Einzigen, welche es nicht reuen darf, Zwingherren sich gefügt zu haben, nachdem ihnen solche Wohlthaten zu Theil geworden.

So darfst denn auch Du den Valla nach seinem Tode nicht vernachläßigen, der während seines Lebens Jenen so theuer war. Wo sind also die, welche zweifelten, ob Du die Verbreitung dieses Buches gestatten würdest? Scheint es doch beinahe, als wähnten sie, auch dein Herz sey noch von der Hülle des Betruges

jener Menschen umgeben, welche frech in den Tag hinein über Constantin logen; oder: dieses Büchlein sey keineswegs von der Art, daß es nicht nur von Jedermann freiwillig gelesen werden dürfte, sondern selbst mußte, da herrliche Früchte in Fülle daraus entsprießen, wenn die Wahrheit erkannt wird. Er ist zwar verflucht, aber eben deßhalb bieder, weil er bitter gegen die Schlechten ist. Nur gegen die Päbste, nur gegen die Tyrannen beobachtet er keine Scheu. Wenn aber Griechenlands Städte einst den Tyrannenmördern Kronen aufsetzten, welchen Ruhm wollen wir denn denjenigen geben, so das Tyrannenthum selbst bekämpfen? Oder wenn es von Frömmigkeit zeuget, sein Vaterland zu lieben, wie kann wohl derjenige gottlos handeln, der desselben Feind hasset. Oder sprich, waren nicht all jene Päbste geradezu Feinde der Christen, welche das Vermögen Aller an sich rißen, und alle Freien in die Knechtschaft stießen? welche die Könige ihrer Herrschergewalt, die Bürger ihres Eigenthums beraubten? welche uns, zum Ruin unserer Familiengüter, so viele Bischöfe mit Pallien von Rom aus uns zuschickten? Oder kannst Du die Statthalter Christi nennen, welche seine Stelle nie versahen, Christi, von denen geschrieben steht: seine Stelle ist im Frieden geschaffen. Wenn jene Tyrannen heißen, welche über freie Menschen der Herrschaft sich anmaßen, um wie viel mehr gebührt dieser Titel dem, welche dem Bewahrer der Freiheit, dem Beherrscher der Römer selbst ein Joch auflegt.

Nicht den Päbsten also flucht Valla: den Zwingherrn nur sagt er die Wahrheit, und ich glaube, daß er deßhalb deinen ganzen Beifall verdiene; ich sage deinen, der Du solch ein Geschlecht, und solche Ahnen

zählst; durch so hohe Gelehrsamkeit, ja selbst durch den bloßen Namen strahlest. Nein! keinem Medicäer ziemt die Lüge; solch klare Geistesbildung nimmt seine Verkehrtheit in sich auf. Die Großartigkeit eines Leo verträgt mit solch niedrigem Betruge sich nicht, denn ihr schwebt beständig jener Spruch des griechischen Dichters vor; „Laß dem Sklaven die Lüge; des Freien Schmuck ist die Wahrheit!" Uebrigens zeigt Lorenz nirgend mehr, als gerade in diesem Büchlein, was für ein Mann, und von welchen Gesinnungen er beseelt sey, indem er, trotz der augenscheinlichen Gefahr, die nach der damaligen Stimmung des Zeitalters ihm bevorstand, im Geringsten nicht die Wahrheit im Stiche lassen wollte. Um viel richtiger und christlicher handelt er mithin, als neulich jener Esel, welcher die Urkunde jener saubern Schenkung, die er aus dem Griechischen übersetzt zu haben vorgab, Julius II., nicht ohne gewaltigen Schimpf für diesen, neben ihm betrachtet, gewiß sehr gelehrten, und in jeder Hinsicht bessern Mann überreichte, während wir alle nicht wissen, ob sie wirklich griechisch sey. Jener schmeichelte, um einem Einzigen zu gefallen; dieser redete die Wahrheit, um Vielen zu nützen. Was fehlt ihm also, um vollkommen ein Christ, und Biedermann zu seyn.

Wahrlich die haben Dich schlecht gekannt, welche befürchteten, diese Arbeit Valla's möchte Dir unangenehm seyn. Denn wenn sie Dich wirklich gekannt hätten, würden sie nicht das Thun und Treiben räuberischer Päbste zum Maasstab deines Lebens nehmen. Von dieser Volksmeinung weicht die meinige himmelab, wenn ich sowohl täglich Herolde deines Ruhmes höre, als dein zu den schönsten Hoffnungen berechti-

gendes Versprechen erwäge. Denn Du stellst den Frieden her. Zwischen dem Räuber aber und dem Beraubten kann, wenn letzterem nicht das Seinige erstattet wird, kein Friede seyn. Auch Du würdest uns deßhalb nur leere Worte vorgespiegelt haben, wenn Du nicht zugleich die Absicht gehabt, die Sache selbst uns zurückzustellen. Eben so würdest Du auch gegen mich gewaltig in Zorn entbrennen, wenn ich nicht nur gegen meine innerste Ueberzeugung, sondern selbst gegen die öffentliche Meinung (doch wo könnte diese so sich aussprechen) Dir hätte beweisen wollen, alles das sey eitel Lügenwerk, was jene Afterpäbste von Constantin erdichtet, als habe nämlich dieser die Herrschaft über das Abendland zugleich mit der Hauptstadt seiner Völker, Rom, auf sie übertragen. Bei diesen wundre ich mich nur über ihre Unverschämtheit, daß sie sich nicht entblödeten, etwas zu behaupten, von dem sie wissen konnten, daß kein Mensch es glauben würde, den Teutschen freilich glaubten sie es weis machen zu können, weil von diesen die Sage geht, sie hätten kein Gehirn und gebrauchten deßhalb auch ihren Verstand nicht. Hätten sie es aber mit andern Völkern zu thun gehabt, so würde diese Erdichtung nicht so kahl, und sie bei ihrer Finte etwas vorsichtiger zu Werke gegangen seyn: es sey denn, daß einer hervortrete, und zeige, daß, noch ehe das Reich auf die Teutschen übergieng, gegen irgend einen Kaiser zuerst die List versucht worden. Bei Gott, ich schäme mich hier beinahe meiner Ahnen, daß sie so stumpf waren, und durch eine List sich angeln ließen, welche selbst von Knaben hätte gewittert werden sollen. Aber um so größeres Hasses werth ist dieser Betrug, je niederträchtiger sie unsre Gutmüthigkeit mißbraucht haben.

Wer, o Leo, kann wohl das Glück sattsam bewundern, so Dir zu Theil geworden, daß nämlich mit Dir gerade der bessere Geist der Päbste erwacht ist. Denn von nun an wird die Kirche bessere Päbste zählen, wenn jenes Versprechen nicht nur von Herzen kommen soll, sondern wirklich von Herzen kommt. Es ist daher wirklich eine Beleidigung von Seiten derjenigen Dir zugefügt, welche glauben, Du würdest die Schriftsteller über das höchst unverschämte Machwerk von der Schenkung Constantins zur Strafe ziehen. Denn gegen jene Päbste, die solch lästerliche Lügen schmieden, soll man geradezu ohne Scheu das Bitterste reden, das Keckste thun dürfen. Warum nicht? sind es doch Räuber, Diebe und Tyrannen gewesen. Denn gibt es wohl einen größern Räuber, als denjenigen, welcher seinem Rauben gar kein Ziel setzt? Sie waren es, welche jeden Anlaß schlau benutzend, von kleinen Anfängen bis zur großen Virtuosität ihr Plünderungssystem ausbildeten, welche Gnaden feilboten, Condonationen, Dispensationen, und eine Anzahl Bullen dieser Art schon seit so langer Zeit verkauft; welche einen Preis auf die Vergebung der Sünden gesetzt, aus den Höllenqualen einen Gewinnst gemacht, und unsre eignen Priesterpfründen, das Almosen unsrer Väter uns wieder verschachert. Sie waren's, die den Teutschen angaben, es sey keiner Bischof, der nicht von ihnen ein Pallium um viele tausend Ducaten gekauft; welche damit nicht zufrieden waren, alljährlich außerordentliche Steuern einzutreiben, sondern überdies noch, so oft es ihnen in den Sinn kam, Leute herschickten, welche unter mancherlei Vorwänden Gelder sammeln mußten, bald, als gält es der Rüstung zum Türkenkrieg, bald zum Bau der

heiligen Petruskirche, dessen Vollendung aber ihre Sorge gar nicht ist. Ungeachtet nun diese all das Hererzählte verübten, so wollten sie dennoch vom Volke als die Allerseligsten und Allerheiligsten gegrüßt werden, wollten jede Rüge oder Verbesserung ihrer Sitten niederschlagen. Wenn daher irgend ein Mann an die alte Freiheit erinnerte, oder den Räubern ein Hinderniß, oder ihren Sitten ein strafend Urtheil entgegen warf, der ward an seiner Seele verflucht, und arglistig dem Tod überliefert.

Hälst Du daher, großsinniger Leo! den nicht für Deinen ärgsten Feind, der in der Reihe dieser unersättlichen Räuber und blutgierigen Tyrannen Dich zu stellen wagt? Oder scheint Dir derjenige nicht auf große Verdienste Anspruch zu haben, welcher Dich, der nichts mit jenen Gesellen gemein hat, laut preiset, letztere aber, was irgend auf eine Nachfolge Petri Bezug hat, geradezu abspricht? Oder wirst Du, der Wiederbringer des Friedens, den nicht segnen, welcher diesen Anstiftern so vieler Kriege und Aufstände geflucht haben? Gewiß, wie ich Dich kenne, wirst Du ihnen selber fluchen, damit auf Jeden von ihnen jenes Prophetenwort sich anwenden lasse: „Er liebte den Fluch, und sieh', er ist auf ihn selbst gekommen: er weigerte den Segen, und sieh', er hat sich von ihm gewandt.“ Denn jene stürzten, also verfluchend, Menschenseelen in den Untergang, als wären sie nicht mehr ein dem Herrn theures Besitzthum. Und so waren sie auch keine Hirten, weil sie die Seelen nicht hüteten, sondern verdarben, und den die Heerde umschleichenden Raubwölfen Christi Schafe selbst überantworteten. Keine Hirten also, sprech' ich, waren sie, sondern Wölfe; keine Wächter, sondern Verräther und

Diebe. Deßhalb mag mit vollem Recht ihnen geflucht werden, weil die von Gott verworfen sind, denen Gottesfriede nicht im geringsten anlag. Endlich war auch kein Pabst in der Kirche, so lange darin nicht Friede herrschte; so lange man weder Gutes thun, noch reden durfte, und so lange jene gefräßigen Wölfe in dem Schafstall des Herrn wütheten; endlich jene in ihrer Art einzigen Tyrannen über den christlichen Erdkreis herrschten, von denen Jeremias sagt: „Viele Hirten haben meinen Weinberg zerstört, und mein Erbtheil zertreten.“ Denn wenn Jemand ein um so schlimmerer Tyrann ist, je mehr Bürgerleben er vernichtet, um das seinige sicher zu stellen: was soll man dann erst von jenen sagen, welche, um Reichthümer zu gewinnen, die Geister langsam hinmorden, welche sich nicht damit begnügen, der Verfechtung der Wahrheit willen die Körper zu tödten, sondern die Seele selbst, die Gottesfreundin und die Gottesbraut erwürgen; die der Hölle entrissene Beute, den Lohn für so viele Drangsalen, den mit dem Blute Christi erkauften Preis feil bieten, und zerreißen und verschlingen. Diese alle beneideten wir keineswegs um ihre Macht, sondern haßten sie um ihrer Schlechtigkeit willen.

Dagegen konnten wir nicht Odem genug finden, um die Liebe zu Dir, heiligster Leo, und wie tief sie bereits in aller Christenherzen gewurzelt, zu schildern. Zu Dir, der Du die Liebe der Welt, die Freude des Menschengeschlechts, der Hersteller des Friedens, der Vertilger der Kriege, der Bürge unsrer Sicherheit, der Stiller aller Wirren, der Vater und Nährer der Wissenschafren und edlern Künste, der Verbreiter glücklicherer Geistesbildung geworden; von dem bei dem

Propheten geschrieben steht: „In desselben Tagen werden Gerechtigkeit und Fülle des Friedens aufgeh'n."

Sprich, faßt nicht all dies gründlicheres Lob in sich, als jene Hymne, so neulich dem Julius von wegen seiner kriegerischen Triumphe abgesungen worden. Denn es zeugt von Thaten, eines Pabstes würdig, letztere von Thaten eines wilden Tyrannen. Denn alle die, ich wiederhol' es noch einmal, waren nicht Päbste zu nennen, welche irdische Herrschaft auf was immer für eine Weise an sich rissen, noch weniger Statthalter Christi, und Nachfolger Petri, welche die besondere Schenkung Constantins, so weder je geschah, noch geschehen konnte, geltend machen wollten. Lauten Tadel über diese auszusprechen, halt' ich um so weniger gottlos, daß ich's vielmehr als gewaltige Verunglimpfung päbstlicher Würde ansehe, wenn man dieselben in Schutz nehmen wollte. Zu Dir aber hab' ich das feste Vertrauen, daß Du huldvoll meinen Schritt aufnehmen werdest, vermöge dessen ich die Schrift des Laurentius Valla über diesen Gegenstand, welche vor einiger Zeit unterdrückt und verdammt worden war, aus ihrer Verborgenheit an's Licht, und von dem Untergang zum Leben ziehe, und rette. Ja ich eigne sie sogar Dir zu, damit es offen am Tag liege, wie uns allen mit deiner Pabstwürde die Freiheit nun erblüht, und Befugniß gegeben ist, frei zu sprechen und zu schreiben.

Obgleich ich nun keineswegs daran zweifle, daß sie deinen Beifall im höchsten Grad erlangen werde, so werd' ich mir doch, sobald Du öffentlich Dich und deine Einwilligung dazu ausgesprochen hast, Mühe geben, fürderhin noch Manches dieser Art aufzusuchen. Indeß erhalte Dich unser Heiland und Erlöser Chri-

stus noch lange als Pabst mit solcher Milde und Freisinnigkeit." — — —

Der tiefbeleidigte Leo zürnte schwer solch unerhörter Verwegenheit, und die Wiederaufregung eines so verhaßten Gegenstandes, und die Verbreitung einer bisher nur wenigen Wälschen und einigen Gelehrten anderer Nationen bekannten Diatribe gegen den heiligen Stuhl [23]) nebst der, wahrscheinlich als Ironie ausgelegten zutraulichen Vorrede unter den bereits von einiger Gährung ergriffenen Teutschen, war hauptsächlich in den Beschwerde-Punkten aufgezählt, durch die der Pabst die Ausweisung des Ritters aus Mainz von dem Erzbischof Albrecht erwirkte.

Mit vieler Freude empfieng nicht nur das ganze freisinnigere Teutschland diese neue Ausgabe von Valla's Schrift und Huttens Zueignung, welche beide gleich stark, in einer, dem Ausbruch einer geistigen Revolution nahen Zeit bedeutend wirken mußte, sondern auch namentlich ward Luther, den die Schrift zu seinem begonnenen Kampf, nach mehrern Berichten, sehr gestärkt und ermuthigt haben soll, von ihrem Inhalt angeregt [24]). Noch im Jahre 1537 gab er daher einen eigenen Sermon heraus, in welchem die Schenkung Constantins verteutscht und mit Glossen Phrase für Phrase begleitet ward, die an Spott, Witz und Bitterkeit und an schonungsloser Heftigkeit gegen den römischen Stuhl wenigen seiner übrigen Invecti-

[23]) Hutt. Opp. T. II. p. 401—419. Teutsche Ausgabe. B. I. Leipz. 1822.]

[24]) Der Kardinal Bellarmin nannte noch in später Zeit L. Valla einen Vorläufer der Lutherischen Ketzerei. Lit. Conv. Bl. a. d. a. S.

ven nachgeben [25]). In der Vorrede thut Luther, von dem barbarischen Latein der Urkunde ebenfalls erschreckt, das Geständniß: „Wenn ich nicht so geneigt wäre, und Lust hätte zu thun, was dem Teufel verdrießlich ist, zu voraus, wo Gottes Ehre daraus kommen kann, so hätte ich dieses Stück aus dem heiligen geistlichen Recht nicht vorgenommen zu verteutschen, so gar schändlich, verzweifelt, böse Latein ist's. Aber es hat sollen seyn, daß die schändliche, verzweifelte, böse Lügen mit keinem andern, denn solchem schändlichen, verzweifelten, bösen Latein beschrieben würde u. s. w." Hierauf macht Luther den Uebergang zur Sache selbst mit den Worten: „Wer nun Ohren hat zu hören, der höre: Eine weidliche, fette, dicke, wohlgemästete ꝛc. Lügen. Denn also stehet's im geistlichen Recht, Dist. 96. c. Constantinus." — Der glossirten Urkunde folgt sodann ein ziemlich langer historischer Commentar, in welchem Luther sowohl die Nichtigkeit und das Lügenhafte [26]) der Donatio (welche nach seiner Meinung die Päbste erstlich trunken gemacht wie ein süßer Wein, und hernach toll, thöricht, rasend und unsinnig, bis sie Kaiser und Gott würden über die ganze Welt — und welche von den allerheiligsten Vätern zu Rom für den allerwichtigsten Artikel des christlichen Glaubens gehalten worden, den man immer gesucht auf die Beine zu bringen, —) als auch die bedeutenden politischen Folgen und die Verwirrungen,

---

[25]) Die von Luthero verteutscht herausgegebene Fabel von der Donatione Constantini, an das aufgeschobene Concilium zu Mantua.

[26] Die Gesta oder Legende Sylvesters nennt Luther stets nur die Lügende von Sylvester.

so sie in allen Reichen und in geistlichem wie in weltlichem Rechte angerichtet, mit den allergrellsten, ihm so eigenen Farben schildert. Daß diese häufig zu dick aufgetragen worden, und manches mit der Donatio und ihrer Geschichte in Verbindung hier gesetzt wird, was durchaus seine eigenen, ihr völlig fremden Beziehungen hatte, läßt sich gleichfalls nicht läugnen. Die Hauptgründe der Verwerfung des angeblichen Schenkedictes sind zum Theil aus Valla's Schrift genommen, durch Luther aber mit manchen eigenthümlichen Ansichten vermehrt und überhaupt durch die Art der Verarbeitung unter seiner Feder sehr interessant und genußvoll, obgleich die vielen Wiederholungen einer zorngrimmigen Polemik sehr oft den Leser stoßen, und den Genuß ihm stören.

Von Laurentius Valla aber [27]) bis zur Zeit der Reformation war, trotz dem, daß Teutschland gar nicht, von den übrigen Völkern und den Italienern selbst nur der kleinste Theil die Schrift jenes erstern recht kannte, der Zwischenraum nicht ohne viele andere Streiter gegen die Schenkung Constantins geblieben, und zwar befand sich in ihrer Reihe ein Mann, der, wie bei vielen andern Produkten seines kräftigen und hellsehenden Geistes, so auch hier nachmals in nicht geringe Verlegenheit kam: wie die frühern Grundsätze seines Lebens und heißen Kampfes gegen kirch-

---

27) Nach den Centur. Magdeb. (p. 569. Centur. IV.) war es Marsilius Patavinus, der noch früher als Valla, nämlich schon um das Jahr 1324 in einer Schrift, betitelt: „Defensor pacis" wider die Donatio auftrat. Weil aber L. Valla der erste ausführlichere und gründliche Bekämpfer war, pflegt man ihn allgemein zuerst zu nennen.

lichen Despotismus mit spätern Würden und legitimen Regierungsmaximen versöhnt werden konnten. Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Pius II. seine mit Properzischer Glut geschriebene Geschichte zweier Liebenden, seine Vertheidigung der Oberherrlichkeit der Concilien über den Pabst, und so manche Schutzrede für die Rechte und Freiheit der allgemeinen Kirche gegen Kurialgewalt widerrief, mußte auf dem päbstlichen Stuhle oftmals Reue empfinden, ebenfalls einen Ausspruch über die Donatio Constantini gethan zu haben, der nicht so leicht zu widerrufen war, und wenigstens, wenn auch ihn nicht compromittirte, doch immer zu gefährlicher Deutung und zu Spöttereien mehr als einen Anlaß darbieten konnte. Dieser Ausspruch war in Bezug auf die Constantinische Schenkung unter Anderm in den Worten abgefaßt: „es gibt armselige Legisten genug, die in Disputationen über dasjenige sich abmühen, was nie existirt hat [28]."

---

[28]) Vgl. damit die spätere Aeußerung: Als ich als Laie (er lügt, denn er war Geistlicher) zu Basel dem Concilum beiwohnte, war ich mit den Laien gegen die Kirche gestimmt, mehr aus Habsucht, als Wahrheitsliebe (sic); jetzt bin ich anderer Meinung, doch weiß ich nicht, ob aus besserer Ueberzeugung, oder aus Leidenschaft (sic? Wie tröstlich für die anvertraute Heerde)! Es ist gewiß viel besser für das Volk, von einem guten Priester, als von Laien regiert zu werden; eine gerechte, blos für die Unterthanen sorgende Regierung wurde nirgends in der heiligen Schrift den Priestern untersagt. (Sie nahmen sich das Recht von selbst, ungeheißen. Wer sich widersetzt, wurde gesteinigt, und Saul, der seine Königswürde fest und männlich behauptete, heimlich untergraben und zu Tode gehetzt). Man will anführen, daß alle von Geistlichen beherrschte Staaten in das äußerste Elend

Ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, Canus [29]) drückt ungefähr in dem gleichen Sinn sich also aus: „Noch andere, deren Tendenz ziemlich stark dahin geht, die Majestät und Größe der römischen Kirche zu verringern, lassen sich in Streithändel über die Schenkung Constantins ein.“

Ausführlicher und gründlicher aber noch gieng Nicolaus von Cusa in das Detail dieser merkwürdigen Streitfrage ein. Dieser große Staatsmann und Priester des XV. Jahrhunderts, dessen scharfforschendem und freisinnigen Geiste weder das von Distinctionen und Glossen umdüsterte römische Recht, noch die scholastische Philosophie, noch die Mönchstheologie seiner Zeit genügte, sondern der vielmehr in den Geheimnissen der Natur und in den Beispielen der Geschichte für den brennenden Wissensdurst sich Nahrung, für sein Leben und Lehren aber sich Grundsätze suchte, — dieser, ein geborner Teutscher, in seiner Jugend strenger Geisler der Thorheiten und begeisterter Verfechter der Kirchenfreiheit, in vorgerückterem Alter Eugens IV. Hauptstütze, Kardinal und Erzbischof, — gab damals, als freie Ueberzeugung noch über Rücksichten der Politik und Dankbarkeit siegte, in Betreff

---

gestürzt wurden; dies kommt eben daher, weil die Untergebenen ungehorsam und zum Aufruhr geneigt waren, oder weil die Päbste ihre weltliche Macht mißbraucht und tyrannisch geherrscht haben.“ — (Lit. C. Bl. 152). Wie naiv und ehrlich unser Pius sich hier benimmt. Wollten unsere modernen Ultramontaner sich hier ein Beispiel nehmen. Vgl. auch über Aeneas Sylvius Bellarm. de script. eccles. I.

[29]) Loci Theologici. I. 12.

der Donatio folgende Erklärung in einem seiner gelungensten Werke [30].

Nachdem er zuvörderst, am Schlusse des ersten Kapitels, wo zwischen der Gewalt des Pabstes und jener des Kaisers abgehandelt wird, die Parallele gezogen, daß Kaiserliche Majestät über alle, dem Reiche Unterworfenen de jure dieselbe Gewalt besitze, welche der römische Patriarch über die der römischen Kirche unterworfenen Bischöfe ausübe; ferner, daß, gleichwie unter sämmtlichen Patriarchen der Römische der Erste, also auch unter allen Königen, der König der Römer der Erste auf Erde sey, und die Erzbischöfe mit den Herzogen, die Bischöfe aber mit den Grafen in gleichen Rang zu setzen seyen; — kommt Kusa auf das nähere Verhältniß des Reiches zur Kirche also zu sprechen:

„Vor allem sollte nun der Grundsatz festgesetzt werden; auf welche Weise das Reich von Gott heilig sey; und dann: ob es unmittelbar von diesem abhänge? Hierauf: wo es heutzutage vorhanden, und ob es in Wahrheit durch den Pabst von den Griechen auf die Teutschen in der Person Carls M. übertragen worden sey; endlich: welche Gewalt die Churfürsten des Reichs genießen? — Weil aber diese Streitfragen schon mannigfach und weitschichtig von vielen neuern Gelehrten behandelt worden, so beschloß ich darüber zu schweigen. Nur das Eine kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, was beinahe eine von Jedermann unbezweifelte Meinung ist, nämlich, daß Kaiser Constantin das abendländische Reich dem

---

[30]) De Concordantia Catholica. L. IV. cap. 2. (Op. Nicol. de Cusa Basil. 1565. Fol.)

römischen Pabst Sylvester und seinen sämmtlichen Nachfolgern, als ein ewiges Geschenk, übergeben habe. Wenn nun auch der Grundsatz von der Einheit der Oberherrschaft den Begriff: daß es gemäß diesem zwei Häupter geben würde, als jeder guten und strengen Ordnung widerstreitend, ausschließt, so dürfte doch immer daraus hervorgehen, daß es nach dem strengen Recht keinen Kaiser im Abendland geben könne, der nicht das Reich für abhängig vom Pabst anerkennen würde. Die Wurzel dieser aufgekommenen Meinung verfolgte ich deßhalb, so weit ich konnte, und gab im Voraus selbst das als unbezweifelt zu, daß Constantin eine solche Schenkung habe machen können, obgleich diese Streitfrage bis dahin weder gelöst worden ist, noch wahrscheinlich je gelöst werden wird. Wenn die Sache aber wirklich so ist, wie man vorgibt, so muß ich mich über die Maßen darüber wundern, daß sie in keinen autenthischen Büchern und bewährten Geschichtwerken angetroffen wird. Ich las und las abermal alle Thaten der Kaiser und Päbste durch, so ich nur finden konnte; eben so die Geschichten des heil. Hieronymus, der von dem unermüdlichsten Fleiß beseelt war, Alles zu sammeln; sodann seine Werke selbst, jene des Augustinus und noch vieler anderer der bewandertsten Schriftsteller mehr; ich durchblätterte alle Akten der heiligen Concilien, die nach dem Nicänischen gehalten worden sind, und fand nirgend eine Uebereinstimmung mit dem, was über jene Schenkung heutzutage verbreitet ist. Der heil. Pabst Damasus zeichnete, wie es heißt, auf innständiges Bitten des heil. Hieronymus, die Handlungen und Begebnisse seiner Vorgänger auf; aber auch in diesem Werke findet man unter der Rubrik,

die von Pabst Sylvester handelt, dasjenige gar nicht, was allgemein doch behauptet wird. In gewissen Historien ist zu lesen: Constantin habe von Sylvester die Taufe empfangen, und dieser nämliche Kaiser sodann jene drei Kirchen des heiligen Johann und des heiligen Petrus und Paulus auf das Prachtvollste ausgeschmückt, auch sehr viele jährliche Einkünfte, die von verschiedenen Theilen der Erde, aus verschiedenen Provinzen und Inseln bezogen werden sollten, zur fortwährenden Bestreitung der Lampen, des Balsams, und des Nardenöhls nebst andern Artikeln mehr, zum Geschenke gemacht; von dem Allem kannst du eine ausführliche Ermahnung in jenem Buche der Päbste finden.

Allein weder von der Schenkung irgend einer zeitlichen Herrschaft, noch viel weniger des gesammten abendländischen Reiches, ist auch nur eine Sylbe darin enthalten. Wohl aber schickte, als Astolf, der Longobarden König, nachmals das Exarchat von Ravenna nebst vielen andern Distrikten eroberte, Stephan II., durch seinen Vater Constantin Römer von Geburt, eine Menge Gesandte an Astolf, und forderte ihn auf, jene Gebietstheile der kaiserlichen Bothmäßigkeit wieder zurückzustellen; darauf, als Astolf dessen sich weigerte, reiste Stephan zu Pipin und salbte ihn und seine zwei Söhne zu Königen. Mit demselben Stephan war auch ein Abgesandter des Kaisers geschickt worden, und beide erhielten von Pipin das Versprechen, den Astolf zu bestimmen, daß er, dem Reich jene Länder zurückerstatte. Pipin fertigte nun Boten an ihn ab, richtete aber nichts aus. Da er also auf diese Weise von Astolf die Restitution nicht erwirken konnte, so versprach er Stephan, daß er mit gewaffneter Faust das Geraubte Jenem wieder

entreißen, und dem heil. Petrus sodann es schenken wolle. Als der kaiserliche Abgesandte dies gehört gehört hatte, kehrte er an seinen Hof zurück; Pipin erfüllte, was er versprochen. Die Form dieser Schenkung aber ist in den Geschichten des vorerwähnten Stephans also enthalten, daß alle vergabten Güter einzeln und namentlich benannt sind.

Der Pabst Zacharias trug die Herrschaft über das Reich der Franken auf Pipin über, nachdem er den König Klodewig [31]) abgesetzt.

Darüber vergleiche 15. p. 6. alius et ja glo. c. venerabilem; aus diesem glaube ich, daß Pipin auf jede Weise den apostolischen Stuhl begünstigte. Einige Zeit hierauf aber nahm König Desiderius jene Städte, oder wenigstens einen Theil derselben, zu den Zeiten Hadrians VI. (?) wieder ein. Der Pabst fertigte viele Gesandtschaften an ihn ab, und forderte das rechtmäßige Besitzthum des heiligen Petrus zurück, konnte aber nichts erlangen. Da wurde Carl der Große von Hadrian um Hülfe angerufen, und dieser erkämpfte und gab das Verlorne dem heiligen Petrus wieder, in einer feierlichen Schenkung, die jener Geschichte des Pabstes Hadrian beigefügt worden ist.“

„Aus diesem allem geht hervor, daß Constantin die Herrschaft über das Exarchat von Ravenna, über die Stadt Rom, und das übrige Abendland keineswegs dem Pabst übergeben habe. Daher liest man denn auch beständig, daß die Kaiser von da an, bis zu den vorgedachten Zeiten, Rom, Ravenna, und die

---

[31]) Hier muß Kusa sich verschrieben und Klodewig statt Childerich gesetzt haben.

Mark nebst vielen andern Gebieten mit voller Gewalt wie früher besessen. Auch der Text in 96. dist. bene quidam, wo von einem patrizischen Präfect im Namen Königs Odoaker die Rede ist, und; 63. dist. Agatho 96. dist. eum ad rerum de similibus — liefert einen Beweis hiefür. Wir lesen auch ferner, daß die römischen Päbste die Kaiser ihre Herren genannt haben; denn es schreibt Pabst Agatho an denjenigen Kaiser Constantin, welcher die sechste Synode versammelte, und viele Jahre später auf jenen ersten gefolgt war: wie daß die Stadt Rom seine, des Kaisers, dienstpflichtige (servibilis) Stadt sey. So auch Pabst Bonifacius an Honorius, wo er sagt: „weil ich selbst das römische Priesterthum zu regieren habe, der Kaiser aber alle weltlichen Dinge." Am Ende aber bedient er sich des Ausdruckes: Rom sey die Stadt seiner Mildigkeit. Dieser Text steht in 91. dist. ecclesiae. Um kurz daher mich auszudrücken, so habe ich nirgendwo auch nur etwas gelesen, was die Behauptung entkräftete, daß bis zu den obgedachten Zeiten Pipins der Kaiser stets im Besitz vorerwähnter Gebiete geblieben sey. Ich habe ferner auch niemals gelesen, daß irgend ein römischer Pabst bis zu Stephans II. Zeit, über jene Gebiete im Namen des heiligen Petrus irgend ein Recht sich herausgenommen hätte. Diese Ansicht halte ich daher für die allein wahre, trotz der allgemein ausgesprengten Meinung vom Gegentheil, die in der „Palea Constantinus 96. Dist." enthalten ist; denn wäre jenes Vorgeben nicht ganz apokryphisch gewesen, so würde Gratian es gewiß in den alten Handschriften und Sammlungen von Kanons gefunden haben; weil er es aber nirgend fand, so fügte er

es seiner Sammlung gar nicht bei. Deßhalb gab diejenige Sammlung, welche sie später aufnahm, dieser erdichteten Schrift den Titel einer Palea, wie man noch viele andere unserer apokryphischen Bücher überschrieben findet. Auch ich fand dieselbe einst in einem gewissen Buch der Länge nach abgedruckt, so zwar, daß sie noch viel mehr enthielt, als die Schrift, welche in der angeführten Stelle jenes Decretes steht, und, indem ich sie sorgfältig untersuchte, fand ich aus dem Aufsatz selbst heraus die offenbarsten Beweise ihrer Erdichtung und Falschheit, die hier alle anzuführen eben so weitschichtig als unnütz seyn würde. Zu bemerken kommt aber vorzüglich auch das, daß der Text: Constantinus nonagesim. sext. dist. aus einer Legende des heil. Sylvester ausgezogen wurde, und der Betrüger, der das Decret verfälscht, die Autorität jenes Textes auf die Gutheißung des Gelasius in einer Synode gründet. Ich bitte nun diese heilige römische Approbation, in der 15ten Dist. selbst nachzusehen, und man wird sie von wenigem Gewichte finden, weil sie selbst sagt, der Verfasser (jener Legende) sey unbekannt, dieselbe könne aber doch von den Catholiken gelesen werden; und Jedermann unschwer selbst erwägen kann, was es mit dieser Approbation für eine Bewandtniß habe, die außer jenem: sie könne gelesen werden, weiter nichts enthält. Denn es gibt mehrere Geschichten des heil. Sylvester, eine, worin das nicht gefunden wird, was der heil. Damasus beifügt; eine andere, deren Verfasser man nicht kennt, und von der der Text sagt, daß sie zwar nicht ächt sey, aber doch gelesen werden könne. Er sagt auch nirgend, daß jene Sache in ihr enthalten sey; eben so haben die alten Decrete den Text nur bis zu den

Worten: Verum etc. Das Gleiche ist inclusive bei den römischen Päbsten der Fall, und so findet man in jenen Büchern besagtes: Ver. de historia Sylvestri durchaus nirgends. Selbst die fünfte allgemeine Synode, welche der approbirten Bücher sämmtlicher Lehrer und aller gutgeheißenen Schriften Erwähnung thut, ja die Synode Pabst Martins selbst, so gegen die Verfechter der Einheit des Willens in Christo, nämlich gegen Petrus und Sergius gehalten wurde, und ebenfalls sämmtliche approbirten Schriften in's Gedächtniß zurückruft, wie ich selbst eingesehen habe, erwähnt jene Geschichten mit keiner Sylbe; auch kein anderer approbirter, oder von irgend einer Seite nahmhafter Schriftsteller, so viel mir nur immer vorgekommen, ist unter denen, die für die Aechtheit stimmen. Ich las am Ende des 24ten Buches der Geschichten des Vincentius, daß nach dem heiligen Hieronymus Constantin seine Gemahlin Fausta, und seinen Sohn Krispus grausamer Weise getödtet habe, und, da er auf dem Todbette von Eusebius, dem Bischof von Nicomedien, getauft worden, somit auf den Abweg der Arianischen Ketzerei gerathen sey. Von dieser Zeit an — meldet Hieronymus — folgte nichts als Raub in der Kirche und Zwietracht auf dem Erdkreis, bis auf die gegenwärtige Stunde. Dies alles nun widerspricht dem Werke von dem Leben Sylvesters, welches nach Vincentius von einem, dessen Namen er nicht kennt, aus dem Griechischen übersetzt worden, wie es im nämlichen Buche Cap. 9. enthalten ist, offenbar. Und wer wollte nicht lieber dem längst approbirten Hieronymus glauben, als den Schriften eines unbekannten Gelehrten, welche doch als apokryph angesehen werden müssen,

so lange man den Namen dieses Schriftstellers nicht ausgemittelt hat? Der Text auch, welcher dem Pabst Melchiades zugeschrieben wird, der unter 12. q. 1. futuram, enthalten ist, und unserer so eben ausgesprochenen Behauptung einigermaßen im Weg zu stehen scheint, ist nicht vom Pabste Melchiades, sowohl einer Glosse zu Folge, als der Wahrheit der Sache gemäß. Denn Melchiades war Sylvesters Vorgänger, wie aus dem Katholog der römischen Päbste klärlich sich ergibt. Wenn nun auch die allgemeine Sage wahr seyn sollte, daß Constantin von Sylvester die Taufe empfangen, so folgt daraus ganz richtig, daß der Titel jenes Textes falsch ist, weil er von der Taufe Constantins redet. Aber auch dann, wenn selbst jener Text des Melchiades ächt wäre, so würde daraus noch kein Beweis gegen unsre Prämissen gewonnen werden, weil er nichts anderes besagt, als: daß Constantin seinen römischen Kaisersitz verlassen, und ihn dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern eingeräumt habe; das heißt so viel, als: da, wo früher der Sitz des Kaisers war, ist nun die Residenz des Pabstes; und solches wird ja von Niemanden in Abrede gestellt. Auch dies ist wahr, daß Constantin zu den Zeiten des Pabstes Melchiades Kaiser, und zwar damals schon Christ war, wie wir von Augustinus an vielen Orten und namentlich in seinem Briefe an Glorius und Elusius wissen, der, wenn es Vergnügen macht, es zu erfahren, mit den Worten anfängt: „Zwar hat der Apostel gesagt 2c.;" darin stimmt jener auch mit Hieronymus überein. Ich habe ferner noch ein Decret des Pabstes Leo auf der Synode zu Rom gesehen, mit der Unterschrift aller Bischöfe und Geistlichen und aller römischen Bürger, durch welches Pabst Leo

Kaiser Otto I. alle durch die Könige Pipin, Carl und Robert dem heil. Petrus geschenkten Länder zurückgibt. Alle Orte werden in diesem Decrete namentlich aufgeführt: von der Schenkung Constantins ist aber nirgend eine Rede darin."

Nach meinem Urtheil also sind jene Artikel von Constantin durchaus apokryph, wie es auch vielleicht noch viele andere, lang und breit ausgesponnene Aktenstücke sind, die man den heiligen Clemens und (Pabst) Anakletus zugeschrieben hat. Auf diese steifen und fussen sich entweder ganz oder doch so gleichsam alle, welche den zwar alles Lobes würdigen römischen Stuhl mehr, als es dem Interesse der heiligen Kirche selbst zusagt und es sich ziemet, zu erhöhen bemüht sind. Wenn aber Jemand alle jene Schriften, so man vorgemeldeten Heiligen beigelegt hat, fleißig durchlesen und die Zeitperioden, in denen sie gelebt, mit ihren Werken genau vergleichen würde; endlich auch in den Schriften aller heiligen Väter, die bis Augustin, Hieronymus und Ambrosius gelebt; ebenso in den Protocollen über die Verhandlungen der Concilien, wo deren authentische angeführt werden können, heimisch und bewandert wäre, so würde er obige Ansicht bewährt finden, weil sowohl in all jenen Schriften von vorgesprochenen Briefen nie die Rede ist, als auch diese Briefe, wenn man sie mit der Zeit gedachter Heiligen recht vergleicht, sich selbst als unächt verrathen. So wird z. B. in den Briefen des Clemens gemeldet, daß er Pabst und Petrus Nachfolger gewesen sey, und daß er — wie der Schreiber derselben ihm andichtet — noch diese Briefe nach Petrus Tod an Jacobus, den Bruder des Herrn und Bischof zu Jerusalem, erlassen; da es doch allgemein

bekannt ist, daß Jacobus 8 Jahre früher als Petrus den Märtyrtod erlitten. Dieser letztere Umstand ist daher auch eine der Ursachen, warum unter den katholischen Sendschreiben die des Jacobus voranstehen, wie Beda im Eingang zu seiner Abhandlung über die kanonischen Briefe meldet. Es wird geschrieben, daß eben dieser Clemens Petri Nachfolger gewesen sey; und dasselbe liest man in einigen andern Werkchen, als deren Verfasser der heilige Anakletus gilt. Wie konnten nun die heiligen Männer Hieronymus, Augustinus, Optatus, Milevitanus und die übrigen, so ein Verzeichniß aller römischen Päbste entworfen, und den Clemens entweder gar nicht darin anführen, oder wenigstens nicht unmittelbar nach Petrus setzen, dies nicht gewußt haben, wenn sie damals die Briefe entweder selbst gesehen oder wenigstens für authentisch gehalten hätten. Man findet überdies in gedachten Briefen den Rangunterschied der Bischöfe von den Priestern berührt, der doch erst lange nach dieser Zeit (wie Hieronymus und Damasus annehmen) in der Kirche aufkam. Aus vielen Allegaten in jenen Briefen und aus unzähligen andern Stellen könnte dies noch viel klarer an's Licht gestellt werden; aber wir halten es für überflüssig, dasselbe hier auseinander zu setzen. Fürwahr es wäre nicht nöthig, daß jener erste, von Gott selbst gestiftete, und über alles Lob hocherhabene römische Stuhl mit so zweideutigen Beweisthümern sich aufhilft, die aus obbenannten Briefen gezogen und in Gratians Decret gefunden werden. Die Wahrheit ließe sich von selbst hinreichend und weit trefflicher aus den bisher gebrauchten, gewissen und approbirten heiligen Schriften und Werken der Lehrer, ohne irgend ein Bedenken herausfinden; es

brauchte sich ferner derselbe durch die Schenkung Constantins nicht für größer gemacht ansehen; denn gesetzt auch, diese letztere wäre außer allen Zweifel gesetzt, so sieht doch Jedermann gleich ein, was für einen Zuwachs durch sie auf ihrem geistlichen Stuhle die Kirchenmacht erhalten kann. Es sollte daher jedem Zweifel an ihrer Aechtheit ein Ende gesetzt werden. Was ich nach der sorgfältigsten Untersuchung, die ich darüber zur Erforschung der Wahrheit angestellt hatte, nur immer finden konnte, schreibe ich hier nieder, in allem unbeschadet dem Urtheil der heiligen Synode. Wenn aber auch alles, was früher hier aufgezählt worden, vermöge einer Annahme von Seite der Kirche als standhaft erkannt werden sollte, so bin auch ich's zufrieden, weil jeder Katholik, selbst wenn alle jene Schriften vernichtet worden wären, die ursprüngliche heilige römische Kirche als die höchste an Macht und Herrlichkeit unter allen übrigen Patriarchenstühlen erklären mußte." — So schließt Nicolaus von Kusa seine kritische Beleuchtung des kitzlichen Streites damit, daß er, nachdem er das Stärkste bereits gesagt und mit der Leuchte der Geschichte das Werk des Betruges in seiner Nichtigkeit nachgewiesen hat, für den geistlichen Gehorsam, als glaubiger Sohn der Kirche sich eine Hinterthüre sichert, und auf den Fall hin, selbst das Unglaubliche für wahr anzunehmen sich willig erklärt, wenn es die Kirche, für deren Legitimität er es gleichwohl so unwürdig als überflüssig ansieht, ausdrücklich befehlen sollte.

Uebereinstimmend mit Kusa, Aen. Sylvius und Andern drückte sich auch der Engländer Lokus, der

Catalonier Hieronymus Paulus, der Römer Bodinus und der unsterbliche florentinische Geschichtschreiber Giovanni Guicciardini, Leos X. Staatssecretär aus. Man findet nämlich in seinem Geschichtwerk [12]) folgende denkwürdige Stelle: „Es geht eine Sage, daß Constantin bestimmt worden, seinen Regierungssitz nach Byzanz zu verlegen, und daß er die Herrschaft über die Stadt Rom und andere Städte und Gegenden Italiens dem römischen Pabst abgetreten habe.“ Diese Sage, obgleich sie von den folgenden Päbsten mit Eifer genährt und unterhalten, und auf ihre Autorität hin von Vielen geglaubt wurde, ist nichts desto weniger von den gewichtvollsten Geschichtschreibern sowohl, als durch die eigenen Worte ihres Inhalts widerlegt worden. Was dieser freimüthige Florentiner in seiner Geschichte mit ernsten Worten niederlegte, hatte schon Jeronimo Donato, als Gesandter der Republik Venedig, einem andern Pabste scherzhaft in's Angesicht zu verstehen gegeben. Als dieser nämlich vor Alexander VI. stand, und Letzterer auf spottende Weise den Abgeordneten über die Gewalt und Rechte der Venetianer auf dem adriatischen Meere befragte, erlaubte er sich, dem Oberhirten Folgendes zu entgegnen: „Möge Euer Heiligkeit mir nur das Schenk-Instrument des Patrimonium Petri vorzeigen, und Sie werden gleich auf dem Rücken die Concession finden, welche den Venedigern rücksichtlich des adriatischen Meeres gemacht worden ist.“ Zu den Kanonisten, Rednern, Geschichtschreibern und Diplomaten, die beinahe gleichzeitig das grobe Machwerk der Lüge bestritten und verspot-

---

[12]) Istoria d'Italia. T. I. p. 385–395.

tet, gehört auch noch ein Dichter ersten Rangs. Der an Scherz und Laune unerschöpfliche Ariosto bringt die Schenkung Constantins selbst in seinen rasenden Roland hinein. Denn mitten in einem Gesange führt er jene Urkunde unter den Dingen an, so auf Erden verloren gegangen, und die im Monde nur wieder zu finden sind, und schließt mit den Worten:

Di nari flore ad un grand monte passa,
Ch' eble gia buono adore, or puzza sorta;
Questo era il dono (se però dir lece)
Che Constantino al buon Sylvestro fece [33]).

Einer der stärksten Beweise aber, die vielleicht von der Falschheit der Donatio je hervorgebracht worden, liegt in der Art und Weise, wie der eifrige Verfechter der römischen Kirche, Cardinal Baronius selbst über den kitzlichen Punkt sich ausspricht. Nachdem er nämlich über den Aussatz und die Taufe Constantins umständlich sich verbreitet und die bisherigen Streitigkeiten, in Betreff dieses so heftig angefochtenen Punktes, kritisch beleuchtet hat, drückt er mit einer Art sichtbarer Verlegenheit über die Donation sich also aus [34]): „Nunmehr wäre nur noch übrig, nachdem wir die Geschichte Sylvesters erzählt und in's Licht gesetzt, so wie über die vielen von Kaiser Constantin in Rom und an andern Orten erbauten Hauptkirchen, und die ebenfalls von ihm diesen letz-

---

[33]) Er geht vorbei an großen Blumenmassen,
Wohlriechend einst, jetzt stinkend ungemein,
Und das Geschenk war dieses, darf man sagen,
Das Constantin Sylvestern übertragen.
Cant. XXXIV. v. 80. verteutscht von Gries.

[34]) Annal. Eccles. a. 321. p. 244.

tern verliehenen Geschenke gesprochen haben, auch über jene, in Jedermanns Munde befindliche Schenkung, die so viele und so heftige Controverse veranlaßt hat, noch Einiges abzuhandeln; allein wir wollen damit den Leser verschonen, aus dem Grunde, weil wir doch nichts weiteres außer dem anführen können, was Andere bereits gesagt haben, dies alles aber zu wiederholen, gleich beschwerlich als widerwärtig ist; sodann auch, weil es ohnehin ja Jederman frei steht, bei dem, was von mehr als einem über jene Materie geschrieben wurde, Rathes sich zu erholen." „Und nun — sagt Stolberg sehr richtig [35]), je ängstlicher der gelehrte, aber mit Vorurtheilen sehr befangene Kardinal sich bestrebt, doch etwas für die Wahrscheinlichkeit derselben aufzufinden, desto mehr enthüllet er selbst dem verständigen Leser deren Ungrund." Er behauptet nämlich — um seine Erörterung in kürzern Worten zu geben — es sey mehr als wahrscheinlich gewesen, daß der erste christliche Kaiser, der seiner Frömmigkeit und unbeschränkten Großmuth wegen selbst den Heiden ein Gegenstand der Achtung war, die neue Religion, der er nach abgestreiftem Aberglauben gehuldigt, aus allen Kräften, und mehr noch als ihre Feindin, die Religion der Götter, habe verherrlichen wollen; hiebei habe vorzüglich dann die römische Kirche, in der er den Mittelpunkt und Oberhaupt des gesammten Christianismus erkannt, seine volle Sorgfalt auf sich gezogen; und deßhalb sey sie, ihren noch immer thätigen Gegnern zum Trotz, mit den kostbarsten Gütern beschenkt, und durch die großmöglichste Macht und Rechte befestigt worden, die alle zu ge-

---

[35]) Geschichte der Religion Jesu. X. B. S. 89.

brauchen jedoch Bescheidenheit den römischen Päbsten verwehrte. Baronius beruft ferner sich auf ein früheres Beispiel, wo nemlich, nach dem Bericht eines römischen Geschichtschreibers [36]), Augustus dem Senate eine Menge von Provinzen verliehen habe, obgleich die spätern Kaiser wieder nach Gutdünken darüber geschaltet hätten. So meint er, könnte es auch mit jener Donation Constantins sich verhalten haben, und ein ziemlich starker Beweis dafür in dem Umstand sich finden lassen, daß in dem Diplom der fränkischen Könige, welches sie dem Pabste ausgefertigt, von ihnen das Geständniß gethan werde: sie stellten blos der römischen Kirche geraubte Privilegien zurück. Diesem fügt B. noch das Stillschweigen der damaligen griechischen Kaiser, die doch sonst der römischen Kirche nicht sehr hold gewesen, ja sogar sie tributpflichtig hätten machen wollen, bei, und behauptet: wenn dieselbe nicht auf das ein Recht gehabt hätte, was sie keineswegs mit Waffengewalt, sondern ganz still und friedlich in Besitz nahm, so würden jene es nicht so ruhig haben bewenden lassen. Der sehr gelehrte Kardinal schließt endlich damit, daß er erklärt: wenn dieser Besitz auch alles irdischen Rechtsgrundes bar sich erfinden sollte, so müßte er doch nach dem göttlichen Rechte, nach welchem der Kirche alle weltlichen Dinge untergeordnet seyen, volle Gültigkeit erhalten; er findet auch für diese Meinung eine tröstliche Bestätigung darin, daß alle spätern Könige und Kaiser jenen Besitz bestätigt und in Kraft erhalten hätten. Das fragliche Aktenstück selbst in seiner doch allzu auffallenden Gestalt erklärt er für verdorben und

---

[36]) Dio Cassius. I. 33.

verfälscht, und beschuldigt die Griechen, wie wir oben bereits angeführt, daß sie, um den Ruhm der römischen Kirche zu schmälern und jene Schenkung dadurch zweifelhaft zu machen, das Edict auf solche Weise ausgeschmiedet hätten [37]. Von welcher Stärke diese letztern Gründe, von welcher Wahrheit die angeführten historischen Daten seyen, ist leicht auf den ersten Augenblick zu errathen, besonders aber was die Gemüthsruhe und Zufriedenheit der griechischen Kaiser bei Entwendung eines der kostbarsten Edelsteine aus ihrer Krone betrifft. Ihre Ohnmacht und Bedrängtheit allein verhinderte damals kräftiges Einschreiten.

Im verwerfenden Sinne über die Donatio sprachen, um wenigstens in Kürze ihre Namen anzuführen, endlich auch die mehr oder minder berühmten katholischen Gelehrten: Hubert [38]), Morin [39]), Marka [40]), Pagi [41]), Tillemont [42]), Kantelius [43]), vorzüglich aber Natalis Alexan-

---

[37]) Vgl. über diese Stelle Pagi Crit. in Annal. Baron. ad a. 323. et 324. n. 16.

[38]) Isacius Hubertus ad Eccles. graecae ἀρχιερατικόν, pag. 24.

[39]) Jo. Morinus, Histor. liberatae per Constantin. Ecclesiae, deque origine ac progressu potestatis secularis Rom. Pontif. c. 8.

[40]) Pet. de Marca, de Concord. Eccles. et Imper. VI. 6. §. 6.

[41]) Pagi, Critic. ad Ann. Bar.

[42]) Tillemont, Histoire des Empereurs Rom. T. IV. p. 226.

[43]) P. J. Cantelius, Histor. urb. metropol. P. II. Diss. 2. c. 2. n. 7.

der [44]), sich aus. Unter den Protestanten aber kommen, nach den Magdeb. Centurien [45]), die einen vorzüglichen Rang behaupten: Henel [46]), Voet [47]), Usser [48]), Raynold [49]), Hottomann [50]), Schmid [51]), und Hildebrand [52]), als solche zu bemerken, die diesen Gegenstand in neuerer Zeit behandelt haben. Nachdem wir nunmehr die Uebersicht über alle Schriftsteller, nach ihrer Gewichtigkeit vollständiger oder gedrängter, hier gegeben, welche gegen die Donatio Constantini sich ausgesprochen, bleibt uns noch übrig, die Namen der Verfechter der entgegengesetzten Meinung anzuführen; ich sage, nur die Namen, denn ihre Lobpreisung des Betrugs ist eben so wirkungslos verhallt, als die Erinnerung an sich selbst größtentheils in Vergessenheit gerieth. Uebertriebener Eifer für den orthodoxen Glauben und eine große Portion Bonnhommie und Ehrlichkeit in gleichem Grade, als vielleicht ausgeschämte Frechheit im Nachsingen längst ausgeklungener Fabeln aus zeitlichen Rücksichten, oder Partheihaß konnten eine Anzahl Ca-

---

44) Natal. Alexander, Sec. IV. Diss. 25.

45) Centuriae Magdeburgens.

46) Jo. Henelius, Otium Vratislaviense, cap. 22.

47) Gisb. Voetius, Disp. select. T. II. p. 869. sq.

48) Jac. Usser. de Ecclesiarum successione et statu, p. 60.

49) Rainoldus, Colloq. cum Hardto. p. 227. sq.

50) Franc. Hottomannus, brutum fulmen Sixti V. p. 128. sq. Besonders heftig.

51) J. Andr. Schmid, Hist. Saeculi IV. fabulis variorum in rebus Constantini M. maculata.

52) Joach. Hildebrand, de Constantini Donatione Dissertatio. Helmstad. 1700. Geistlose Compilation.

tholiken verleiten, an die Aechtheit der Donation zu glauben, oder Andern sie glauben zu machen. Wir nennen unter ihnen: Augustus Steuchus [53]), ein beschränkter Theolog, der auch mit Erasmus Fehden anfieng; den Jesuiten Jak. Gretser [54]), ein schlechter Grammatiker und Bücherschreiber, endlich Nicolaus Schaten [55]), ein Name ziemlich unbedeutend und unbekannt; ferner Blanchin [56]) und Mamachus [57]), in den unten angezeigten Schriften. Diesem allein setzen wir das Bekenntniß eines Pabstes selbst, aus neuerer Zeit, nämlich Pius VI. über die Donatio entgegen, durch welches dies Vorgeben förmlich eine cosa spuria e falsa genannt wird [58]).

Schluß:

In Folge all des bisher Angeführten und einer auch nur halbwegs kritischen Geschichtsforschung ergeben sich in Betreff der Donatio Constantini folgende Hauptbemerkungen, durch welche bereits in früherer Zeit und heutiges Tages wohl ohne einen nur denk-

[53]) August. Steuchus Lib. de Donat. Constantini. Lugd. 1545.

[54]) Jac. Gretserus de munificentia Principum in sedem Apostol. Ingolst. 1610. et Apologia pro Bellarmino. cap. 21.

[55]) Nic. Schaten, Carol. Magn. Rom. Cathol. L. II. c. 6.

[56]) Blanchin ad Anastas. Bibliothecarium de vitis Pontificum. T. II. p. 2. p. 295. sq.

[57]) Mamachi Antiqq. Christ. P. II. p. 232.

[58]) In der gelehrten Deduction wider Sicilien: Breve Istoria del dominio temporale della sede apostolica nelle due Sicilie. (Roma 1789.)

baren Widerspruch alle Glaubwürdigkeit an sie hinweggefallen ist und hinwegfällt, selbst dann, wenn kein Pius VI. jene Aeußerung gethan hätte.

1. Es hat weder Constantinus M. den römischen Bischöfen das geschenkt, was man ihn denselben schenken ließ, noch ist jene Privilegiumsformel in diesem oder in den folgenden Jahrhunderten geschrieben worden. Viele Beweise sprechen hiefür. Bei keinem bewährten Schriftsteller findet man nämlich irgend eine ausdrückliche Erwähnung davon. Weder Geschichtschreiber wie Eusebius, Eutropius, Ruffinus, Socrates, Theodoretus, Evagrinus, Paulus Diaconus, Beda, Orosius, Zonaras, Nicephorus und Aehnliche, noch auch die Verfasser der Lebensbeschreibungen der Päbste, wie Hieronymus und Damasus, ob sie gleich einige Meldung von Geschenken Constantins thun, noch auch andere ausgezeichnete Kirchenlehrer, deren Schriften noch auf uns gekommen, wie Athanasius, Basilius, Ambrosius, Optatus Milevitanus, Gregorius Nyssenus, Gregorius von Nazianz, Augustinus, Chrysostomus, ja die römischen Päbste selbst auf Concilien, als sie den Beweis für ihren Primat liefern mußten — gedachten dieser Schenkung, die damals gewiß ihrem Primat ein heiliger Anker geworden seyn würde, nur mit einer Sylbe. Die Behauptung [59]), daß Isidorus in seiner Geschichte erwähne: Constantin habe die Stadt Rom dem römischen Pabst abgetreten und denselben mit allen kaiserlichen Insignien geziert, zerfällt deßwegen, weil in den ältesten Handschriften Isidors nichts davon gefunden wird; eben so alles dasjenige, was in der Panormia des Ivo v. Chartres, in

[59]) Naucleri Chronogr. Generat. XI.

dem Decrete Gratians u. A. enthalten ist: denn die alten Handschriften schweigen beharrlich darüber. Die Betittlung der Donation mit „Palea" bestätigt den Zweifel an ihre Aechtheit. Die dem Gelasius in der Dist. XV. zugeschriebene Clausel: Sancta Romana etc. ist unterschoben, denn man findet sie in den ältern Handschriften nicht.

In den Gestis Sylvestri steht ebenfalls kein Privilegium, im Widerspruch mit einer diesfallsigen Angabe der Palea. Weder die 5te allgemeine Kirchenversammlung, noch die Synode Pabst Martins wider die Monotheliten, auf welch Beiden sämmtliche authentische und apokryphe Schriften genau geprüft wurden, erklärten sich über irgend eine von Sylvester empfangene Schenkung dieser Art. Schon zu Gratians Zeiten erklärte man die Schenkungssage dahin, daß Constantin aus religiöser Ehrfurcht die Päbste, als Priester des höchsten Gottes, zu Vätern aufgenommen und ihren Segnungen und ihrem geistlichen Schutz sich mit vielen kostbaren Geschenken in die Arme geworfen habe, eine Reichsabtretung aber müsse aus dem Grund sich widerlegen, weil er vor seinem Ende noch die Herrschaft über das gesammte Reich unter seine drei Söhne getheilt, und weil er, wenn er die Hälfte wirklich an den Pabst verschenkt, über dieselbe nicht mehr hätte verfügen können [60]). Im Jahre 1277 erwähnte Nicolaus III. zwar der Schenkung, aber nur in Bezug auf die Stadt Rom; keineswegs auf Italien, noch viel weniger auf das gesammte Abendland. Dies sind die einfach chronologisch-urkundlichen Gründe wider die Donation.

---

[60]) Otto Frisingens. L. IV. c. 3.

2. Außer diesen streitet noch mehr als ein innerer Grund wider sie. Zuvörderst die Sprache. Der ganze Geist der Sprache, die in dem Edicte herrscht, widerspricht allen literarischen und diplomatischen Denkmalen aus jenem Jahrhundert, und ein nur halb geübter Diplomatiker würde schon aus diesem Umstande über das Ganze den Stab brechen.

Es enthält ferner eine Menge

3. der auffallendsten historischen Widersprüche, ja förmliche Lügen. Dahin gehört zuerst der Artikel von Constantins Taufe; diese ist nicht zu Rom, sondern zu Nikmedien, durch Bischof Eusebius, 5 Jahre nach Sylvesters Tod vor sich gegangen [61]) und nachdem Constantin schon 31 Jahre regiert hatte [62]). Die Fabel von dieser Wiedertaufe [63]) ist ein politischer Nothhelfer historischer Falschmünzer gewesen, ersonnen in der Absicht, um aus Widersprüchen sich heraus zu winden. Uebrigens ist es sonderbar genug, daß auch Melchiades, der vor Sylvester lebte, Constantin will getauft haben [64]). Daher Manche glauben, der Kaiser sey das zweitemal als Arianer getauft worden und als solcher gestorben.

4. Die Legende von Constantins Aussatz ist ein, durch die apokryphe Schrift, de rebus a Sylvestro gestis, aufgekommenes Mährchen, und widerlegt sich durch das gänzliche Stillschweigen aller Geschichtschrei-

---

[61]) Hieronym. Chronic.

[62]) Ruffin. II. c. 11. Socrat. I. c. 39. Theodoret. I. c. 31. Sozom. II. c. 34.

[63]) Isidor. Chronic.

[64]) Melchiad. Epist. Ebenso Gratian. I. 12. quaest. 1. futur.

der Constantins. Der lächerlichste Widerspruch unter allen aber ist der, daß der römische Pabst in jenem Edict den Primat über die 4 Hauptsitze von Antiochien, Alexandrien, Constantinopel und Jerusalem erhält. Denn wenn Constantin am 4ten Tage nach seiner Bekehrung vielgedachtes Privilegium Sylvestern verlieh, diese Bekehrung aber vor dem Kriege mit Maximus vor sich gieng, d. i. im Jahr 317 nach Christi, so war Constantinopel damals noch gar nicht erbaut. Uebrigens ist auch dies noch sehr auffallend, daß Constantin auf dem Concilium von Nicäa das Gegentheil beschließen, und den römischen Patriarchen den übrigen vier nicht vor-, sondern blos gleichsetzen ließ, wenn er doch zuvor jenem den Vorrang eingeräumt hatte.

5. Ein fernerer politischer Grund aus dem Charakter und Systeme des Senates, der mit dem Kaiser gemeinschaftlich hier die Verherrlichung des Pabstes decretirt, und aus dem Charakter Constantins selbst genommen, zeugt abermal für das abgeschmackte der angeblichen Cession, Ersterer, der römische Senat blieb noch unter vielen Kaisern hindurch ein abgesagter Feind des Christianismus; Constantin selbst war von so unmäßiger Herrsch- und Habgier erfüllt, daß er kein Mittel zu schlecht, und kein Familien- und Freundschaftsband zu heilig fand, wenn er nur zu seinem Zweck gelangte; ja die Einführung des Christenthums selbst war blos die Staffel, auf der er zu ungestörtem Besitz der Weltherrschaft nach Vernichtung der vielen Mitbewerber oder Theilnehmer, gelangen wollte. Wie sollte er nun, mitten im Genuß des Ersehnten, ohne Noth einer ganzen Hälfte sich berauben, und demüthig seinen Schützlingen sie hinwerfen, die mit der Tole-

ranz und Gleichstellung im Unterthanenrecht zufrieden, in dieser Periode gewiß nicht an weltliche Herrschaft von diesem Umfang dachten. Daß aber Frömmigkeit und gränzenloser Christeneifer den Kaiser trieb, so verschwenderische Großmuth zu üben, glaubte schon früher Niemand, der seine Regierungs-Geschichte und Leidenschaften nur ein wenig kannte. C. war von Anfang bis zu Ende ein feiner Tyrann, Machiavellist in seiner Politik, Heuchler in der Religion, vom Irdischen stets mehr als vom Himmlischen getrieben. Seine ganze übrige Geschichte und die seiner Söhne und Nachfolger und viele officielle Aktenstücke widerlegen außerdem, in nackten, klaren Worten, jeden selbstherrlichen Besitz der Päbste auch nur von Rom, geschweige denn von den übrigen geschenkten Ländern und Gebieten.

Ein Blick

auf

die großen Helden Teutschlands

und ihre Zeit,

während des ersten französischen Uebergewichts in Europa,

zu Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

Wenn in Zeiten großer Begebenheiten, wo ganze Völker voll Begeisterung zu einem bedeutenden politischen Leben erwachen, und den Letzten wie den Ersten der allgemeine Strom ergreift; oder wo die große, unwiderstehlich ausgesprochene Idee eines Einzelnen sich des dafür reif und empfänglich vorgefundenen Verstandes und Herzens der gesammten Zeitgenossenschaft bemächtigt, — wenn in diesen Zeiten ungewöhnliche Talente sich entwickeln, und Kräfte offenbar werden, zu denen selbst die durchgebildete, ihnen nicht fremde Mitwelt voll Bewunderung aufschaut, da verweilt wohl der Geschichtschreiber am liebsten, und fühlt, im Anstaunen jener Herrlichen, den Adel der Menschheit sichtbar aus all den Wolken hervor schimmern, welche immer nur Barbarei, Unwissenheit und Knechtschaft in alter und neuer Zeit um sie gezogen haben. Aber Geschichtschreiber und Mitwelt bergen sich's dann nicht, daß ein großer Theil dieses Ruh-

mes auf Rechnung des Geistes jener Zeit kommen muß, welcher durch die einzelnen großen Erscheinungen blos seinen allgemeinen Charakter in concentrirtern Lichtpunkten widerspiegelt. Der Charakter dieser Völker selbst, ihre Sitten, Bräuche, Erziehungsweise, Leidenschaften und Neigungen, Verfassung und Gesetzgebung wirken alle, als Elemente jenes Zeitgeistes, auf den Helden desselben ein, und er ist eben sowohl ein Produkt desselben, als er in manch anderem Betracht hinwiederum sein Schöpfer, Bildner und Leiter ist.

Wenn aber in Zeiten großer Verwirrung aller Begriffe von Recht und Pflicht, Tugend und Religion, (in Folge falsch geleiteter und verkehrt angewendeter, überdies noch mit den Resten des Fanatismus und der Unwissenheit alliirter Civilisation), — in Zeiten, wo alle Verhältnisse der Völker mit der öffentlichen Moral brach und wirr und ungefüg durch einander liegen; wo einerseits Geschmacklosigkeit, Stumpfsinn und sittliche Ohnmacht, anderseits das Recht des Stärkern und der List, und eine aus ihnen hervorgegangene, wandelbare, plan- und treulose Systematik, aller innern Heiligkeit und des letzten Anstandes bar und entkleidet, die Angelegenheiten der Völker im Allgemeinen wie die Wirksamkeit der Einzelnen bestimmt und stempelt, das Talent verachtet, oder zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht, oder in widerstrebende und geisteshemmende Formen einzwängt; in Zeiten, wo jene Tugend und Begeisterung, die einst die Seele der Thaten der Vorwelt war, von dem Kalkul einer liebleeren Politik sich verdrängt, und selbst die Tapferkeit nur als das gemiethete Streitroß sich verwendet sieht; und in den Gemächern, wo über der Mensch-

heit Wohl und Wehe Rathschlag ergeht, die Machiavellistik der Könige oder der Egoismus der Bürger breit und langweilig dasitzt, ohne Erinnerung für die Vergangenheit, ohne Sinn für die Gegenwart, ohne Gedanken für die Zukunft; in Zeiten endlich, wo Staatsökonomie und Handelsbilanz den letzten und höchsten Maaßstaab für die Gerechtigkeit der Kriege, für die Zulässigkeit der Friedensverträge und für Freund- und Feindschaften der Völker, und für den Werth und die Größe der Menschen bilden: — wenn, sage ich, in solchen Zeiten der Genius des Guten und Großen auf dem Felde der Schlacht, vor der Herrlichkeit des Thrones, und in den Sälen der Wissenschaft ankehrt, und den Verstand und Muth von Männern entzündet, daß sie mit dem Leichtsinn, der Feig- und Werthlosigkeit des Zeitalters sieghaft ringend, sich mit ihrem Vaterlande zugleich verherrlichen: dann ist der Geschichtschreiber berechtigt, den Werth dieser Männer noch höher anzuschlagen, als den der Gefeierten in jenen glücklichern Tagen.

Eine solche Zeit bietet sich in der Epoche dar, die man recht eigentlich die Epoche des Uebergewichts von Frankreich über Europa genannt hat.

Das aber war ihre nähere Gestalt:

Gewaltig herrschte über Frankreich und Navarra Ludewig XIV. (von Schmeichlern und bestochenen Zeitgenossen voreilig der Große genannt), durch Despotismus, wie durch eine Art Liberalität; die religiöse Meinung der eigenen Unterthanen vernichtend, und die Aufklärung bei fremden Völkern schützend; Mörder des Protestantismus und Freund und Bundesgenosse des Islams; standhafter Gegner Roms für die Freiheit der gallikanischen Kirche, und

dessen unterwürfigster Sohn in Dogmen des Glaubens; weise in der Wahl von Ministern und Feldherren, (in den frühern mehr als letztern Perioden einer vier und fünfzigjährigen Regierung); meistens glücklich auf dem Schlachtfelde, niemals unglücklich in den Waffen der Diplomatik; mit den Verhältnissen aller europäischen Völker mehr als mit den Leiden und Bedürfnissen seines eigenen Volkes vertraut; durch Kolberts kluge Stattsverwaltung Besitzer unermeßlicher Hilfsquellen, und dúrch die Verschwendung eines sardanapalischen Hofes und einer Unzahl von Kriegen oft ärmer als mancher teutsche Reichsfürst; durch eine Reihe von Gelehrten, die er als Schaugepräng um seinen Hof versammelte, und bezahlte, und welche die Posaunen seines Ruhmes durch Europa wurden, Förderer der Wissenschaft und Augustus seiner Zeit. Mit dem Genie der trefflichsten Köpfe, mit dem Arme der kampfbewährtesten Feldherren, mit dem Netze der feinsten Intrigue, und mit den Geldsummen, die er seinem Reich entzogen, überwältigte, verwirrte und organisirte er den ganzen Zustand von Europa neu, wurde er Vollender der durch Franz I. und den Minister Ludwigs XIII. gegründeten Politik, und in Folge naturgemäßer Reactionen von Seite der verkürzten Gegner, der eigentliche Schöpfer der jetzt allgemein herrschenden Idee des europäischen Gleichgewichts. Vom Gipfel höchsten Glückes führte ihn mehr als einmal der niegestillte Uebermuth des Herzens, und des Weibes Maintenon geistesbeschränkte Uebergewalt auf sein Herz und seinen Verstand, dem Abgrund zu, und jedesmal rettete ihn seiner Feinde Bonhommie, Kurzsicht und Getheiltheit, der Streit erbitterter Frauen zu St. James, der Für-

sten Portia und Lobkowitz zu Wien verderbliche Schlaffheit und Bestechlichkeit, und die schnell gewandte, jeden Vortheil schlau ersehende Consequenz seines Hofes; rettete ihn, zum Erstaunen der klügsten Staatskünstler, und seinen kühnsten eigenen Erwartungen entgegen.

Neben ihm steht sein Nachbar Spanien, trotz der Goldgruben Peru's, arm und ausgeraubt; Heilige zu Feldherrn des Königreichs ernennend, die ihre Pflicht und die Erwartungen der Nation nicht erfüllen; von den Schrecken jenes furchtbaren Glaubensgerichtes, das die Geister hier und jenseits mit den Körpern zugleich mordet, in allen Bewegungen selbstständigen Lebens gehemmt, von schläfrigen Regenten um seine gebietende Stellung in der Reihe europäischer Staaten gebracht; am Freiheitskampfe der Niederländer verblutend und zum Tode siech, durch Olivarez's despotische Günstlingschaft um dem letzten Ueberrest der alten Nationalkraft betrogen, und von wilder Anarchie der Partheiung durchwühlt. Nicht minder das kaum emancipirte Portugal, das schon zu Anfang seiner politischen Wiedergeburt in tiefe Apathie versinkt, um nie mehr zu einem rechten Leben sich zu erholen; von Jesuiten und Hofkabalen verwirrt, und nur durch den Zufall, und des ehemaligen Beherrschers Schwäche vor dem Rückfall in die alte Dienstbarkeit gesichert.

Schweden erneuert in den Thaten seines Königs Carl Gustav noch einmal die Heldenrolle, mit der es einst die Bande dänischer Sklaverei und die Fesseln der Geistesfreiheit in Teutschland zersprengt; gleichwohl wird es täglich mehr von Rußlands und Preußens aufkeimender Größe bedroht, zuweilen bereits

gedemüthigt. Nur sein zwölfter Carl erscheint, ein wunderbarer Stern des Sieges und der Kraft in vorübergehendem Glanze noch an seinem Himmel. Wider August II. von Sachsen und Polen, wider den Czar und zu Bender zeigt er, was ein fester Königswille vermag. Aber seinem Streben fehlt die Einheit, seinem Geiste die höhere, leitende Verständniß. In ihren eigenen Gluthen geht diese wilde Flammenseele, zum Frohlocken zitternder Feinde und Nachbarn unter. Dänemark, seit Christierns IV. Fall bei Hammeln immermehr der innern Schwäche erliegend, ist bei Entscheidung europäischer Schicksale ein ungewichtiger Lückenfüller, und so zu sagen eine wahre politische Unschuld. Die alte Kraft der Skandinavier war in den Leidenschaften des Südens untergegangen.

Polen leidet an den Gebrechen seiner Nationalverfassung und der wilden Aristokratie seines Adels, und sieht sich mit jedem Jahrzehnt mehr seiner Lehnsherrlichkeit über Preußen, den stark gewordenen, an Cultur ihn überholenden, Vasallen entkleidet. Die hohe Pforte, welche von den Grundsätzen ihrer Stifter allmählig gewichen, wiederholt in den Siegen auf Kandia, die ihr mehr als zwanzig Jahre und unermeßliche Summen kosten, zum letztenmal Triumphscenen und Eroberer-Größe Mahomets und Suleimans, und empfängt am St. Gotthard, vor Wien, bei Zenta, tieftödtliche Wunden.

Die helvetische Eidgenossenschaft und Holland empfinden alle Zuckungen des Kampfes zwischen Demokratie und Aristokratismus; jene erstere ist blindlings an Frankreich verkauft und gefesselt; ihre Freiheit ein abgenutztes Möbel und bestaubtes Familiengemälde, eine ewig wiedertönende Leier

von Väterthaten, der die Hälfte der Saiten fehlt, ein bequemer Lehnstuhl für eine zeugungstüchtige Gegenwart. An den Schwellen der Königshäuser von Versailles, Eskurial, Neapel und zu Rom hatte sie sich müde gehütet und das Gift des Fremdthums zum Lohne für den so wohlfeil abgegebenen Republikanerstolz mit nach Hause gebracht; der Tellenhut schwang selbst über Schweizer, als Leibeigene, sein Gebot; darum gieng jene Freiheit leicht, und des Bedauerns nicht werth, in den Tagen der Stürme unter. Die Eidgenossenschaft der Niederländer dagegen entwickelt, vermöge der Kraft der Jugend, und des Feuers der noch nicht erloschenen ersten Begeisterung, trotz zerstörender Elemente im Innern ihres Staatskörpers, ungewöhnliche Macht in dem Genie und in der Politik Johann de Wits und Frid. Heinrichs von Oranien, und wird sogar eine Zeitlang Leiter der allgemeinen europäischen Angelegenheiten, und Stifter und Haupt der großen Coalition wider die Hoffart des Cabinets von Versailles.

England geneset langsam von dem Fieber seiner Staatsumwälzung; zwar wird es immer noch von dem blutigen Kampfe seiner Wighs und Torys, Episcopalen und Puritaner, beunruhigt; doch bildet es, nachdem der Stuarte tyrannisches Regiment zu Ende, durch König Wilhelms Energie und Weisheit, und die Segnungen der Schiffahrts-Akte zu einem großen politischen Leben sich heran. Die alte Blutrache, die seit den Tagen des angelsächsischen Ueberzugs, zuerst zwischen Britannen und Sachsen, dann zwischen Anglo-Britannen und Normannen, (in nationalen Vertilgungskriegen), sodann, (im Innern des Landes selbst), zwischen York und Lancaster, und Tudor

und Stuart, und Stuart und Braunschweig, die ganze mittlere, und einen großen Theil der neuern Zeit hindurch, in schaudervollen Kreisen immer sich wiederholend, fortgewüthet, hatte in der Asche der Revolution Cromwells ihr Grab gefunden.

Der römische Hof, als weltliches Haupt ohne Fürstenwürde, war meist dem Sieger, dem Glücklichen zugewendet, reizte häufig alte Gegner von Neuem, ohne sie vernichten zu können, brach ohne Noth, und ohne das Vorrücken der Geschichte zu bemerken, zugenarbte Meinungswunden auf, und, obgleich er durch Innocenz XI. und die Bulla Unigenitus noch einmal wichtig auf das Theater tritt, so bereitet er sich doch durch obige Ursachen allmählig selbst den Verfall seines gedoppelten Ansehens in Europa. Savoyen, Venedig, Sicilien und Genua, schwankend bald in unsicherer Neutralität und treuloser Freundschaft, bald Zankapfel und Theilnehmer verwüstender Kriege, tragen alles dazu bei, das Schicksal des unglücklichen Italiens immer hoffnungsloser zu machen, welches zu allen Zeiten eine Beute der Fremden ward.

Jenes Land endlich, welches einst Gesetzgeber des Welttheils, und in allen Tugenden und Trefflichkeiten ihm Schule und Musterbild war, hatte durch den Vertilgungsstreit der religiös-politischen Meinungen gebrochen und zerwühlt, und kaum noch von gänzlichem Tode errettet, einen Frieden von fremder Hand empfangen, der seine innere Trennung bestätigte, und die Feinde, denen das „Divide et impera!“ so gut gelungen war, entwarfen auf dem Sarge seiner politischen Selbstständigkeit Plane zur fernern Verstümmlung des noch vorhandenen Körpers. Der Schwede, der Franzose schaltete frech und stolz mit

unserm bluterworbenen, lange mit Ehren behaupteten Eigenthum, und Teutschland ward in diesen Tagen der allgemeine Freitisch, von dem die Armuth oder der Uebermuth aller andern Nationen sich den beliebigen Antheil holte.

Also war die große Völkergruppe Europa's zu Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gestaltet.

Wer darf behaupten, daß in einer solchen Zeit nicht gewaltige Kräfte sich bewegt, nicht Großes und Ungewöhnliches sich geschaffen, und Ereignisse, für alle Geschlechter bleibend, sich gestaltet haben. Aber sie waren alle weniger Resultate menschlicher Berechnung, und noch seltener Kinder einer, auch nur halb aufrichtigen, Begeisterung für Recht, Völker- und Fürstengröße, und für die Menschheit als solcher: sie waren im Durchschnitt und in ihrem Hauptcharakter blos die Wirkungen einer starken Selbstsucht, der aufgelößten Bande früherer, ehrwürdigen Verhältnisse, ein mörderisches Berühren der Immoralität, Herzenshärtigkeit und Partheiwuth; das Große, das gefördert ward, gehörte meistens einer frühern Zeit und ihren Impulsen, das Schlechte dem Zeitalter eigens an; und wo, wie in Preußen und im alten Czaarenreich, aus Barbarei, Erniedrigung oder unansehnlicher Armuth ein ungewöhnlicher Grad von Cultur aufstieg, da mußte man die Macht des allwirkenden Menschengeistes erkennen, welcher von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Welttheil zu Welttheil, und von Volk zu Volk Umreise hält, und sein Werk fördert, auch wo er nicht geglaubt wird; folglich einen innern Schöpfungsgang, weil die Weltgeschichte nothwendig vorwärts drängt, unabhängig von menschlichem Willen,

und blos epochenweise von demselben geahnet und von seiner Kraft ergriffen und bedingt, beide aber selbst, Willen und Kraft nach höheren Gesetzen leitend.

Unserm Vaterlande — damit wir dem Ziele uns nähern — unserm Vaterlande an Ehren und Kräften auch nach den großen Verlusten noch immer reich, an Redlichkeit und Treue auch nach dem bittern Groll noch immer ehrwürdig, war, wir wiederholen es — das schlimmste Loos vor allen aufbehalten. Es mußte in solidum die Schulden der Femden bezahlen; seine eigenen Verdienste aber wurden in das große Buch dieser Letztern geschrieben. Und von allen Niederlagen die es erlitt, suchte man ihm noch die empfindlichste und unheilbarste zuzufügen: man trachtete, auf Wegen jeder Art das kostbarste Kleinod, das ein Volk besitzt, seinen Nationalcharakter, ihm zu rauben, und Frankreich übernahm es im Namen der Uebrigen, die Aqua tofana hiefür zu bereiten. Der Anschlag gelang mehr als zu gut. Durch Gold, Liebkosungen und Einschwärzung seiner Sitten, Laster und Thorheiten, verführte es die Unschuld unserer Nationalität, bei Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten und Feldherren. „Es wich — so drückt ein Geschichtschreiber neuerer Zeit *) sich aus — es wich aus den Teutschen immer mehr Selbstheit und Eigenthümlichkeit, seit die Ueppigkeit ihrer Fürsten angefangen hatte, des Landes edle Sprache und der Vorwelt Sitten gering zu achten. Der Reichen Großthuerei, des Adels Stolz, der Schriftsteller Gefallsucht, und wer vom Gemeinen sich loszählen wollte, äffte der Höfe Thorheit nach. Des teutschen Gemüthes angestammte Kraft und Herrlich-

---

*) H. Zschokke im III. Bd. der Baier'schen Geschichten

keit ward mit jedem Tage allgemeiner gegen Leichtfertigkeit ausländischer Blendnerei, weichlicher Triller und Lieder, weibischer Tracht und Veränderlichkeit, frevelnden Witzes und Uebermuths vertauscht. Aus der Leichtfertigkeit kamen Schalkheit, Wortbruch, Unglaube, Ränke, Verrath; zuletzt Knechtschaft und Mißhandlungen von Seite der Lehrer. Nur in der treuen Brust der Bürgerschaften und Landleute bewährte sich rein und ehrlich altteutsches Gemüth und Wesen. Und aus diesem Heiligthum gieng auch wieder am Tage der Gefahr die Rettung vaterländischen Sinnes und Freithums siegreich hervor." — Von diesen mächtigen Waffen unterstützt, gelang es mehr als einem ausgezeichneten Manne, mitten in der allgemeinen Schmach und Ohnmacht Beispiele jener Volkskraft zu erneuern, welche in der teutschen Nation vor allen übrigen einst heimisch erfunden worden, die Kraft des Heldenthums, welche die vaterländischen Laren mehr als einmal vor den Anmaßungen der Fremden rettete, und selbst mit dem zerbrochenen Schwerte Carls des Großen den Trotz der gewaltigsten Feinde zerblitzte.

Wenn Ludwig XIV. seine Türenne und Condé, Luxemburg und Catinat, Villars und Vendome, Schweden seine Carls, Polen seinen Sobiesky, England seine Fairfax, Marlborough und Wilhelm von Oranien, Holland seine Friederich-Heinrich, Ruyter und Tromp, Venedig seine Cornaro und Morosini, der Muselmann seinen Kiuprili Wessier mit gerechtem Stolze in das Pantheon der Helden dieser Tage stellt, und den Tribut allgemeiner Bewunderung fordert, so darf der Teutsche vielleicht

mit noch freudigerem Gefühl an Friedrich Wilhelm, den großen Churfürsten, an Max Emanuel, von Baiern, an die Helden, welche Venedig Kriegsruhm, Holland, Schweden und Brittanien, aber neue Königsgeschlechter und Glorie gaben, und teutsches Talent und teutsche Kraft auch in diese Länder verpflanzten, ferner an Montecuculi, Carl von Lotharingen, Ludwig von Baden, Rüdiger und Guido Starrhemberg, und vor Allen an Prinz Eugenius und Schulenburg mahnen, und mitten in den Empfindungen der Trauer über die Lage seines Vaterlandes in jenen Zeitläuften wird ihn wundersam und mächtig das Andenken ihrer Thaten trösten und stärken.

Laßt uns vor einigen der eben aufgezählten in kurzer Betrachtung vorübergehen, und wenigstens in einem kleinen Schattenriß die Züge der Vielherrlichen in's Gedächtniß uns zurückrufen.

Ein Schöpfer und Begründer der Größe seines Volkes, das er aus politischer Zinsbarkeit befreite, mit geringen Mitteln, aber kräftig ernstem Wesen und Willen; voll Haß und Verachtung wider Europa's Tyrannen, und lange Zeit der rüstige Vorkämpfer für die Freiheit der Nationen gegen Frankreichs umstrickenden Einfluß; teutscher Art in Treuen zugethan; ein Blitz der Schlacht am Tage bei Fehrbellin, und Zertrümmrer der Schwedenmacht im Norden, erscheint Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf dem Schauplatz, vielleicht darin weniger groß, daß er über Preußen nach und nach das allgemeine teutsche Vaterland vergaß. Wie aber Oesterreich, für treue Dienste ohne Erinnerung, und von nagender Eifersucht über des Nachbars Siege getrieben, mitten

in dem Kampfe, den es gemeinschaftlich mit ihm begonnen, im Feldlager ihn einsam stehen ließ, so ist auch sein Herz in den Tagen der Noth kälter für das Kaiserhaus geworden, als es wirklich die Sache Teutschlands und Europa's vertrat. „Dafür gab — nach Müllers Worten — sein Heldenherz den Brandenburgern eine Stimmung, die in Nationalkraft übergieng.“ Dieselbe Hand, die das Schwert gegen vielmal stärkere Feinde männlich zu führen wußte, suchte nun auch die blutigen Wunden durch Milde und Weisheit im Frieden zu heilen. Denn das Schwert ist wahrhaft großen Männern nicht das Höchste auf Erden. Die reiche Bibliothek Berlins verdankte ihm ihr Daseyn; er errichtete zu Duisburg den Musen einen Hochtempel; Fabriken, Handel und Gewerbe segneten ihn als Stifter und Förderer; 30,000 vertriebene Bekenner eines andern Glaubens flüchteten sich vor Ludwigs Dragonaden zu ihm nach den Ufern der Spree, und fanden gastliche Aufnahme und Schutz. So schlang der Oehlzweig eines Mark-Aurels sich in den Lorbeer des Eroberers.

Gerne möcht' ich von Maximilian Emanuel, dem Wittelsbacher reden, von den Tagen seiner ersten Liebe für Oesterreich, Kaiser und Reich, und wie er an Sobieskys und Lotharingens Seite wider Kara Mustapha stritt; und von der edlen Begeisterung, mit der er das Geschenk seines Reichs-Oberhauptes küssend, voll Jubel ausrief: „Dies Schwert, von Eurer Majestät trag' ich's, bleibe der Vertilgung aller Feinde des Christennamens und Eurer Majestät ewiglich geweiht;“ und wie er Savoyen retten half, „und allenthalben im Lager“ war, als der Feind, um ihn zu schonen, nach seinem Zelte

fragte. Aber ich sehe seinen Ruhm in dem falschen Glanz der Lilien erbleichen. Fürwahr, ein großes Herz wurde da dem Vaterlande entwendet, durch saumselige Freundschaft, durch schnöden Undank, und französische Industrie. Dies wußte am Tage von Hochstädt der Sieger am unbefangensten zu werthen, als er mit Mühe sich gegen die tapfern Schaaren, die klugen Anordnungen, und den persönlichen Muth des Baierfürsten zu behaupten vermochte.

Aber wir wenden uns freudiger zu dem Manne, der der erste wieder mit teutschen Heeren Osmanenschwärme zur Vernichtung schlug, und einer geregeltern Kriegskunst Meister und Muster wurde. Montecuculi, zwar unserm Volke ursprünglich nicht angehörend, aber von frühen Jahren an ihm eingebürgert und verwachsen, „ein klug italienisch Haupt mit einem teutschen Herzen" vom gemeinen Krieger, nach sämmtlich durchlaufenen Ehrengraden endlich des Kaisers Oberfeldherr, ruhmvolle Niederlagen mit glorreichen Siegen rächend, Carl Gustavs, Ragotzys und der Pforte Schrecken; Würgengel ihrer Heermassen am St. Gotthard, trotz aller verkehrten Anordnungen des feindselig gesinnten Ministeriums und Kriegsrathes, und der ungarischen Magnaten treuloser Kaltsinnigkeit, — dieser war es, welcher allein mit Türenne und Condé glücklich sich maaß, der wider einen geringern Feind als diese zu streiten unter seiner Würde hielt; der, als jener erstere plötzlich vom tückischen Bley dahin gestreckt worden, mit unverstellter Rührung des Feindes Tod beklagte; der endlich vom Gram über unrühmlichen Frieden verzehrt, mit einem Herzen voll teutscher Gesinnung und glühenden Eifers für sein zweites Vaterland endigte. Neben ihm Lo-

tharingens ritterlicher Herzog, einer der Hauptretter Wiens und Sieger bei Mohazk, fortwirkend in Montecuculis Geist, kenntnißreich, vielerfahren als Feldherr, kalt und bedächtlich in Plan und Rath, wie mitten im Gewühle der Schlacht; von Polens König brüderlich geliebt, und als der erste Feldherr Europa's gepriesen; unter dessen Fahnen Eugenius den ersten Kampfpreis gewann, und der eine neue große Hoffnung in Prinz Ludewig von Baden dem Vaterlande großzog.

Ihm innigst verwandt an Geist und Muth in den Tagen tiefsten Jammers und äußerster Gefahr, muß jederzeit mit Herzog Carls Namen auch Rüdiger von Starrhemberg genannt werden, in Wahrheit ein starrer Berg wider Feigheit und Bestechlichkeit, wie gegen alle Donner Mustaphas. Schon weht das Zeichen, das unsern heiligen Glauben verspottet, auf den Thürmen der Kaiserstadt; der blutige Dämon des Krieges eilt, das Beispiel von Constantinopel im Abendlande zu wiederholen, und die große Frage nähert sich der Entscheidung, ob die Harems Mahomeds VI. und Ludwigs XIV. von nun an ausschließlich über alle Völker herrschen, und die europäische Cultur asiatischer Barbarei und Frankreichs Ueberverfeinerung und Sittenverderbniß weichen soll. Aber, wenn auch die Thürme, die Bollwerke reihenweis stürzen, und die Brandsäulen bis in's Innere der untergrabenen Wohnungen lodern: die Treue Rüdigers stürzt nicht, und im Innern der Wohnungen lodert strahlender und mächtiger die Flamme teutscher Tugend. Nicht minder durch resignirende Todesverachtung gegen alle Wechselfälle des Geschickes gehärtet, als Leonidas-Zriny in Szigeth, steht der

Feldhauptmann Leopolds I. allenthalben an der Spitze seiner wundenbedeckten todesbleichen Mitvertheidiger, wo der Feind, die Gefahr, die Ehre rufen; entreißt er den Pulverthurm, und mit ihm die Stadt dem nahen Verderben, das tückisch sich mit der Wuth der Feinde von Außen verbündet hat: da erklingt das Heerhorn Sobieskys und Lotharingens von den Höhen des Kahlenbergs, und Menschenkraft hat gerettet, was höhere Mächte aufgegeben zu haben schienen. Wohl war der Edle es werth, daß in spätern Tagen ein Erbe seines Namens und seiner Tapferkeit auf Italiens Schlachtfeldern ihn verherrlichte; mit Ehrfurcht spricht die Geschichte jederzeit den Namen Guido Starrhembergs aus, wenn sie von den großen Feldherren des XVIII. Jahrhunderts redet. Sie wird stets erzählen von seiner tiefen Kriegskunde, mit der er, wo Ruhm und Sieg im Angriff nicht möglich, vertheidigend sich beide erwarb, in Italien Heere vom Untergange rettete, Vendomes kühne Pläne durchschnitt und des Fürsten von Savoyen Vertrauen glänzend rechtfertigte.

Dann tritt vor uns der Zähringer ächter Heldensproß, den die Zeitgenossen am besten unter dem Namen des Prinzen Louis kennen; er, der Montecuculi's und Carls Feldherrngeist in der Klarheit und Sicherheit all seiner kriegerischen Bewegungen und Anordnungen erneuerte, und, starr und unbeugsam in gefaßten Entschlüssen, aller Heucheley und Verstellung geschworner Gegner, die Liebe seines Volkes und der Gegenstand der Bewunderung des Feindes war. Mit hochklopfendem Herzen sehen wir ihn der ersten einer, beim Sturme auf Philippsburg; bei Staufen sich mit dem Schwerte durch die französischen Heersäulen schla-

gen, und den Anführer der Feinde tödten; auf dem Kahlenberge mit zur Entscheidung jenes Tages wirken, welcher Wien vor Zerstörung sicherte; bei Gran die Polen und ihren König retten, bei Mohazk die Schlacht entscheiden. Vor allen aber strahlt uns die Sonne von Salankamen entgegen, der Vertilgungsschlacht und Vorläuferin jener bei Zenta. Die Flammen, welche noch aus so vielen altherrlichen Städten und Dörfern Teutschlands, und seinem eigenen Fürstensitze lodern, rufen ihn bald zur Blutrache wider die Raubmörder, zu neuen Thaten, nach einem andern Schauplatz ab: nur die schlechte Hilfe und der matte Nationalgeist hindern ihn an Ausführung großer Dinge; er errichtet dafür die berühmte Linie von Heilbronn, und geht nach England, um für das Beste der allgemeinen Sache nach Vermögen zu wirken. König, Parlament und Volk empfangen ihn, wie's seiner Tugend und seinem Ruhme gebührt. Spaniens König beehrt ihn sofort mit dem goldenen Vließe, das Prinz Eugenius, sein bereits berühmt gewordener Schüler ihm umhängt; die Polen halten ihn würdig, ihre Krone zu tragen. Bei Friedlingen über die Franzosen Sieger, trennt er sie von der Baiernmacht, und während der Uebermuth Jener bei Hochstädt seine Strafe findet, bedrängt er hart das schlimmgesinnte Ingolstadt. Wie mochte diesen Mann die rohe Anklage des Neides treffen, daß er bei Hochstädt seiner Starrwilligkeit und Eifersucht das Glück des Tages preis gestellt? Des Britten Zeugniß selbst, und was Eugen in Gedenkbüchern davon hinterlassen, rettet mehr als hinreichend seine Ehre. Kurz, Ludwig lebte und starb, als ein ächter teutscher Heldenfürst, voll Liebe für sein Gesammtvaterland, unter allen

damaligen Fürsten vielleicht der teutscheste, und nach Marlboroughs Zeugniß der fähigste, um, mit gehöriger Unterstützung, Teutschland jederzeit zu retten [2]).

Und nun zu jenem Unsterblichen, der die Vorzüge aller bisher Aufgezählten in sich vereinte; zur großartigsten Gestalt des gesammten Zeitalters, die noch jetzt in Liedern und im Andenken seiner Thaten und im Herzen jedes Teutschen fortlebt: dem ehrwürdigen Eugenius. Wie vermöchten wir in diesem karggemessenen Augenblicke eine auch nur unvollständige Uebersicht seiner Verdienste zu geben, deren so viel als Tage seines Lebens sind? Dreien Nationen angehörend, zog er es vor, ein Landsmann derer geheißen zu werden, für die er Ruhm und Größe erstritt. Er verachtete der Franzosen flüchtiges Wesen, und haßte der Wälschen Treulosigkeit. Von Ludwig XIV., lange nachher zu unfruchtbarer Reue, verkannt, warf er sich der Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe und Treue der Teutschen in die Arme, und bewährte sich bald in Kämpfen mit den Ungläubigen dermaßen, daß Europa verwundert auf den kühnen Fürstenjüngling blickte. Und nun bilden ununterbrochen Wien, Mohazk, Belgrad, Marsaglia, Condi, Zenta, Villafranca, Chiari, Cremona, Luzara, Hochstädt, Carmagnola und Peterwardein die Hauptlorbeeren des Kranzes, der seine Schläfe schmückt. Des Heeres Abgott, die Be-

[2]) Noch fehlt eine kritische Bearbeitung des Lebens von diesem merkwürdigen Manne, wozu in Carlsruhe und an mehrern andern Orten höchst reiche und wichtige Materialien sich vorfinden. Bald dürfte jedoch dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

wunderung des Feindes, Liebling seines Kaisers und ganz Teutschlands, hatte er dennoch mit falschen Freunden, widersinnigen Kriegsräthen und vaterlandsverrätherischen Ministern mehr als mit dem Feinde, und hartnäckigern Kampf zu kämpfen; und dennoch wankte seine Treue nicht, und mit glühendem Dankgefühl, lehnte er, stolz verachtend Ludwigs glänzende Anerbietungen ab. Er fühlte sich glücklich, ein Teutscher zu seyn, pries der Völker aufopfernden Heldensinn, durchschaute der Fürsten verrätherische Getriebe, deckte die Fehler der Verwaltung im Heerwesen und Cabinete auf, und verfolgte die, das Ganze gefährdende Kabale, in ihre geheimsten Schlupfwinkel. Angehaucht von der Kraft und dem Geiste der Alten, ja selbst der Alten einer, gab er in ihren und Montecuculis Grundsätzen der Kriegskunst eine neuere edlere Gestalt; zeigte er seinem Monarchen, seinen Freunden und Feinden offen und unverholen, mit einem seltenen politischen Scharfblick die Grundsätze, Absichten und Bewegungen aller europäischen Cabinette; überraschte sie oft mitten in ihren Minen bei voller Arbeit, machte auf ungeahnete Gefahren aufmerksam, entwaffnete mehrmals für Oesterreich Savoyen, den zweideutigen Verwandten, und zerriß den Vorhang vor den Geheimnissen des Versailler Hofes, so dicht er auch gewoben seyn mochte. Er wußte jedes Verdienst genau zu schätzen, und an gehörigen Ort zu stellen; des Kaisers Ruhm gieng ihm über den eigenen; wo der Fremde mehr nützen konnte, wich er bescheiden. Innig blieb er aller Tapfern und Edlen Freund, und der Tag zu Rastatt, wo er den bisherigen Hauptfeind Villars, mit dem er den ersehnten Frieden schließen sollte, brüderlich umarmte, so

daß dieser im Gefühl der Größe seines Gegners ausrief: „Längst sind wir Freunde, Ihre Feinde sind in Wien, die meinigen in Versailles!“ und die Thränen, die er mitten im Gewühle der Schlacht dem Falle seines Waffenbruders Commercy weinte, sind Scenen, welche hundert andere der Schlechtigkeit dieser Epoche aufwiegen. Kurz: Kraft, Strenge, Humanität, Heldenthum und Milde waren wechselnd die Triebfedern aller seiner Handlungen; an Aufklärung des Geistes kamen ihm wenige Zeitgenossen gleich; sie lehrte ihn eine in dieser Epoche seltene Duldung gegen fremde Religionen und Meinungen; ja selbst den Islamiten zeigte er in seinem Werthe; von den Prälaten der Kirche forderte er strengere Reinigkeit des Lebens und Unterwerfung unter die Herrschaft eines geläuterten Zeitgeistes [3]).

Rühmlich wetteifert mit Eugen [4]) an Größe der Seele wie an Glanz des Feldherrnruhms der Graf von der Schulenburg. Wenn jener Erstere, aus fremdem Stamm Entsprossene, durch Tugenden und

---

[3]) Die ganze Geistes- und Charaktergröße Eugens zeigt sich am besten in seinen hinterlassenen Denkschriften und Briefen, die eine köstliche Reliquie der Kriegs- und Staatsgeschichte jener Zeit sind.

[4]) Wann werden wir auch von Eugen einmal eine genügende und gediegene Lebensbeschreibung erhalten? Weder durch „des großen Eugenii Heldenthaten“ noch durch alle die Vie's du prince Eugène, noch durch „Hormayr's teutschen Plutarch“ ist diese Frage beantwortet. Aus seinen eigenen Briefen, Relationen und Memoiren, aus den Akten des Hofkriegsrathes zu Wien und aus den geheimen Archiven zu Paris muß ein solches Werk bearbeitet werden. Die Europ. Fama und das Theatrum Europaeum sind nicht hinreichend hiezu.

Liebe zum Eingebornen sich gemacht, und als solcher immerdar betrachtet worden ist, so hat dagegen der Letztere als Retter Venedigs, Italiens, ja vielleicht eines großen Theiles von Europa, in fremdem Dienste den teutschen Namen berühmt und unvergeßlich gelassen. Oft zurückgedrängt auf sein eigenes Genie und seine eigene Kraft, von Höfen, Heeren, Freunden und dem Glück verlassen, bewahrte Schulenburg in den verhängnißvollsten Lagen des Lebens jungfräulich Heldenruhm und Hochsinn und vollendete Großes mit geringen Mitteln. In Lotharingens, Max Emanuels und Allarts Schule wider Türken und Ludwig XIV. zum Waffendienste vorbereitet, erhielt er durch die Kriegskenntniß Scovets, des Sohnes eines Hufschmieds, das vollendete Gepräge. Muthig stritt er unter König Wilhelms Fahne; mit widerstreitendem Herzen, durch das Spiel des Schicksals in diesen Posten geworfen, wider Eugen. Das angsterfüllte, vom Gipfel der Macht durch Carl XII. herabgeschleuderte Polen verlangt nach seinem kriegerischen Talente. Treu und redlich und unerschüttert mit der Feigheit seines Heeres, mit der Treulosigkeit der Befehlsgenossen, mit dem Neide der Minister, mit dem Wankelsinn des Königs, den erschöpften Finanzen, der aufgelößten Kriegszucht, endlich mit dem überlegenen Genie Carls und der Tapferkeit der Feldherren desselben ringend, vermag er dennoch das Unvermeidliche nicht abzuhalten. Aber größer und geehrter denn als Sieger tritt er aus dem ungleichen Streit. Auf den Schlachtfeldern und vor den Vesten der Niederlande geht glorreich für ihn die Sonne des Sieges auf; da offenbart sich erst die hohe geistige Kraft in ihm und entfaltet sich neben der, brüderlich sie umschließenden,

Größe Eugens. Aber ein anderer Wirkungskreis ist dem Tapfern bestimmt. Fern, in dem jonischen Meere, dort, wo einst der sieben und zwanzigjährige Blutkampf Athens und Sparta's sich entzündet, dessen Ausgang ersteres in die Macht des letztern gab, dem Vaterlande Skanders gegenüber, liegt eine Insel von mäßiger Größe; eine zerfallene Veste bildete damals den Hauptpunkt auf ihr. Hier soll das Schicksal des Freistaats, der ihn zum Feldherrn erfleht, Italiens, ja vielleicht Europa's, abermals sich entscheiden. In unübersehbaren Heeresschaaren und mit mächtigen Flotten dringen zu Wasser und zu Land die Osmanen an. Was vertheidigt werden soll, muß beinahe im Beginn der Belagerung erst geschaffen werden. Zwei und vierzig Tage wüthen Geschütz, Feuersäcke, Flatterminen, Stürme, Hunger, Seuche und Naturschrecken wider Schulenburg und seine Getreuen. Aber über alle siegt die ausdauernde Tugend, die wie sein eigenes Standbild nachmals zu Korfu, mitten unter den zertrümmernden Blitzen, erhalten und aufrecht blieb. Und das Schicksal selbst wird von ihrer höhern Gewalt bezwungen, und der Erretter erhält einen Triumph, wie ihn seit Luther vielleicht kein anderer Teutscher so glänzend erlebt. Der 3. Jänner 1717 zu Venedig und der zu Rom, wo Pabst Clemens XI., entzückt und bewundernd, vor dem teutschen protestantischen Helden stand, und als den Befreier der Christenheit ihn begrüßte, sind allgemeine Siegestage teutscher Nation. Nur ein voreiliger und für Venedig verderblicher Friede hindert die bereits glücklich begonnene Ausführung einer kühnen Idee Schulenburgs, von dem albanischen Festland aus dem

in Italien allmählig verbleichenden Glücke seines Freistaates ein neues griechisches Reich zu gründen *).

Vor solchen Größen beugen sich alle übrigen der Erde. Tage der Schmach sind zahlreich, bald hernach, und später noch mehr, auf sie gekommen, obwohl die Flecken ein etwas künstlicherer Firniß deckte und noch deckt. Die bluterworbenen Bauten des Geistes und Muthes jener Männer fielen in Trümmer, und bald mit ihnen die letzte Spur der politischen Selbstständigkeit unsers Vaterlandes. Teutschlands Söhne erschlugen sich abermals mit dem Berserkerschwerte altgeerbten Wechselhasses, das seinen Fluch noch nicht verloren, und ihre Siege waren mit Bruderblut befleckt; drauf wurden sie zinsbar dem Fremdling, der in der Ohnmacht sie zu wiederholten Malen überraschte, nachdem sie es zuvor in eitler Hoffnung versucht hatten, den Sturm der Freiheit bei dem aufgereizten Nachbar zu beschwören. Doch aus den Hünengräbern der Vorzeit, und aus den noch nicht zubemoosten jener Zeit, die wir so eben geschildert, stieg auch die Kraft wieder hervor, die aus dem unerschütterlichen Willen des Menschen heraus so oft schon die Schicksale der Welt verändert und gestaltet hat. Wenn das Geschlecht der Kinder der Schwachen, versunken in Schlaffheit und Entnervung, auch müßig das Erbtheil reicherer Jahrhunderte zu verzehren scheint, und

---

*) Der treffliche Varnhagen von Ense hat dieser Zierde Teutschlands in seinem „biographischen Denkmal" ein würdiges Denkmal gestiftet. Helden wie Schulenburg sollten stets verwandte Geister wie V. zu historischen Mahlern haben.

den trägen Lauf der Jahre nicht mit Thaten bezeichnet, welche ewig bleiben: der geistige Bildungstrieb ruht nie, das Große erbt sich still und ungeschmälert durch alle Zerstörungen in der moralischen Natur, fort; und wie es, reich und ausgesteuert durch sich selbst, aus sich selbst allein gewirkt und geschaffen hat, so belohnt es sich auch durch sich selbst, von Geschlecht zu Geschlecht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler und Verbesserungen.

Im I. Bande.

In der Biographie des Königs Enzius sind sehr viele lateinische und italienische Beweisstellen in den Anmerkungen durch Druckfehler entstellt, deren genaue Angabe, bei Abgang des Manuscriptes, dem Verfasser jetzt nicht möglich ist. Er bittet die sprachkundigen Leser, die Fehler selbst verbessern zu wollen.

Im QuellenVerzeichniß, Seite 11, kommt mehr als unrichtig zweimal vor.

Unter den übrigen, uns aufgefallenen Druckfehlern heben wir besonders folgende heraus:

S. 354 unterste Z. des Textes st. zerstört wurde l. zerstört werde
— 355 Z. 6 v. o. st. entblößet l. entblöße
— 374 Z. 5 v. o. st. troß l. und, troß

Im II. Bande.

S. 24 Z. 8 v. o. st. Blumen des Adlers l. Blumen des Feldes
— 37 Z. 5 v. o. st. und die l. aber die

In dem Aufsatz Olympia Morata, p. 42—109, hat der, nach des Verfassers Abreise in die Niederlande, zur Correctur beauftragte Gelehrte die Seitenzahlen aus den Opp. Olymp., welche häufig in den Noten citirt sind, einzeln beizufügen versäumt, eine Arbeit, die der Verfasser früher sich auf die Correctur verspart hatte. Ein ausführlicher Nachtrag in gegenwärtigem Verzeichniß kommt jedoch zu spät, und darum muß der Leser auf gedachte Sammlung im Allgemeinen verwiesen werden.

In demselben Aufsatz ist auch unbegreiflicherweise stets Renun st. Renée (Renata) gedruckt, Calcaguin*

st. Calcagnino, Vergenius st. Vergerius und anderes der Art mehr.

S. 252 Z. 3 v. u. st. den XI. und XV. Ludewigs l. des XI. und XV. Ludewigs

— „ Z. 2 st. nicht verhüllende l. nicht zu verhüllende

— 297 st. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts l. und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts

Die in der Vorrede zum 1sten Band noch angedeutete „Schlacht bei Wimpfen" ist vom Verfasser zurückgenommen worden, weil der Verleger den Band nicht zu dick haben wollte. — Ob das der Sammlung beigelegte Conterfay nicht auch unter die Druckfehler zu rechnen sey, mögen meine persönlichen Bekannten entscheiden. Auf jeden Fall muß ich die Damen versichern, daß ich nicht halb so finster, als hier, sonst in die Welt hinein sehe.

st. Calcagnino, Vergenius st. Vergerius und anderes der Art mehr.

S. 252 Z. 3 v. u. st. den XI. und XV. Ludewigs l. des XI. und XV. Ludewigs

— = Z. 2 st. nicht verhüllende l. nicht zu verhüllende

— 297 st. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts l. und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts

Die in der Vorrede zum 1sten Band noch angedeutete „Schlacht bei Wimpfen" ist vom Verfasser zurückgenommen worden, weil der Verleger den Band nicht zu dick haben wollte. — Ob das der Sammlung beigelegte Conterfay nicht auch unter die Druckfehler zu rechnen sey, mögen meine persönlichen Bekannten entscheiden. Auf jeden Fall muß ich die Damen versichern, daß ich nicht halb so finster, als hier, sonst in die Welt hinein sehe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münch, Ernst Hermann Joseph,

Vermischte historische Schriften

Bd.: 2

Ludwigsburg (1828)

H.misc. 220 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739069-5